Musteraufsätze

aus der Schule für die Schule

von

Ferdinand Schöntag,
kgl. Gymnasialprofessor.

> „Es ist keine Frage, daß einem guten Vortrage mit viel geringerer Anstrengung zu folgen ist, als einem schlechten, daß der Inhalt des ersteren sicherer und vollständiger aufgefaßt wird, daß eine wohl geordnete, die springenden Punkte, wie die Abteilungen deutlich heraushebende, die Gegenstände anschaulich erläuternde Darstellung in gleicher Zeit mehr Inhalt überliefern kann, als eine von den gegenteiligen Eigenschaften".
>
> Helmholtz, Über die akademische Freiheit.

Zweite, vermehrte Auflage.

Regensburg, 1891.
Verlag von Hermann Bauhof.

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Vorwort zur ersten Auflage.

Gerne hätte ich für die hiemit zur Veröffentlichung kommenden kleinen Aufsätze einen weniger anspruchsvollen Titel gewählt. Aber der Zweck sowohl, der sie in erster Linie ins Leben rief, als der weitere Gebrauch, den ich von ihnen machte, gestatten keine andere Bezeichnung, ob sie dieselbe im übrigen nun verdienen oder nicht.

Bei der Besprechung der corrigierten Schüleraufsätze ist allerdings unerläßlich, daß einzelne gemachte Fehler in Beziehung auf Sprache, Gedankeninhalt, logische Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Anordnung erörtert werden. Aber wie nahe die Gefahr liegt, sich in Einzelheiten zu verlieren, die für die Gesamtheit unfruchtbar sind, hat wohl jeder Lehrer selbst erfahren. Für die ganze Klasse ist weit fördernder die Darlegung, wie die Sache hätte gemacht werden sollen. So entwickelt denn der Lehrer, insoweit er das nicht vor der Bearbeitung des Themas durch die Schüler gethan hat, durch laute Meditation,

vielleicht auch unter Mitwirkung der Schüler — wobei man aber sehr langsam vorwärts kommt — die Grundgedanken, die Teile, die Anordnung, und was bei dem vorliegenden Thema noch besonders in Betracht kommt. Dieses Verfahren, das ich wohl als das allgemein geübte betrachten darf, kann ja wohl nicht ohne Erfolg bleiben; aber ich wenigstens empfand es öfters, daß noch eine Lücke blieb, die erst ausgefüllt werden kann durch Aufzeigen einer fertigen, den gestellten Anforderungen entsprechenden Arbeit.

Was ich nun in Büchern, die für den Unterricht geschrieben sind, vorfand, entsprach, so schätzbare Anregung sie auch gaben, selten meinen Zwecken vollständig. Teils gehen sie über das hinaus, was man von einem Schüler erwarten kann, teils lassen sie sich in Dingen, die mir sehr wichtig scheinen, Nachlässigkeiten zu schulden kommen. Das Glück, einen Schüler zu haben, dessen Leistungen man den andern als Vorbild hinstellen kann, ist erstens selten und fordert zweitens vorsichtige Zurückhaltung des Lehrers. Die „Musterstücke“ aus klassischen Autoren haben gewiß sehr hohen Wert als Gegenstand der Erklärung und Analysierung; sie mögen auch Vorbilder sein für das letzte Streben: als Beispiele, wie der Schüler es hätte machen sollen, als Muster zur unmittelbaren Nachahmung eignen sie sich nicht. So sah ich mich durch das angedeutete Bedürfnis hie und da unter Überwindung der Scheu, Eignes als Muster hinzustellen, veranlaßt, eigne Arbeiten über von den Schülern behandelte Themata zu fertigen. Maßgebend war hiebei, daß sie alle Forderungen, die an den Schüler gestellt wurden, erfüllten und zugleich nicht über ihre Begriffe hinausgiengen.

Es sollte der Schüler wenigstens glauben: „ja, so hätte ich es machen müssen und können.“ Was so ziemlich in allen Arbeiten ich anstrebte, war

1. Abrundung,
2. Beschränkung auf das Thema,
3. Streng logischer Gang im einzelnen, wie im ganzen,
4. Sprachrichtige, der Sache angemessene, das Verständnis möglichst offen legende Ausdrucksweise.

Bald gieng ich einen Schritt weiter. Ich benützte die Besprechung eines solchen Aufsatzes, um auf einen ähnlichen vorzubereiten. In der Auswahl, die ich biete, finden sich mehrfach Parallelthemata, Themata, die in Form oder Inhalt gleichartig sind oder wenigstens wichtige Berührungspunkte haben. Man nehme: „Analyse und Beurteilung der Rede des Terentius Varro“ und „Beurteilung des Minucius“. An dem ersten der beiden Aufsätze konnte in formeller Beziehung viel gelernt werden für die Anfertigung des zweiten. Der Stoff war verschieden, die Form sehr ähnlich. Ich brauche nicht zu fürchten, daß man einen geistlosen Mechanismus in einer solchen Übung finden wird; sollten aber geistlose Schüler sich eine Schablone aus der gegebenen Form machen, so halte ich das für ein geringeres Übel, als die gänzliche Form- und Planlosigkeit, mit der man immer zu kämpfen hat. Überdies boten mir eben diese Aufsätze selbst die Möglichkeit, einem Haften an einer einmal angelernten Form entgegen zu arbeiten. Durch den zweiten der angeführten Aufsätze und vielleicht einige gelegentliche Winke

bei der Lektüre des Livius war der Schüler mit dem Stoffe des Aufsatzes: „Minucius als Beispiel" vertraut. Hier konnte in Bezug auf die Form etwas höherer Anspruch auf Selbständigkeit gemacht werden, und soweit der Schüler nicht selbst das erkannte und darnach handelte, bot die Vorlesung des betreffenden Aufsatzes die beste Gelegenheit zu zeigen, wie zwar manches von den Resultaten des vorher gemachten Aufsatzes gut verwertbar war, anderes aber weggelassen oder umgearbeitet werden mußte, wie es der geänderte Zweck forderte.

Besonders zahlreich sind in der Sammlung die Vergleichungen. — Man lasse mir hier diese nicht für alle gleich exakte Bezeichnung hingehen. — Kaum lassen sich Aufgaben finden, welche solchen Zwang üben, nach bestimmten Gesichtspunkten eine Sache zu betrachten, Unnützes auszuscheiden, die Ergebnisse zusammen zu fassen, als die der Vergleichung. Aber ohne ein Musterbeispiel irren selbst begabtere Schüler nach entgegengesetzten Richtungen ab: Zusammenstellung des nicht Zusammengehörigen, wie Zersplitterung; monotone Wiederholung des Wortes ähnlich u. s. w., wie vollständige Enthaltung von comparativen Wendungen kommen gleich oft vor. Die Vorlegung einiger Muster mit besonderer Aufzeigung der Wendungen, welche die Vergleichungsobjekte zu einander in Beziehung bringen, hebt doch über die ärgsten Ungeschicklichkeiten weg; wo nicht, ist man zum Schlusse berechtigt, daß dem Schüler, der noch immer gar nichts leistet, das Vermögen oder der Wille fehlt. Zudem gibt es auch hier Gelegenheit genug, vor Mechanismus zu bewahren. Es genügt mir, auf die Dialoge hinzuweisen.

In Bezug auf die Nacherzählungen von Balladen

kann ich mich auf das schöne Beispiel berufen, das E. Laas mitteilt.*)

Gerade je mehr die Ballade nur einen fruchtbaren Moment der Handlung darstellt, so daß Vorgeschichte und Schluß aus ihm nur erschlossen werden können, je mehr sie in Bezug auf innern Zusammenhang sich auf Andeutungen beschränkt, eine um so lohnendere Aufgabe bildet ihre Verwandlung in eine schlichte, chronologisch geordnete, den inneren Zusammenhang und das ethische Moment besonders markierende Erzählung. Eine bessere Probe, ob ein Schüler auffassen und frei wiedergeben kann, kenne ich kaum. Ein Geraten in einen Mechanismus ist hier kaum zu fürchten, außer in so weit für die Altersstufe, welcher die Schule die Balladen regelmäßig bietet, und selbst für eine etwas höhere ein gewisser äußerer Anhalt noch recht nützlich ist. Vergleicht man auch einmal etwa Schillers „Ring des Polykrates“ mit einer kurzen Wiedergabe des Herodotischen Berichtes, so kann man das Verfahren des Balladendichters daran studieren. Dann wird auch eine Erzählung, wie sie nach Livius I unten mitgeteilt ist, eine lohnende Arbeit bilden, oder nach ihrem Muster ähnliche.

Ich will hier nicht eingehender besprechen, wie die Berufung auf solche Aufsätze auch in anderer Weise nützlich sein kann im Kampfe gegen die Verwilderung der Form; am geeigneten Orte werden einige Anmerkungen Winke geben.

Den größten Wert legte ich darauf, die Arbeiten durchsichtig zu halten. Ist zu diesem Zwecke die erste

---

*) E. Laas, der deutsche Unterricht. Seite 244.

Bedingung ein möglich geradliniger Fortschritt zum Ziele, so trägt nicht minder dazu bei die Bestimmtheit der Propositionen und die Deutlichkeit der Übergänge. In diesem Punkte könnte es vielleicht scheinen, als sei des Guten zu viel gethan; die Ankündigungen und Zusammenfassungen nehmen im Verhältnis zur Ausführung der Teile einen breiten Raum ein, so daß sie einem verwöhnten Geschmack durch ihre Aufdringlichkeit unangenehm werden können. Doch gerade hierin glaubte ich den Bedürfnissen der Schule Rechnung zu tragen: wenn irgend wo, so liegt hierin der wesentlichste Unterschied des Musterstückes für die Schule vom Meisterstücke des Künstlers.*) Übrigens wird man an den für vorgerücktere Schüler bestimmten Aufsätzen wahrnehmen, daß einige Anläufe genommen sind, die starre Strenge der Schule durch gefälligere Formen zu mildern.

Doch nicht eine Methodik will ich schreiben, sondern Schulaufsätze vorlegen. Die anspruchsvolle Bezeichnung, die ich denselben geben mußte, nötigte mich, einige Aufklärungen zu geben, durch welche das Anstößige und Herausfordernde des Titels gemildert würde. Ich selbst bin weit entfernt anzunehmen, daß jeder Anspruch durch die gegebenen Vorlagen erfüllt wird. Gerne hätte ich noch einige Zeit verstreichen lassen, um mit gereifterer

---

*) Horazens Satiren und Episteln sind nach schulgerechten Plänen componiert; aber je reifer der Dichter wurde, um so mehr verdeckte er die Planmäßigkeit durch spielende Übergänge. Auch Cicero bedient sich zwischen Unterteilen vielfach maskierter Übergänge. Ich bezeichne solche als „Überschliche" und finde ihre Anwendung in der Schule bedenklich, zwischen Hauptteilen jedenfalls ganz unzulässig.

Einsicht und Erfahrung nach einheitlichem Plane eine Revision und Auswahl vorzunehmen. Nun sah sich der hochgeschätzte Collega, der für dieses Jahr das Programm zu verfassen übernommen hatte, in der jüngsten Zeit verhindert, die letzte Hand an dasselbe zu legen. Da erbot ich mich, in meinen Mappen zu suchen, ob ich etwas fände, das für den Augenblick einen Ersatz böte. Denke ich daran, daß ich selbst schon gedruckte Vorlagen für deutschen Aufsatz benützte und, wenn auch gegründete Überzeugung oder subjektiver Geschmack mir selten gestattete, sie ohne weiteres zu acceptieren, doch immer Gewinn daraus zog, so kann ich hoffen, daß auch ein anderer Mitarbeiter auf diesem Felde meine Vorlagen in irgend einer Weise verwerten kann; genug, wenn er an einer oder der andern eine förderliche Anregung erhält. Ist der Grundgedanke nicht ganz verfehlt, so werden vielleicht unter den Händen anderer die Aufsätze entstehen, zu welchen ich den Titel geschrieben habe.

Regensburg, im Juni 1887.

Ferdinand Schöntag.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die wohlwollende Beurteilung und freundliche Aufnahme, welche dem trotz anspruchsvollem Titel anspruchslosen Büchlein zu teil wurde, war mir eine Bestätigung meiner Überzeugung, daß Aufsätze, welche dem Schüler Vorbild und Anregung böten, ohne in unerreichbarer Höhe über ihm zu stehen, einem Bedürfnisse der Schule entgegen kommen würden, und eine Ermutigung in dem Vorsatze, weitere unmittelbar im Unterrichte wurzelnde Aufsätze zu veröffentlichen. Der Umfang des Büchleins hat sich, wie die Zahl der Aufsätze, fast verdreifacht, die Themata sind mannigfaltiger und zum Teil schwieriger geworden; aber alle sind mit sorgfältig abgemessener Rücksicht auf den geistigen Standpunkt der Schüler ausgearbeitet, so zwar, daß der Verfasser, wenn er sich zum Schüler herabneigt, ihn zugleich um eine Stufe zu heben sucht. Anleitung zum Gebrauche zu geben, versage ich mir aus ernst erwogenen Gründen: ich denke mir das Buch zunächst in der Hand des erfahrenen Lehrers — gerade hierin möge man keine Anmaßung erkennen —,

dann freilich auch — und das könnte eher anmaßend sein — gern in der der Schüler, welche unter Anleitung des Lehrers immer ein bestimmtes Stück studieren und ihm Rechenschaft ablegen. Dieser Lehrer würde wissen, mit den Schülern den Gewinn aus dem Gelesenen festzustellen und für weiteres Streben fruchtbar zu machen. Ob auch der angehende Lehrer noch Anregung und Förderung in seiner Berufsbildung in dem Büchlein finden kann, darüber steht mir das Urteil zuletzt zu. Wie ich die einzelnen Stücke in der reinen Absicht schrieb, meine Schüler zu fördern, so hege ich jezt, wo ich die Sammlung hinaussende, nur den einen Wunsch, daß sie ein Kleines beitrage zur Förderung unseres Jugendunterrichtes.

Erfüllt sich dieser Wunsch, so gebührt auch den Mitarbeitern am Werke ihr Anteil der Genugthuung. Meine lieben Freunde und Collegen, Dr. L. Bauer in Augsburg und G. Steinmetz in Regensburg, haben durch die Bezeigung ihres Interesses mich aufgemuntert, den Gedanken der Herausgabe zur Ausführung zu bringen, durch eindringende Bemerkungen mich zu mancher Verbesserung im Einzelnen gezwungen und der Letztere dem Augenschwachen durch Mitwirkung bei der Correctur die letzte Schwierigkeit zu überwinden geholfen. Ihnen meinen herzlichen Dank!

Regensburg, im April 1891.

Der Verfasser.

I.

Allgemeine Themata.

Vergleichungen.

1.

Steinkohle und Diamant.

Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung des Wertes für den Menschen.

Steinkohle und Diamant! Welcher Gegensatz! Die eine gleichend dem Schmutz der Erde, aus der sie gegraben wird, eine plumpe und haltlose, der Zerbröckelung und Verwitterung preisgegebene Masse, mißfarbig und beschmutzend; der andere in nichts an seinen Ursprung erinnernd, sondern wie aus dem Reiche des Lichtes stammend, dessen Glanz und Farbenpracht er in sich sammelt und aus seinen fast jedem Angriffe trotzenden, zierlich geformten, spiegelglatten Feldern ausstrahlt. Will man den Gegensatz des Gemeinen, Wertlosen und des Edlen, Kostbaren recht anschaulich machen, so stelle man Steinkohle und Diamant zusammen.

Die Kohle wertlos? Ja, wenn wertlos ist, wofür man nicht viel bezahlen muß; nicht aber, wenn man den Wert schätzt nach dem Verdienste. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte die Wertschätzung der verachteten Steinkohle anders ausfallen. Sie

spendet im Winter die lebenerhaltende Wärme, zu deren Erzeugung das Holz unserer Wälder nicht ausreichen würde; sie hilft Sommer wie Winter zur Bereitung unserer Speise; sie spendet das Licht, das nächtlich unsere Straßen und öffentlichen Lokale erleuchtet. Was ist dagegen das nicht wärmende Feuer, das geborgte Licht des Diamanten? Die Steinkohle schmilzt uns das Eisen, aus dem der Mensch zahllose, um nicht zu sagen, alle Werkzeuge bereitet, die den unerläßlichsten Bedürfnissen oder den höher gehenden Anforderungen seiner Kulturentwicklung dienen, Pflug und Schwert, Hammer und Messer, Nadel und Uhrfeder. Auch der Diamant leistet uns einen schätzbaren Dienst, da er sich zu technischen Zwecken, wie Glasschneiden, Gravieren verwenden läßt; doch was will das heißen im Vergleich zu den angeführten Wohlthaten der Kohle? Mehr noch! Diese setzt durch die Erzeugung des Dampfes die unzähligen Maschinen in Bewegung, die dem Menschen die schwere Arbeit abnehmen, ja Arbeiten verrichten, welche keine andere dem Menschen verfügbare Kraft leisten könnte. Durch die Kohle in Bewegung gesetzt, drehen sich Tausende von Spindeln, hebt der Riesenkrahn die Lasten aus den Schiffen, hebt die Schiffe selbst aus dem Wasser, bewegt sich der mächtige 1000 Centner schwere Hammer leicht und sicher nach dem Willen des Menschen. Die Lokomotive führt brausend mit Windesschnelle Wagenreihen über das Land, welche unzählige Rosse mühsam keuchend kaum schleppen könnten, das Dampfschiff furcht unabhängig von Wind und Strömung die Woge, wo sonst, langsam und dem Winde und der Strömung unterthan, das Segelschiff dahinzog oder ächzend unter der Peitsche des Aufsehers Galeerensklaven ein schwaches Ruderschiff weiter trieben.

Und indem sie uns Arbeit thut, gibt diese Wohlthäterin Brot. Um nicht davon zu reden, daß an mancher Stelle jetzt der Pflug gehen kann, wo sonst Wald das früher unentbehrliche Holz lieferte, daß der Dampfpflug die Erzeugnisse des Bodens für Menschen verwendbar macht, die das Zugvieh in Anspruch

nahm: der Überschuß an Erzeugnissen der Industrie über unser Bedürfnis kann ausgetauscht werden gegen den Überschuß anderer Länder an Bodenfrüchten; so wird die allzu dichte Bevölkerung unserer zu eng gewordenen Heimat von der Kohle des Bergwerkes ernährt, wie durch diese zugleich die Beförderung über Meer und Land besorgt wird.

Nur wenige Verdienste muß die Steinkohle ihrer jüngeren Schwester, der Holzkohle, überlassen, welche sich bis jetzt die Anwendung zu einigen technischen Zwecken vorbehalten hat, wie zur Bereitung des Schießpulvers, Bearbeitung des Glases, Reinigung des Wassers, überhaupt zu solchen Prozessen, bei welchen die der Steinkohle beigemischten fremdartigen Bestandteile störend einwirken würden. Aber wo es auf Ausgiebigkeit und Billigkeit des Feuers ankommt, da tritt die Steinkohle ein und thut, sich verzehrend, dem Menschen ihre Sklavendienste. Dankt der Mensch der Sonne Licht, Wärme und Nahrung, die unerläßlichen Bedingungen des Lebens, so danken wir der Kohle vielfachen Ersatz der unserem Himmelsstriche oft etwas sparsam zugemessenen Sonnenstrahlen. Ja, wenn die Steinkohle entstanden ist aus massenhaften Pflanzenresten vergangener Jahrtausende, so ist sie sogar buchstäblich eine Aufspeicherung von Sonnenstrahlen, von der gütigen Vorsehung aufgespart für unser bedürftiges Geschlecht.

Als wertlos werden wir nunmehr die Kohle nicht mehr so leichthin bezeichnen; eher fühlen wir uns versucht, im Gegenhalte zu ihr dem Diamanten den Wert abzusprechen, den die Menschen durch die unglaublichen Preise ihm zuerkennen. „Nur weil der eine selten ist, die andere häufig, wird der eine geschätzt, die andere gering geachtet." Etwas Wahres möchte an einer solchen Ansicht sein, aber sie enthielte doch nicht die ganze Wahrheit. Wenn es auch richtig ist, daß der seltene Diamant zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der Menschheit nicht entfernt das beitragen kann, was die reichen Steinkohlenvorräte, welche im Schoße der Erde für uns aufgespeichert sind,

so dürfen wir doch nicht so ungerecht sein, den Wert unbeachtet zu lassen, den auf einem anderen Gebiete der Diamant hat. Wenn dem dringenden Bedürfnisse genügt ist, soll sich des Menschen Auge nicht gern laben am Schönen? am Glanze des Lichtes, an dem Schmelze der Farben sich nicht freuen? Gönnen wir es den Menschen, wenn sie, nachdem des Leibes Notdurft befriedigt ist, auch noch Sinn haben für anderes. Die Wertschätzung des Diamanten mag zu krankhafter Übertreibung ausarten, aber unbegründet ist die Anerkennung nicht, die dem edelsten der Edelsteine gezollt wird. Ja, noch eine Beziehung läßt sich finden, welche uns mit dem Urteile der Welt versöhnen kann. Bekanntlich ist der Diamant im wesentlichen reiner Kohlenstoff in krystallisierter Gestalt. Könnten wir nicht sagen, wie in ihm der Mensch den Abglanz der Sonne und des Lichtes bewundert, so ehre er in ihm zugleich, wenn auch unbewußt, die bescheidene irdische Spenderin von Licht und Wärme, die Kohle?

2.

Pflug und Schwert.

Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung ihres Wertes für die Gesittung der Menschheit.*)

Aus einem Metalle bildet der Mensch zwei entgegengesetzten Zwecken dienende Werkzeuge, den Ernährer der Menschheit und den Verderber, das eine die Grundlage aller menschlichen Gesittung, das andere das Sinnbild der rohen Gewalt, des Mörders Gehilfen: Pflug und Schwert.

---

*) Vorausgegangen Besprechung von Schillers „eleusischem Feste“.

Das sind vielleicht die ersten Ergüsse unserer Gefühle, wenn wir das Schwert und den Pflug zu einander in Beziehung bringen. Was verdanken wir nicht dem Pfluge! Von ihm gelockert spendet die Mutter Erde reichliche und sichere Nahrung der bedürftigen Menschheit, die sonst auf die kärgliche und unsichere Jagdbeute oder auf den ebenfalls nicht genügenden Ertrag ihrer Viehherden angewiesen wäre. Zu der Kleidung, die uns das Fell des Wildes und die Wolle des Schafes gibt, kommt dank dem Pfluge die glatte, linde Leinwand und ähnliche Stoffe, die der Landbau uns liefert. Doch nicht blos Nahrung und Kleidung schafft uns jenes bescheidene Geräte: noch andere Güter müssen wir von dem Pfluge, dem wichtigsten Geräte des Landbaues, herleiten. Daß wir feste Wohnstätten gründeten, hat ja erst der Ackerbau, wie einerseits notwendig, so andererseits möglich gemacht. Unsere ganze Gesittung, die staatlichen Einrichtungen sind bedingt durch den Ackerbau: mit einem Worte, der Preis, den unser Schiller in seinem „eleusischen Feste“ der Ceres spendet —

Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt —,

dieser Preis darf dem unscheinbaren Geräte zuerkannt werden, das uns der Göttin Gabe vermittelt.

Wie ganz anders sind die Gefühle, mit welchen ein Mensch von milder Gesinnung das Schwert betrachtet! Vielleicht sind noch die Spuren menschlichen Blutes daran zu finden, in das es einst getaucht wurde. Aber auch wenn es rein ist, in unserem Geiste haftet doch die Vorstellung von dem entsetzlichen Gebrauche, zu dem es gefertigt ist. Tödlich demjenigen, an dem es gebraucht wird, ist es ein Unsegen für den, der es führt. Gewaltthätig wird sein Charakter; gewöhnt Gewalt zu üben, muß auch er Gewalt fürchten. So raubt ihm das Schwert das Gefühl der Sicherheit: in steter Erwartung eines Feindes muß er stets auf der Hut, stets zur Abwehr gerüstet sein.

Wenn er also selbst nicht dem Schicksale verfällt, das er anderen bereitet, so ist ihm doch die Ruhe der Seele geraubt. Und muß er nicht schließlich auch eine andere Vergeltung fürchten, wenn die menschliche ihn ja nicht erreicht?

Es ist begreiflich, wenn der weich fühlende Mensch mit Schauder von diesem Werkzeuge des Mordes sich abwendet. Indessen dürfte doch nur ein einseitiges und beschränktes Urteil, das nur den Mißbrauch der Waffe — ob Schwert, ob Schießgewehr — berücksichtigt, hier stehen bleiben. Wir aber dürfen nicht verkennen, welchen Wert bei richtigem Gebrauche die tödliche Waffe für den Menschen hat. Daß uns dieselbe gegen die wilden Tiere schützt, vergessen wir beinahe, nachdem — in unseren Gegenden wenigstens — mit ihrer Hilfe dieselben fast ganz ausgerottet sind. Aber auch gegen die Angriffe böser Menschen bedürfen wir der Waffe, und wenn wir persönlich sie nicht leicht zu ziehen brauchen, so verdanken wir auch dies nur dem Umstande, daß die Obrigkeit und ihre Diener das Schwert tragen, bereit es zum Schutze des Redlichen zu brauchen. Das Schwert des Scharfrichters, das dem Leben des Verbrechers ein Ende macht, verteidigt mit dem tötenden Streiche Eigentum, Ehre und Leben von Tausenden, und selten ist heute die Notwendigkeit, daß dieser Streich geführt werde, da es in der Regel noch in der Scheide bleibend die Angriffe des Gesetzlosen auf die Friedlichen zurückhält. Und wie im inneren Leben der Völker, so ist auch in dem Verhältnisse der Staaten unter einander das Schwert unentbehrlich. Es mag traurig sein, daß selbst gesittete Völker gegeneinander der Schutzwehr bedürfen; aber so lange ein Volk nicht sicher ist, ob es nicht von seinen Nachbarn angefallen, von einem Gewaltthätigen unterjocht werde, so lange muß es im Schwerte seine Rettung finden. Der Gebrauch in solchem Dienste adelt das Schwert und adelt seinen Träger. Denn nicht niedere Triebe lassen es ihn führen: nein, die heiligsten Interessen: Recht, Freiheit, Vaterland will er schützen, und er selbst setzt freudig sein Leben ein, um andere zu erhalten.

Er darf einstimmen in das Lied des edlen Sängers, der sein Leben für die Befreiung des Vaterlandes hingegeben hat:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein freudig Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.

Also ist es nicht das Schwert, das wir verabscheuen dürfen, sondern nur der Mißbrauch desselben. Von der rechten Hand geführt, schützt es, was uns der Pflug erworben, schützt Gesetz und Sitte, Freiheit und Vaterland. Und mit dem rechten Geiste geführt, macht es nicht den Sinn wild, sondern tapfer und aufopferungsfähig. Wohl mag die Hand am Pfluge in treuer Arbeit beitragen zur eigenen und zu Anderer Erhaltung, es mag bei seiner Handhabung redliche und friedliche Gesinnung gedeihen; aber Fleiß und Rechtschaffenheit machen noch nicht den vollen Mann; erst wer bei redlicher und friedlicher Gesinnung auch die Kraft hat, sich zu schützen, und den Mut, sein Leben zum Schutze der Angehörigen und des Vaterlandes in die Schanze zu schlagen, erst der ist der ganze Mann; wohl dem Volke, dessen Söhne solche Männer sind.

3.

Hand und Maschine.

Wenn der Mensch seinen höchsten Vorzug vor dem Tiere in seinen geistigen Gaben erkennt, so darf er doch über jenem herrlichsten Geschenke ein anderes nicht undankbar übersehen, durch das es ihm möglich ist, in die Körperwelt einzugreifen, durch das er sein Leben erhält und schmückt: die Hand.

Dieses so einfach scheinende, so zweckmäßig und kunstvoll gebaute Glied befriedigt ihm an sich die notwendigsten Bedürf-

nisse: sie faßt das feindliche Tier und erdrückt es, sie sammelt Nahrung und führt sie zum Munde, sie flicht aus Bast das Gewand und aus Ruten die Hütte. Und gar mit Werkzeugen, die der menschliche Geist ersann, ausgestattet, hat sie dem Menschen die Schöpfung dienstbar gemacht: mit der Waffe ausgerüstet, ist er der gefährlichsten Bestie unnahbar, mit Pflug und Sichel erwirbt er reichliche Nahrung, mit Spindel und Webstuhl schafft er sich weiche Kleider, mit Axt und Kelle baut er sich stattliche Wohnungen, die er mit Pinsel und Meißel schmückt. Fast jede Einwirkung des Menschen auf die umgebende Natur geschieht vermittelst der Hand. Die Sprache selbst erkennt dies an, indem sie die menschlichen Werke im Gegensatz zu den Schöpfungen der Natur als Werke der Menschenhand bezeichnet.

Doch in neuerer Zeit hat der Mensch einen anderen Gehilfen gefunden, der der Hand viele Arbeit abnimmt, ja, wie einige wohl meinen, die Handarbeit ganz zu verdrängen droht: die Maschine. Wohin wir blicken, arbeitet die Maschine: sie pflügt, sie sät, sie drischt; sie spinnt, webt, strickt, näht; sie bewegt das Dampfschiff und das Dampfroß, daß sie mit Windeseile dahinsausen; sie fertigt Papier und bedruckt es, daß in wenig Stunden die Ereignisse des Tages oder die Meinungskundgebungen der Männer von Bedeutung Tausenden durch die Zeitung kundgegeben werden; ja selbst Bilder bringt sie hervor im photographischen Apparat.

Diese vielfache Anwendung der Maschine läßt annehmen, daß sie wesentliche Vorteile biete; sonst würde der Mensch nicht das ihm von der Natur gegebene Werkzeug beiseite setzend sich erst ein künstliches schaffen und verwenden. In der That sind auch die Vorzüge der Maschine am Tage liegend und unbestreitbar.

Vor allen Dingen ist es die Gleichmäßigkeit, durch welche sie die größte Sorgfalt des Menschen überbietet. Man nehme z. B. eine Teilmaschine: sie macht einen Maßstab genau so wie

den andern, und alle dem ursprünglichen Maße entsprechend. Die Rädchen, welche zur Uhrenfabrikation von der Maschine gefertigt werden, sind einander so gleich, daß man sie gegeneinander austauschen kann. Dann kommt in Betracht die Schnelligkeit, die der Mensch nicht erreichen kann. Eine Nähmaschine näht wohl zehn oder mehr Stiche in der Zeit, in welcher die Hand der geübten Näherin einen Stich macht. Auch wo die Maschine nicht wesentlich schneller arbeitet, als die Menschenhand, vermag sie auf andere Art Größeres zu leisten, indem sie eine große Anzahl von Stücken zu gleicher Zeit fertigt. An der Spinnmaschine werden Hunderte und Tausende von Fäden zu gleicher Zeit gedreht; so bringt sie hundert- und tausendfach zu stande, was eine Spinnerin vermöchte. Nimmt man noch dazu die Unermüdlichkeit der Maschine, welche unter Umständen Tag und Nacht ununterbrochen fortzuarbeiten vermag, wie etwa eine Kunstmühle oder der Bohrer in den gewaltigen Tunnels der Neuzeit, so begreift man, wie sehr in Bezug auf die Menge der Arbeitsleistung die Maschine der Hand überlegen ist. Endlich kann die Maschine eine Kraft entwickeln, wie sie noch so viele Menschen vereint nicht auszuüben vermöchten. Welche Lasten das Dampfroß schleppt, ist jedem bekannt; ich erinnere nur noch daran, welches Gewicht eines Hammers etwa in der Krupp'schen Eisenwerkstätte die Dampfmaschine hebt und genau mit der beabsichtigten Wucht auf den zu schmiedenden Eisenklotz niederschmettern läßt.

Es ist begreiflich, daß bei solchen Vorzügen der Maschine die Hand zu mancher Arbeit nicht mehr angewendet wird, zu welcher man sie sonst heranzog. So beklagen denn manche das Überhandnehmen der Maschinenarbeit: ja sie sprechen die Furcht aus, daß es bald dem Einzelnen nicht mehr möglich sein werde, von seiner Hände Arbeit zu leben, weil niemand dieselbe in Anspruch nehmen werde. Indes verkennen diese doch die Vorzüge, welche die Hand immer behalten muß, wegen deren sie also immer unersetzbar bleiben wird. Sie lassen sich kurz dar-

auf zurückführen, daß die Hand von einem denkenden Geiste gelenkt wird, welcher im stande ist jeden Augenblick nach Bedürfnis eine Änderung der Thätigkeit eintreten zu lassen, während die Maschine, sie mag noch so kunstvoll ersonnen, noch so sorgfältig ausgeführt sein, nur regelmäßig wiederkehrende Bewegungen vornehmen kann.

Mag der Faden von der Maschine gesponnen und zum Gewebe verarbeitet sein: den Schnitt zum Kleide wird der geschickte Meister allein fertigen können; mag die Schnellpresse Hunderte von Bogen eilig bedrucken: der Setzer wird die Buchstaben zusammenreihen müssen; die Teilmaschine mag Tausende von Uhrrädchen fertigen: zusammensetzen muß sie der Uhrmacher.

Ja selbst bei allen Werken der Maschine muß die Menschenhand helfend und regelnd eingreifen: der Faden an der Spule muß von der Arbeiterin geknüpft werden, welche die Maschine beaufsichtigt, der Nähmaschine müssen die Stoffteile eingelegt werden, die sie nähen soll, die Maschine des Dampfschiffes muß von dem Wärter geregelt werden, welcher wieder seine Befehle vom Steuermann empfängt.

Die Befürchtung, daß dem Menschen alle Arbeit von der Maschine abgenommen werden könnte, ist also unbegründet: für ihn bleibt noch immer genug zu thun übrig, um so mehr als er nach Befriedigung eines Bedürfnisses sofort sich neue Zwecke setzt. Wir dürfen demnach volle Befriedigung empfinden, wenn die Maschine uns viele Arbeiten, die entweder durch das erforderliche Maß der Kraft oder durch ihre Eintönigkeit die Kraft des Menschen erschöpfen, abnimmt: zu erschlaffender Unthätigkeit werden wir darum noch nicht verurteilt werden, nur mehr Zeit und Kraft bleibt uns nach Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse übrig zur Erreichung höherer Ziele und zur Ausbildung der geistigen Fähigkeiten.

4.

Sonnenuhr und Taschenuhr.

Vergleichung mit besonderer Rücksicht auf die Fortschritte der Technik und die Bequemlichkeit der Handhabung.

Wenn irgend ein Gegenstand die Fortschritte der menschlichen Kunstfertigkeit und die dadurch erlangte Bequemlichkeit uns anschaulich machen kann, so ist es die Taschenuhr im Vergleich zu der Sonnenuhr.

Das Bedürfnis einer richtigen Einteilung der Tageszeiten führte zu verschiedenen Mitteln es zu befriedigen; zuerst wohl zur Sonnenuhr. Bei allem Wechsel in der Länge von Tag und Nacht und in der Bahn, welche die Sonne täglich am Himmel durchläuft, gewahrte man leicht, daß die Sonne in der Mitte des Tages immer in derselben Richtung stand, die wir mit Süd bezeichnen. Ein Baum, oder überhaupt ein aufrechtstehender Gegenstand wirft jeden Mittag seinen Schatten in der gleichen Richtung. Dem Beobachter war damit das Vorbild gegeben zu einem Zeitmesser, den er sich konstruierte, den wir, weil seine Angaben von dem Stande der Sonne bestimmt werden, Sonnenuhr nennen. Ein auf ebener Fläche aufrecht gestellter Stab warf den Schatten, ein Strich auf der Fläche, auf den der Schatten Mittags traf, bestimmte die Mittagszeit, andere Striche bezeichneten mehr oder weniger genau andere Tageszeiten.

Fortschreitende Kenntnis der Bewegungen der Sonne vermochte das Instrument etwas zu vervollkommnen. Der Stab wurde anstatt aufrecht in der Richtung der Erdaxe gestellt; in höheren Breiten läßt man den Schatten gewöhnlich anstatt auf eine horizontale Fläche auf eine nach Süden gerichtete vertikale Wand fallen. Dem mit den Bewegungen der Sonne und mit schwierigen Berechnungen Vertrauten ist es ermöglicht nicht blos

die Mittagszeit, sondern sämtliche Stunden des Tages mittels der Sonnenuhr genau zu bestimmen.

Freilich dem nicht Eingeweihten bleibt diese Anwendung unzugänglich, und selbst dem astronomisch Gebildeten bleibt diese Methode der Zeitbestimmung umständlich und nicht für alle Zwecke genügend. Dazu kommt noch der Übelstand, daß die Sonnenuhr in der Nacht den Dienst gänzlich versagt, bei bedecktem Himmel auch am Tage.

Wie bequem dagegen ist es uns heutzutage gemacht mit der Taschenuhr! Ein Griff in die Westentasche und ein Blick auf das von Glas bedeckte Zifferblatt, so zeigen uns 2 bis 3 von der verborgenen Mechanik bewegte Zeiger die Zeit. Der Arzt legt den Finger an den Puls seines Patienten, und seine Sekundenuhr vergleichend, bestimmt er mit der größten Genauigkeit die Zahl der Pulsschläge in bestimmter Zeit. Der Schiffskapitän auf dem weiten Ocean vermag durch Vergleichung seiner genau gehenden Taschenuhr — wiewohl er lieber den noch zuverlässigeren größeren Schiffschronometer befragt — mit dem Stande der Sonne und der Gestirne zu bestimmen, wie weit er in östlicher oder westlicher Richtung gekommen ist. Die Mechanik dieses Werkes ist Tag und Nacht ununterbrochen in Thätigkeit; ja durch die Taschenrepetieruhr ist sogar dafür gesorgt, daß man nicht einmal Licht zu machen braucht, um nach der Uhr zu sehen: ein leiser Druck auf einen kleinen Knopf bewirkt, daß sie mit vernehmlichen Schlägen Stunde, Viertel und selbst Minuten verkündet. Und ein so nützlicher und herrlicher Mechanismus wird — abgesehen natürlich von luxuriösen Einrichtungen — so billig hergestellt, daß jeder, der nur nicht ganz unbemittelt ist, ihn sich anzuschaffen vermag. Ein Taglöhner besitzt heute einen Zeitmesser, für welchen früher ein Kaiser gern eine Grafschaft gegeben hätte.

Aber welche Fortschritte mußte die Kunstfertigkeit des Menschen machen, bis man diesen künstlichen Zeitmesser in seiner jetzigen Vollendung und zugleich zu so billigem Preise herstellen

konnte! Wollten wir das ganze Getriebe beschreiben, so würde die Nennung fast jedes einzelnen Teiles Anlaß geben auf Erfindungen hinzuweisen, welche zur Herstellung derselben notwendig waren. Es genügt aber schon ein rascher Überblick über die wichtigsten Teile, um uns von der Entwickelung, die die Kunstfertigkeit des Menschen machen mußte, eine Vorstellung zu geben.

Vor allem mußte die Mathematik sich in den Dienst des Menschen stellen. Sie mußte die verhältnismäßige Größe der Räder, die Zahl und die Form der ineinander greifenden Zähne bestimmen. Ferner war Kenntnis der Ausdehnung der Metalle in Wärme und Kälte, und Berechnung der Federkraft, die an den einzelnen Teilen wirken soll, notwendig. Es mußte sich erst im Laufe der Jahrhunderte durch Übung und durch zweckmäßig angestellte Versuche die Fertigkeit ausbilden, die Metalle zu bearbeiten, das Eisen in Stahl zu verwandeln und jene teils wegen ihrer Zugkraft, teils wegen ihrer Zartheit bewunderungswürdigen Federn herzustellen, welche die eigentliche treibende Kraft des Uhrwerkes bilden. Es mußten endlich nicht blos die einzelnen mechanischen Vorrichtungen des Uhrwerks selbst, unter denen ich nur die Auslösung durch Cylinder oder Anker nennen will, erfunden werden, sondern auch die Werkzeuge hergestellt werden, mittels deren es möglich wurde, die feinen Teile zusammenzusetzen, und die mechanischen Vorrichtungen, durch welche jene Teile mit einer Genauigkeit gefertigt werden, die auch die geübteste Hand und das schärfste Auge des Arbeiters nicht zu erreichen vermöchte, und das mit einem so geringen Aufwande, daß der Preis, den man für das künstliche Werk zu bezahlen hat, geradezu geringfügig zu nennen ist.

Gewiß, der Mensch darf sich bei Betrachtung der kunstvollen, handlichen Taschenuhr und Vergleichung derselben mit der einfachen, unhandsamen Sonnenuhr des Erreichten freuen. Doch freilich alle Vollkommenheit besitzt das herrliche Erzeugnis der menschlichen Betriebsamkeit nicht. Die Taschenuhr muß in

bestimmten Zeiten aufgezogen werden, sonst bleibt sie stehen; sie ist so empfindlich, daß ein Fall von geringer Höhe, ein Stoß das Werk unbrauchbar zu machen vermag. Ja, sie zerstört sich selbst; denn sei sie aus noch so dauerhaften Stoffen hergestellt: mit der Zeit verlieren die Federn ihre Kraft, die Zähne nützen sich ab, und das Werk verliert an Genauigkeit oder versagt gänzlich den Dienst. Endlich geht auch die vollkommenst konstruierte Taschenuhr nicht so genau, daß sie nicht von Zeit zu Zeit gestellt werden müßte. Dagegen der Schatten der Sonnenuhr geht ohne Wandel Jahrtausende den gleichen Gang; denn ihr Mechanismus ist nicht Menschenwerk, sondern beruht auf der Anordnung des Weltalls, und sie wird dauern, so lange die Sonne und die Gestirne ihre Bahnen am Himmel ziehen.

5.

Zunge und Schreibfeder.

Vergleichung.

Welch unschätzbare Gabe besitzt der Mensch an der Sprache! Durch sie drückt er seine Bedürfnisse, seine Gefühle, seine Gedanken aus, durch sie vernimmt er die inneren Regungen des Mitmenschen und bereichert sein eigenes Geistesleben. Kaum vermögen wir uns den Zustand vorzustellen, in welchem sich der Mensch befinden müßte ohne Sprache. Erst durch sie werden die geistigen Kräfte, die in ihm schlummern, geweckt und entwickelt; ja, die Vernunft selbst, in welcher er seinen wesentlichen Unterschied und Vorzug vor dem Tiere erkennt, wäre kaum denkbar ohne sie.

Das hauptsächliche Werkzeug zum Sprechen ist die Zunge, die daher als Sinnbild jener Äußerung des menschlichen Geistes gilt und oft als gleichbedeutend für Sprache gesetzt wird. Dieses

Werkzeug handhabt sich mit erstaunlicher Leichtigkeit und Unmittelbarkeit. Wir denken: das Wort erklingt, hell und frisch zum Ausdruck der Freude, dumpf und gehalten in der Trauer, süß und weich in schmeichelndem Kosen, herb und gellend in bitterer Erregung. Die Artikulation der Klänge und der Tonfall der Stimme schmelzen so sehr zum unmittelbaren, man möchte fast sagen unwillkürlichen Ausdrucke des Gedankens zusammen, daß man glauben möchte, das gesprochene Wort sei selbst in einer fremden Sprache zu verstehen. Dazu gesellt sich, wie von selbst, das Mienen- und Gebärdenspiel und der Blick des Auges, in welchem sich der ausgesprochene Gedanke spiegelt. Hören wir gar einen sprachgewaltigen Meister der Rede, so ist es, als gösse er durch seine Worte seinen Geist in unsere Seele. Ist es ihm einmal gelungen, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, so läßt er uns nicht mehr los: die Bilder, die er vor uns entrollt, erhalten Leben und Bewegung, Gedanken, welche unklar und verschwommen uns vorschweben, entwickelt er zu lichtvoller Klarheit und Bestimmtheit; die Gefühle, welche in uns schlummern, weckt er und setzt sie in Thätigkeit, entfachte Leidenschaft beschwichtigt er: kurz unser Anschauen, Denken, Fühlen, Wollen beherrscht er durch sein Wort und formt unser Herz wie weiches Wachs.

Es ist begreiflich, daß für die Fälle, in welchen das gesprochene Wort den Dienst versagt, der Mensch auf einen Ersatz sann: er fand ihn in der Schrift, deren Sinnbild für uns Neuere, die wir uns zum Schreiben der Feder bedienen, die Schreibfeder ist. Freilich erscheint dieser Behelf dürftig gegenüber dem reichen Ausdrucke der Sprache, die tote Feder ein schwerfälliger Ersatz für die lebendige Zunge. Da sitzt der Schreibende und malt oder kritzelt künstlich ersonnene, mühsam eingeübte Zeichen; der Leser ergreift die starren Zeichen und enträtselt dieselben: nicht der Tonfall der Stimme, kein Blick des Auges, keine Gebärde läßt das Wort aufleben. Wie umständlich, wie unvollkommen! so mag man sagen.

Und doch hat die Schrift eine so ausgedehnte Anwendung gefunden, daß es fast scheinen möchte, als wolle sie den mündlichen Verkehr aus seinem Rechte verdrängen. Wir lesen mehr als wir hören; wir schreiben mehr als wir sprechen. Ins Einzelne einzugehen ist wohl überflüssig; ich erinnere nur daran, daß man wegen des ausgedehnten Gebrauches von Schrift und Druck — der vervielfältigten Schrift — unser Zeitalter das papierene nennt. Schon dieser ausgiebige Gebrauch, der von der Feder gemacht wird — und von den Typen —, läßt auf ihren Wert schließen. Und in der That finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die Schrift, anscheinend ein so dürftiger Ersatz des gesprochenen Wortes, ihre eigentümlichen Vorzüge vor demselben besitzt und weittragenden Einfluß übt.

Den ersten Anstoß zur Erfindung der Schrift mag zwar das Bedürfnis einer Verständigung zwischen räumlich Getrennten gegeben haben, aber zunächst soll doch der Wert hervorgehoben werden, den sie hat als Mittel das Wort zu fixieren. Das gesprochene Wort verweht der Wind, das geschriebene bleibt für alle Zeiten; jenes mag entstellt werden, dieses bleibt unverändert. Drum kündet das Monument noch späteren Geschlechtern das denkwürdige Ereignis, das Gesetz wurde in ehernen Tafeln eingegraben oder auf Pergament geschrieben dem Archive anvertraut. Die Ergebnisse des Nachdenkens und der wissenschaftlichen Forschungen werden zu Papier gebracht: so bleiben sie aufbewahrt für den folgenden Forscher, der auf den grundlegenden Ergebnissen seiner Vormänner den Bau der Wissenschaft weiter führen kann. Und was beim Hören überhört, falsch aufgefaßt, vergessen werden könnte, das kann er bei genauerem Lesen noch bemerken, richtiger fassen, seinem Gedächtnisse einprägen.

Das gesprochene Wort vernimmt nur der Anwesende, das geschriebene auch der Entfernte; jenes ist nur einem beschränkten Kreise vernehmlich, dieses einer unbegrenzten Zahl. Konnten sonst wenige Glückliche am Munde des Meisters hangend von

ihm lernen, so vermögen jezt Unzählige, welchem Lebenskreise sie auch angehören, in welchen Zonen sie auch leben, aus allen Quellen des Wissens zu schöpfen, die irgendwo sprudeln. Nur durch die Schrift und deren Vervielfältigung, den Druck, ist die gewonnene Ausbildung der Wissenschaft möglich geworden — und ihre Verbreitung.

Überhaupt die Verbreitung aller geistigen Kultur. Die erhabensten Gedanken, die edelsten Gefühle, die sprechendsten Bilder werden uns durch sie vermittelt; und ist nur unsere Seele richtig gestimmt, so klingen auch ohne Vermittelung des lebendigen Wortes in ihr beim Lesen die Saiten, welche klingen sollen. Vermag ja der gebildete Musiker beim Ansehen einer Partitur mehr von der Komposition des Meisters zu vernehmen, als der musikalisch nicht Gebildete, wenn diese Musik von einem vollzähligen Orchester vorzüglich vor ihm aufgeführt wird. Doch wieder zurück in das engere Gebiet, an welches wir gewöhnlich denken, wo vom Schreiben die Rede ist. Die Dichtungen der Sänger aller Zeiten, die zündenden Reden der großen Staatsmänner, die erhebenden Betrachtungen der tiefen Denker und der begeisterten Gottesmänner klingen durch die Schrift in uns und wecken den Sinn für das Schöne, die Begeisterung für Vaterland und Freiheit, für Sittlichkeit und Religiosität. Aus dem beschränkten Gesichtskreise der nächsten Umgebung hebt uns die Schrift und läßt uns schauen, was irgendwo ein Geist geschaut, empfinden, was ein Herz empfunden hat. Ist also die Zunge die Künderin, Vermittlerin, Weckerin des geistigen Lebens, so ist es die Feder, welche nicht vergehen läßt, was ein Geist geschaffen, und welche es allgemein zugänglich macht.

Merkwürdig aber ist noch eine Wirkung der Schreibfeder. Sie ist doch ein so viel gebrauchter Ersatz der Zunge, daß sie fast als Nebenbuhlerin derselben erscheint, welche diese aus dem Gebrauche des Menschen verdrängen möchte; zum mindesten möchte man glauben, die häufige Anwendung der Feder müsse ungeübt machen im Gebrauche der Zunge. Aber im Gegenteil,

bei richtigem Gebrauche der Feder lernen wir erst die ganze Macht der Zunge entfalten. Unsere großen Redner, deren zündende Worte die Herzen entflammen, verdanken ihre Meisterschaft in der Handhabung der Sprache der Feder. In mühsamem Nachdenken machen sie sich die Gedanken klar, die sie aussprechen wollen, und bringen sie in die Form, die sie für die wirksamste halten; sie schmieden und schärfen die Gedankenblitze, welche sie in die Herzen ihrer Hörer schleudern wollen. Erst nachdem die Feder vorgearbeitet hat, gelingt das Werk: das Wort, in welchem die ganze Schärfe des Gedankens, die ganze Glut des Gefühles konzentriert ist, ertönt nun in ungehemmtem Flusse in lebendigem Vortrage und reißt die Hörer unwiderstehlich mit sich fort. Selbst die unvorbereitete Rede des Mannes, welcher sich gewöhnt hat, seine Sprache mit der Feder zu modeln, gewinnt an Bestimmtheit und Kraft; wie von selbst runden sich die Sätze und schließen sich zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammen. Stilus est optimus magister dicendi, sagt Cicero, der es wissen muß. Er hat aus den Quellen der Bildung, welche unter den toten Pergamenten rieseln, getrunken, er hat seiner Sprache durch den Griffel Rundung und Wohlklang, Schönheit und Kraft gegeben, und wenn er auftrat, so lauschten selbst Gegner seiner Rede. Und wenn dem Demosthenes ein boshafter Gegner nachsagte, seine Reden röchen nach Lampenöl, so liegt in dieser hämischen Bemerkung die widerwillige Anerkennung eines der Gründe, welche des großen Staatsmannes Reden so herrlich und so wirksam machten, nämlich daß er sie vorher so peinlich ausarbeitete.

Solchen Wert hat der armselige Notbehelf. Die Zunge bleibt das natürliche Sprachwerkzeug, dessen unmittelbare Wirkung durch nichts anderes erreicht werden kann; aber die Feder hat neben ihr die größte Bedeutung erlangt, als die Bewahrerin, Verbreiterin des ihr anvertrauten Wortes, die den geistigen Gewinn des Einzelnen zum dauernden Eigentum der Menschheit macht, und endlich selbst als das Instrument, das jener erst

die vollkommenste Wirkung gewinnen hilft. Mit innigem Dank mag der Mensch zu dem Schöpfer blicken, der ihm in der Zunge das Werkzeug zur Manifestierung und Entwickelung des Geistes gab, mit befriedigtem Selbstgefühl darf er die Feder ansehen, durch welche er die verliehene Gabe des Geistes nach allen Richtungen ausgebildet hat.

6.

Palme und Kornhalm.

Vergleichung in Form eines Dialoges.

Die Palme sprach zum Kornhalme: Schwaches Geschöpf, du dauerst mich. Vergebens strebst du aufwärts, und so kleine Höhe du erreichst, so bist du doch kaum stark genug, dich aufrecht zu halten; das Gewicht deiner Ähre beugt dich, ein Lufthauch kann dich knicken. Nicht schön geformte Blätter zieren dich, keine bunte Blüte schmückt dich. Und deines Lebens Zeit ist kurz gemessen; ein kurzer Frühling läßt dich sprießen, und der Sommer ist deines Daseins Ende. Wie darf ich mich dagegen meines Daseins freuen! Jahrhunderte dauert mein Leben; Geschlechter der Menschen sehe ich kommen und vergehen. Hoch in den Äther hebe ich mein Haupt; die Winde brechen mich nicht, ihr Wehen ist mir liebliches Fächeln, in dem sich meine Krone wiegt. Und welche Krone! Gewaltige und doch zart gefiederte Blätter bilden ein kühn geschwungenes, luftiges Dach, unter welchem Menschen und Tiere gern wohnen. Der Mensch, der von meinen Früchten sich nährt, mit meinen Blättern sich kleidet, von meinem Stamme sein Haus sich baut, weiß mich zu schätzen; denn wem er den höchsten Ruhm des Siegers verleihen will, den schmückt er mit dem Palmenzweige.

Bescheiden erwiderte der Kornhalm: König der Bäume, wer könnte an stolzer Schönheit mit dir sich messen! Indessen,

ist mir auch kein so hohes Los zugefallen, wie dir, so kann ich doch immerhin mich des meinigen freuen. Nicht kann ich deines hohen Wuchses, nicht deiner Kraft noch Schönheit mich rühmen, und kurz dauert mein Leben. Aber dies kurze Leben ist freundlich: des Frühlings Hauch läßt mich üppig sprießen, die Lerche singt über mir ihre Jubellieder, und die liebliche Cyane gesellt sich gern zu mir. Und wenn der Wind über das junge Saatfeld wehend sammetgrüne Wellen weckt und wenn später der goldenen Ähren Fülle tausendfach schimmert, so freut sich der Mensch des schönen Anblickes. Und mehr noch: er dankt es uns, daß er wieder zu leben habe, bis der nächste Sommer uns neu reifen läßt. Ja er verehrt in uns die Förderer edler Gesittung und geistiger Bildung und schmückt sich gern mit dem Ährenkranze. Dann bereitet er uns wieder die Stätte, in der wir vor dem Winter geborgen ruhen, bis uns der neue Frühling zu neuem Leben weckt. So geht der Kreislauf unseres Lebens herum durch die Freude des Daseins und das erhebende Bewußtsein, Gutes zu wirken und Dank zu ernten.

7.

Der Kohlkopf und der Rosenstock.*)

In einem Gemüsegarten, armer Leute einzigem Besitztum, begann der Kohlkopf ein Gespräch mit seiner Nachbarin, der Rübe.

---

*) Das hier zum Abdruck kommende Stück habe ich noch von keiner Klasse bearbeiten lassen. Ich verfaßte es, nachdem ich in einer Klasse einige Vergleichungen (Wertvergleichungen) hatte machen lassen, um mich des eigenen Mißbehagens zu entledigen, das die einseitige Betonung des verstandesmäßig greifbaren Nutzens in mir hervorgerufen hatte, und teilte es der Klasse mit, um anschaulich zu machen, daß es noch andere Standpunkte gebe als den des „Nutzens“.

„Schau mich einmal an! welch strotzende Fülle! Gestern erst klopfte der Herr prüfend an mich und sprach befriedigt: „Das gerät! Für diesen Winter braucht mir um grünes Futter für die Kuh und um Kraut auf unseren Tisch nicht bange zu sein.“ Sag an, Nachbarin, kannst du dich gleichen Wertes rühmen?“

„Nicht zu schnell geurteilt!“ erwiderte die Rübe. „Sähest du etwas tiefer, nicht blos, was auf der Oberfläche ist, so würdest du mich besser schätzen. In der Erde verborgen rundet sich meine Wurzel zu saftiger, nahrhafter Speise, reichlich und ausdauernd, um bis zum nächsten Sommer unserer Herrschaft Nahrung und Labung zu geben. Willst du mich wohl neben dir gelten lassen?“

Der Kohlkopf nickte zustimmend. „Doch du“, so wendete er sich an die im nächsten Beete rankende Melonenstaude, „sage an, was der Herr an dir hat. Dich hegt und pflegt er; aber du scheinst seine Mühe nur spärlich zu lohnen.“

Die Melonenstaude antwortete: „Zahlreiche Früchte trage ich allerdings nicht, aber kostbare. Sie sind der Schmuck der Tafel des Reichen, der übersättigt vom üppigen Mahle an meinem Wohlgeschmack und dem köstlichen Dufte sich labt. Unser Herr ist zu arm, um sich selbst diesen Genuß zu gönnen; er trägt mich zu Markte, und von dem Erlöse schafft er sich an, was von seinen Bedürfnissen der Garten nicht trägt.“

Der Kohlkopf schien befriedigt; ja er machte sogar eine ungelenke Verbeugung, um seinen Respekt vor der Melone zu bezeigen, die bei großen Herren so viel gelte. „Jetzt begreife ich, daß der Herr dich so hoch hält; aber mich wundert's, was der da bei uns soll“ — er wies auf einen Rosenstrauch —: „Früchte sehe ich keine an ihm, wohl aber bemerkte ich neulich, wie sich der Herr mit ihm zu thun machte, da war seine Hand blutig gerissen an einem Dorn. Wäre ich der Herr, so hätte ich ihn schon längst ausgerissen mit Stumpf und Stiel.“

Da ließ sich der Angegriffene vernehmen: „Ob du mich

verstehst, Krautskopf, weiß ich nicht; doch will ich suchen, dir die Sache begreiflich zu machen. Ihr kennt doch unseres Herrn Töchterlein. Wenn morgens der Herr mit seiner Arbeit beschäftigt ist und hört ihre Stimme von fern ihn rufen, so erhebt er sich von seiner Arbeit, und kommt das Mägdlein heran, so faßt er sie beim Kinn und schaut ihr in die munteren Äuglein. Und das habt ihr vielleicht auch schon bemerkt: meistens sieht der Alte ernst und sorgenvoll aus — hat er ja wirklich Not, sich und sein Kind durchzubringen —; aber wenn das junge Ding ihn begrüßt und um ihn spielt, dann leuchten seine Augen und die Falten um den Mund und auf der Stirne verschwinden, und von der kärglichen Mahlzeit, die sie halten, schiebt er ihr immer die besten Bissen zu. Ich selbst habe meine Freude an dem holden Kinde und ziehe meine Dornen ein, so gut ich kann, damit es sich an mir nicht ritze. Doch ich wollte ja von mir berichten. Wenn im Frühling die milden Lüfte wehen und die Sonne alle Keime hervorlockt — diese schönste Zeit des Jahres kennt ihr kaum —, dann schwellen meine Augen, und Blätter und Knospen sprießen hervor. Da kommt das Mägdlein alle Tage, zählt die Knospen und freut sich ihres Wachstums, und wenn sie sich öffnen, dann jubelt es und erquickt sein Herz an der Schönheit meiner Blüten. Und das ganze Jahr freut es sich auf die Zeit, da es wieder Frühling wird und die Rosen wieder blühen. Glaubt ihr, daß mich der Herr ausreißen wird?"

Der Kohlkopf begriff zwar nicht alles, was der Rosenstock gesagt hatte, doch ließ er ihn von nun an unangefochten, bis eines Tages er selbst abgeschnitten und verzehrt wurde. Der Rosenstrauch aber blieb stehen und erfreute jährlich von neuem, wessen Herz offen war für das Schöne.

Abhandlungen.

8.

Labor non onus, sed beneficium.

Oft genug kann man den gemeinen Mann reden hören, wie gut es der Reiche habe, der nicht zu arbeiten brauche; auch der Gebildetere klagt wohl hie und da über die Last der Arbeit; alle Welt freut sich des Sonntags, als des Tages, an welchem man ruht von der Arbeit. Man möchte bei dieser Übereinstimmung leicht zu dem Schlusse kommen, Arbeit sei eine schwere Last.

In geradem Gegensatze zu einer solchen Annahme steht das Wort: labor non onus, sed beneficium. „Arbeit ist nicht eine Last, sondern ein Segen.“

Schon die Kühnheit, mit welcher der landläufigen Ansicht widersprochen und die entgegengesetzte aufgestellt wird, muß uns veranlassen, jene Anschauung in Bezug auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Noch mehr aber muß uns die Wichtigkeit der Frage dazu führen. Denn unser Handeln und unser Gemütszustand hängt davon ab, wie wir sie beantworten. Ist die Arbeit eine Last und nichts weiter, so werden wir wohl thun, diese Last nach Möglichkeit abzuschütteln, so werden wir uns um so wohler fühlen, je weniger wir von ihr zu tragen haben. Hat hingegen der angeführte Satz Recht — und wir haben ein Gefühl, daß etwas Wahres daran sein könnte —, so wird eine solche Erkenntnis uns Kraft und Freudigkeit bei der Arbeit verleihen.

Was ist Arbeit? Eine die Anspannung der Kraft fordernde Thätigkeit zu einem nützlichen Zwecke. Dieser Zweck mag die Befriedigung eines unabweisbaren Bedürfnisses sein, wie die Erhaltung unseres Lebens, oder die Erfüllung einer sittlichen Forderung, wie die Unterstützung und Förderung von näher oder ferner Stehenden, oder überhaupt die Erreichung eines anderen uns als notwendig oder wünschenswert erscheinenden Erfolges.

Liegt nun das Lästige in unserer Bedürftigkeit, oder in der Arbeit, d. i. dem Mittel derselben abzuhelfen? in der Verpflichtung, oder in der Möglichkeit derselben Genüge zu leisten? in unseren Wünschen, oder in der Aussicht dieselben verwirklicht zu sehen? Wenn zwischen einer Person und dem Orte, den sie erreichen will, ein trennender Zwischenraum liegt, mag sie vielleicht irrtümlich sich über den Weg beklagen, den sie zurücklegen müsse: bei genauerer Überlegung wird sie dankbar sein, den Weg gebahnt, die Brücke gebaut zu finden, um auf ihnen zum Ziele zu gelangen. Also die Bedürftigkeit mag man anklagen, nicht die Abhilfe

„Ja", antwortet man, „allerdings befreit uns die Arbeit von schwererer Last; aber darum ist sie selbst noch nicht leicht. Sie verzehrt unsere Kräfte, sie raubt uns die Zeit, die wir sonst besser verwenden könnten, sie läßt uns nicht zu menschenwürdigem Dasein kommen."

Sehen wir diese Einwände etwas näher an. Also Arbeit verzehrt die Kräfte? Wenn ich von übermäßiger Anstrengung der Kräfte absehe, so kann ich diese Behauptung nicht gelten lassen. Im Gegenteil, nur durch Bethätigung wird die Kraft erhalten und erhöht. Dies gilt von der Körperkraft im engern Sinne, gilt von der körperlichen Geschicklichkeit, gilt von jeder Kraft des Geistes. Ohne Thätigkeit Erschlaffung und Tod. Laß den jungen Mann, der sich gepflegt und seine Kräfte durch Vermeidung von Anstrengung „geschont" hat, mit dem Landmanne, der kaum von der gestrigen Arbeit ausgeruht hat, um die Wette

mähen: sieh zu, wer es länger aushält. Fordere den, der seine geistigen Kräfte noch nicht durch Nachdenken „geschwächt" hat, ein Problem zu lösen, ein nicht zu schwieriges, ein Problem so leicht, daß es der Geübte im Halbschlafe löst: dann wirst du sehen, wo der Verzehrer der Kraft zu suchen ist. Der Landmann weiß es, daß seinem Pfluge der Rost gefährlicher ist, als die Ackerkrume: sollten wir es nicht einsehen, daß nicht in der Arbeit, sondern im Müßiggange der gefährlichste Feind unserer Kraft ist?

„Ei", sagst du, „ich rede ja nicht der Unthätigkeit das Wort; ich meine nur, daß wir die Zeit, welche uns die Arbeit kostet, anders verwenden könnten." „Anders" kannst du nur verstehen: zu anderen Zwecken. Zu welchen also? Zum Spiele oder zum Ernste? Wenn der Mensch einmal thätig sein will, so muß er doch wohl eine Thätigkeit vorziehen, die einem nützlichen Zwecke dient. Das Kind, das für die Aufgaben des Lebens noch wenig Verständnis hat, mag sich am Spiele ergötzen; aber schon das Kind würde eine schlechte Anlage verraten, das nicht ein Mal sein Spiel aufgeben würde, um durch eine ernstere Thätigkeit einer gestellten Aufgabe zu genügen, d. h. zu arbeiten. Gönnen wir übrigens dem Kinde noch das zwecklose Spiel, dem heranreifenden Alter aber ziemt es, nützliche Zwecke zu verfolgen, zu arbeiten. So bleibt noch der Vorwurf zu besprechen, daß die Arbeit von anderer, edlerer Thätigkeit abhalte. Nun ist zuzugeben, daß unter dem Drucke des unmittelbaren Bedürfnisses Mancher bei einer Thätigkeit festgehalten wird, die seinem Wesen nicht so entspricht, wie eine andere, der er sich gern widmen möchte, für die er Neigung und Begabung hätte. Das mag zu bedauern sein, aber hier ist nicht die Arbeit an sich die Last, sondern daß gerade dieser bei dieser bestimmten Arbeit festgehalten wird. In den meisten Fällen aber braucht die Trägheit diesen Vorwand, nur um ihre Unlust zu beschönigen.

Aber woher die Unlust, kann man einwenden, wenn die

Arbeit nicht unangenehm ist, also lästig, also eine Last? Nun ja, wenn du den Stab, der dich stützt, eine Last nennen willst, wenn man den Hammer, mit dem der Schmied das Eisen bearbeitet, als solche ansieht, das Kleid, das uns gegen die Unbilden der Witterung schützt: dann, ja dann mag auch die Arbeit eine Last sein; dann ist auch die Arznei, die dich gesund machen kann, wegen etwaiger Bittre ein Übel. Aber in dem Sinne, den man sonst mit dem Worte Last verknüpft, daß sie niederdrücke, daß sie den Gehenden am Fortschreiten hindre, in diesem Sinne darfst du die Arbeit nicht als Last bezeichnen.

Was soll man unter menschenwürdigem Dasein verstehen? Doch wohl Entwickelung und Bethätigung der dem Menschen verliehenen Kräfte. Zu diesen gehört aber, oder richtiger die edelste derselben ist die sittliche Kraft. Sie kann nicht anders entwickelt werden, als durch ernste, auf sittliche Zwecke gerichtete Thätigkeit, durch Arbeit. Diese mag uns manchmal Selbstüberwindung auferlegen, aber eben darin liegt ihr Segen, eben darum ist sie eine Wohlthat. Und was oben als ein Vorwurf ausgesprochen wurde, kann hier als ihr Lob verkündet werden: daß sie uns die Zeit raubt, die wir zu anderen Zwecken verwenden könnten. Ja, sie raubt uns die Zeit, die wir unnütz, niedrig, unsittlich anwenden könnten; mehr noch, sie läßt uns gar nicht dazu kommen, auf solche Dinge zu denken. So übt sich in der Arbeit die sittliche Kraft, durch sie wird der Wandel rein gehalten, das Herz veredelt und zu Größerem vorbereitet.

„Aber wo bleibt der Lebensgenuß?" fragt man besorgt. „Nach Freude lechzt der Mensch; soll ihm diese versagt sein?" Verstehen wir uns nicht falsch. Nach gethaner Arbeit mag der Mensch ruhen, und wie schmeckt diese Ruhe! Der Feierabend und der Feiertag, wie köstlich für den, der sich redlich geplagt hat! Das ist ein Genuß, der dem Müßiggänger versagt ist, den die Langeweile peinigt. Und schon während der Arbeit fehlt es nicht an Freude. Schon die Bethätigung der Kraft an sich übt ihren eigentümlichen Reiz, einen Reiz, den auch

der Müßiggänger kennt und in seiner Weise zu genießen sucht, durch Spiel und Aufregung. Dazu gesellt sich aber für den redlich Strebenden das erhebende Gefühl, etwas zu schaffen, einem Bedürfnisse abzuhelfen, eine Pflicht zu erfüllen. Und dieses Gefühl dauert über die Arbeit hinaus, die Erinnerung füllt unser Leben. Froh blickt der Mensch auf eine in ernster Thätigkeit zugebrachte Vergangenheit zurück, mit Ekel auf ein nutzlos vergeudetes Leben. So dürften wir dem bekannten Satze:

Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

noch als Ergänzung zufügen:

Sie gibt unserm Leben Inhalt.

Sehen wir uns einmal jene Leute an, welche über unsere Wohlthäterin klagen. Es mögen wohl viele sein, welche den Segen, den sie bringt, noch nicht an sich erfahren haben, weil sie ihr ausgewichen sind, oder solche, die sich nicht deutlich dessen bewußt sind, was sie ihr verdanken. Einzelne mögen darunter sein, denen wirklich die Not ein Übermaß von Arbeit auferlegt, oder solche, welche ohne Not aus Habsucht, Ehrgeiz und ähnlichen Beweggründen sich zuviel aufgebürdet haben. Aber das Übermaß darf unser Urteil nicht irre leiten. Alle großen Männer sind nicht nur durch Arbeit groß geworden, sondern sie haben diese als ihre Lebensluft geatmet und in ihr sich wohl gefühlt. Der Goethe'sche Faust gewinnt, nachdem er alles, was reizt, durchgekostet und alles schal erfunden hat, endlich Befriedigung in — wirksamer Thätigkeit. Dies der Schluß der Dichtung, die als die tiefsinnigste anerkannt ist. Der Vater des berühmten Nordlandfahrers Kane gab seinem Sohne, der, herzleidend, ihn fragte, ob er eine neue Fahrt noch unternehmen solle, den Rat: „Stirb im Geschirr". Überhaupt fragen wir einen tüchtigen Mann, ob er es vorziehen würde, in Unthätigkeit zu leben oder seine nützliche Thätigkeit fortzusetzen, so besinnt er sich nicht lange, um zu antworten:

ein Leben ohne Thätigkeit könnte er nicht ertragen. Diejenigen dagegen, welche die Arbeit scheuen und das Vergnügen direkt erjagen wollen, finden bald alles schal, und ihren Gesichtern kann man die Qual der Langeweile und der Leere ansehen.

Wie werden wir uns also verhalten, wenn eine ernste Aufgabe an uns herantritt? Sie mag uns zuerst lästig erscheinen, sie mag uns sauer ankommen: treten wir mit Mut an sie, halten wir mit Ausdauer fest, überzeugt, daß der Segen der Arbeit sich auch an uns bewähren wird.

9.

Mit welchem Rechte genießen die Großen der Erde hervorragenden Ruhm, welche Kunst und Wissenschaft unterstützt und gefördert haben?

Unter allen den Fürsten und Mächtigen, deren Thaten in den Blättern der Geschichte aufgezeichnet sind, sehen wir vielleicht am meisten gefeiert diejenigen, welche es sich zur besonderen Aufgabe machten, strebende Talente, die Hervorragendes auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft leisteten oder zu leisten versprachen, auszuzeichnen, zu unterstützen und ihnen den Antrieb und die Möglichkeit zu gewähren, ihre Anlagen zu entfalten, ihre Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Namen wie Perikles und Mäcenas, Medici, Este, Karl August von Weimar haben wegen der Förderung, welche ihre Träger der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließen, der Zeiten Umlauf überdauert und sind gefeiert, soweit es gebildete Menschen gibt. An Alexander dem Großen, dessen Kriegsruhm die Welt erfüllte und noch jetzt unvergessen ist, schätzen manche höher die Anstalten, die er für wissenschaftliche Forschungen getroffen hat. Manches Fürsten kraftvolles und segensreiches Wirken ist nicht

so gewürdigt wie eine That, durch welche er sich um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht hat. Ludwig I. von Bayern, dessen Regierung in eine Zeit fällt, wo die weltbewegenden Ereignisse keine großen Wogen in sein Land warfen, steht nicht blos im eigenen Lande, sondern in der ganzen Welt in ruhmreichem Andenken, als der der Kunst eine Heimstätte in seiner Hauptstadt eröffnete, wo sie neu aufblühte und von wo sie befruchtende Keime nach allen Seiten streute. Nicht minder steht sein Sohn Maximilian II. in Ehren, der Schriftsteller und Forscher um sich sammelte und der Wissenschaft die reichste Förderung zu teil werden ließ.

Wenn nun auch niemand eine auf solche Weise erworbene Anerkennung als grundlos ansehen wird, so kann doch leicht das Bedenken aufsteigen, ob der erlangte Ruhm nicht außer Verhältnis zu dem Verdienste stehe. „Ist es nicht unbillig“, so fragt wohl einer, „gerade nur dieses Verdienst so hoch zu schätzen, daß andere Erweise von Regentenkraft und Regentenweisheit dahinter zurücktreten? Die erste Pflicht eines Regenten und demnach seine höchste Ehre ist doch wohl, sein Volk nach außen zu schützen, im Innern den Wohlstand zu fördern und Gerechtigkeit und gute Sitte walten zu lassen. Und widerstreitet es nicht fast der Gerechtigkeit, eine Klasse von Menschen, einen Zweig der Thätigkeit zu begünstigen — auf Kosten der anderen? Ja, auf Kosten der anderen; denn was ein Fürst dem einen Teile seines Volkes zuwendet, das entzieht er dem anderen. Will man aber auch dem Regenten das Recht nicht absprechen, das jeder Privatmann unbestritten übt, nach Erfüllung seiner dringendsten Pflichten mit seinen überschüssigen Mitteln einer persönlichen Liebhaberei zu dienen, so können wir ihm doch aus solchem Thun kein Verdienst machen, das alles andere in Schatten stellen dürfte.“

Eine eindringendere Betrachtung wird diese Bedenken wohl heben. Eines muß aber schon hier betont werden, daß nicht die Pflege einer Liebhaberei gemeint ist — obwohl von den

Liebhabereien die für die Musen jedenfalls noch immer die würdigste ist —, nicht von dem, was ein hoher Gönner aus Eitelkeit oder Genußsucht gelegentlich nebenbei für die Musen abfallen läßt, die Rede ist — der Ruhm eines Franz I. oder Ludwig XIV. von Frankreich wird nur mit großen Einschränkungen anerkannt —: nein, der unbestrittene, volle Ruhm wird doch nur solchen zu teil, die zu ihren anderen Aufgaben die zählten, es als eine Ehrenpflicht ansahen, Kunst und Wissenschaft zu ehren und durch Förderung der Talente ihre Entwickelung zu begünstigen. Wie berechtigt der ihnen daraus erwachsene Nachruhm ist, wird sich bald zeigen.

Fassen wir erst den Gewinn ins Auge, der aus den freien Künsten erwächst. Zunächst den allen greifbaren Nutzen. Wo die Kunst blüht, die Wissenschaft ihr Licht ausstrahlt, da strömen Hunderte und Tausende zu, zu sehen, zu hören, zu lernen; reiche Geldmittel fließen dadurch dem Lande zu, das sich zu einem Mittelpunkte künstlerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit emporgeschwungen hat. Freilich soll auf diesen Gewinn, der eigentlich nur aus den Taschen anderer bezahlt wird, kein großer Wert gelegt werden; ich erwähne ihn nur zu dem Zwecke, auch der gemeinen Anschauung, welcher der Geldgewinn der Maßstab des Nutzens ist, darzuthun, daß, was für Kunst und Wissenschaft aufgewendet wird, nicht verloren geht, sondern reiche Zinsen trägt. Ebenso soll auch der Umstand, daß die Söhne eines Landes, das ihnen Gelegenheit bietet zu höherer Ausbildung, leicht ihr Fortkommen finden, zu Hause oder in der Fremde, nicht betont werden; denn auch dieser Vorteil kann, solange nicht ein wesenhafterer Gewinn nachgewiesen wird, nur als ein Vorzug erscheinen, der auf Kosten anderer erreicht wird. Denn wahren Wert hat für ein richtiges Urteil nur der Erfolg, der nicht dem einen so viel kostet, als er dem andern einbringt. Aber diesen Wert eben hat die höhere Bildung in hervorragendem Maße.

Die mannigfachsten Bedürfnisse des täglichen Lebens könnten

nicht befriedigt werden, hätte nicht die Kunst und noch mehr die Wissenschaft uns die Mittel gefunden. Die Fortschritte der Naturwissenschaften haben uns die Kräfte der Natur dienstbar gemacht, daß der Dampf unsere Maschinen bewegt, der elektrische Strom Botschaften ausrichtet, die Bewegung des Stromes sich in Licht verwandelt, vorher für uns wertlose Stoffe für unsere Zwecke brauchbar werden; ja Nahrung spendet die Wissenschaft, indem sie uns Stoffe anzeigt und zubereitet, durch welche der Acker fruchtbar wird; Leben und Gesundheit lehrt sie vor vielfachen Gefahren schützen. Es hieße die Sandkörner des Meeres zählen, wollte ich im einzelnen ausführen, wie alle Wissenschaften, wie jede für sich beiträgt zur Befriedigung der unerläßlichsten Bedürfnisse der Menschheit; nur so viel muß gesagt werden, daß keine entbehrt werden kann. Ist auch nicht von jeder Entdeckung der unmittelbare Nutzen handgreiflich, so hängen sie doch so untereinander zusammen, daß, würde die eine Disciplin vernachlässigt, auch die anderen in ihrem Fortschreiten gehemmt wären.

Wenn demnach vornehmlich die Wissenschaft zur Erhaltung und Ausstattung unseres Lebens und zur Befriedigung materieller Bedürfnisse wesentlich beiträgt, so hat die andere der beiden Schwestern größere Wichtigkeit für den Schmuck des Lebens. Zwar hat auch die Wissenschaft Reize, auf die ihr Jünger für keine anderen verzichten möchte, und selbst der Laie empfindet Vergnügen, wenn er von unerhörten, ihm unbegreiflichen Entdeckungen hört oder Erzählungen der Geschichte lauscht; aber doch gebührt der Kunst die Palme, wenn es sich um Verschönerung des Lebens handelt. Ein mit künstlerischem Sinn ausgeführtes Bauwerk zieht aller, auch der nicht Gebildeten, Augen auf sich, Werke der bildenden Kunst vergnügen selbst den Landmann, der nur um seine Früchte zu verkaufen, in die Stadt gekommen ist, und vollends Werke der Malerei betrachtet jeder mit freudiger Erregung. Lassen gar die redenden Künste sich vernehmen, schallt die Musik, erklingt das Lied, tönt von

den Lippen des Vortragenden das Gedicht, oder geht des Lebens Ernst, des Lebens Scherz über die Bretter: wer lauscht nicht den Klängen und trägt die Erinnerung an den gehabten Genuß in der Seele? Und nicht blos empfangend genießt man die Gaben der Kunst; nein, man übt sie selbst, hoch und niedrig, jung und alt. In Holz bildet man nach, was der frei schaffende Künstler vorgebildet hat; im Reigen singt man das Lied, zu dem der Tonsetzer eine ansprechende Weise ersonnen hat. So hat das ganze Volk, jeder in seiner Weise, Anteil an den Gaben der Musen und dankt ihnen einen nicht geringen Teil seiner Lebensfreuden.

Aber noch mehr: die beiden Schwestern begnügen sich nicht damit, das Leben zu erhalten und zu schmücken: sie veredeln es auch. Allerdings nur dann, wenn sie sich in den Dienst der Wahrheit und Sittlichkeit stellen, nicht wenn sie Sinnenkitzel oder Verfechtung von vorübergehenden Tagesmeinungen sich zum Ziele setzen; doch das ist ja auch nicht mehr die echte, edle Kunst, die echte Wissenschaft, die sich so herabwürdigt. Daß der aufrichtige Cultus der Musen ihren Diener selbst adeln muß, braucht nicht ausgeführt zu werden; zudem kommt für unsere Frage hauptsächlich die Wirkung in Betracht, welche auf die ferner Stehenden, nur Empfangenden geübt wird. Schon der Blick auf ein in edlen Verhältnissen aufgeführtes Bauwerk erregt die Empfänglichkeit für Ebenmaß und stille Größe, schon das Verweilen in würdig ausgestatteten Räumen stimmt uns zu würdigem Betragen, unter den hohen Wölbungen eines Doms wird Ehrfurcht geweckt, noch ehe die Glocke zur Andacht auffordert oder der Diener Gottes sich vernehmen läßt. Das Anschauen vollendeter Werke des Meißels oder des Pinsels weckt in uns Achtung vor dem Adel, der in ihm zum Ausdrucke kommt, und den Trieb, auch unser Inneres ähnlich zu gestalten. Erschallt nun gar feierlich die Orgel, schwingt sich der Gesang aufwärts, so heben sich auch unsere Herzen empor. Und lauschen wir dem Worte des Dichters, so weitet sich die

Seele; Empfindungen, die dunkel in ihr schliefen, erwachen, entwickeln sich zur Klarheit und Bestimmtheit. Mit dem Dichter der heitern Muse lächeln wir versöhnlich über die mehr harmlosen Verkehrtheiten der Menschen, mit dem der tragischen empfinden wir das Weh Fremder als unser eigenes; er lehrt uns verstehen, wie Schuld das Verhängnis herbeiführt, wie der Edle im Unglück sich läutert und erhebt. Bereichert und aufgeklärt, geläutert und erhoben verlassen wir den Tempel der Kunst, in welchem wir vielleicht zunächst nur unsere Unterhaltung suchten.

Etwas spröder verhält sich die Wissenschaft gegen die, welche sich ihrem Dienste nicht voll weihen; indessen geht auch von ihrem Segen manches auf weitere Kreise über, zum Teil durch Vermittelung der Kunst, zum Teil auf anderen Wegen. Da ist die Geschichte im weitesten Sinne, welche mahnend und warnend, tröstend und erhebend zu uns redet, aus der wir Kunde bekommen von den Bestrebungen vergangener Völker, den Tugenden, durch die sie groß geworden, den Verirrungen, die sie abwärts geführt haben; Staaten werden gegründet und zertrümmert, Völker tauchen auf und verschwinden; aber die Menschheit dauert und entwickelt sich und das Wahre, das Schöne, das Gute kämpft und siegt. Der Atem Gottes weht uns an aus der Geschichte, und die Natur ist ebenfalls seine Offenbarung. Vor ihrer Größe verschwindet unsere Kleinheit, vor ihrem Gesetze unsere Willkür, vor ihren Geheimnissen — denn jede Entdeckung gibt neue, größere Rätsel auf — unser Dünkel. Das alles kommt freilich nicht unmittelbar den breiten Massen des Volkes zu gute, aber eine nicht kleine Zahl lernbegieriger Jünger der Meister der Forschung horcht doch deren Lehren, und durch ihre That, wenn sie zur Mitwirkung an der Regierung berufen sind, durch ihr Wort, wenn sie Lehrer werden, und in jedem Falle durch die Gestaltung ihres Wesens und ihr Beispiel wirkt das Empfangene bis in die weitesten Kreise des Volkes.

Was aber dem Wirken der Meister in Kunst und Wissenschaft noch einen eigentümlichen Wert verleiht, das ist seine Unbeschränktheit durch Raum und Zeit. Nicht auf das Land, in welchem der große Künstler und Forscher lebt, beschränkt sich seine Wirksamkeit: in Schrift und Bild verbreiten sich seine Werke über die Welt. Und während eine Eroberung wieder verloren gehen, die Früchte einer guten Verwaltung durch eine schlechte verzehrt werden können, bleiben die Schöpfungen der Kunst, die Eroberungen der Wissenschaft unvergänglich, überholt vielleicht durch weitere Fortschritte, aber unverlierbar.

So allseitig, so weitwirkend, so unvergänglich sind die Segnungen der Musen. Nur einer geht des materiellen Nutzens derselben am leichtesten verlustig: es ist gerade ihr Priester. Der Ackerbauer, der Gewerbtreibende, der Kaufmann erntet die Früchte seines Fleißes; aber jener geht häufig leer aus. Mancher große Künstler blieb ungewürdigt, mancher Denker unverstanden, so lange er lebte; Entdeckungen des Forschers, die für die Allgemeinheit den größten Wert haben, ihm tragen sie keine Früchte. Es liegt das zum Teil an dem Wesen der Wissenschaften. Entdeckungen auf dem einen Gebiete werden oft erst nach Jahrhunderten fruchttragend, wenn man kaum mehr den Namen des Entdeckers kennt. Über hundert Jahre war der Galvanismus bekannt, bevor man ihn verwendete zur Telegraphie; die mikroskopischen Forschungen wurden zunächst nur als müßige Spielerei angesehen — wurde doch die erste Veröffentlichung vor etwa hundertfünfzig Jahren unter dem Titel „Mikroskopische Unterhaltungen" herausgegeben —, und erst die weiteren Fortschritte solcher Forschungen ermöglichten die heutige, großartige Entwickelung der Heilkunde; und so ließe sich überhaupt nachweisen, wie alle Anwendungen, welche der Spürsinn der Heutigen macht, sich auf Ergebnisse gründen, die vor unendlicher Zeit gefunden worden sind. Die Frucht reift zu spät, als daß, der den Baum gepflanzt hat, sie ernten könnte; er, der der Menschheit die größten Dienste leistet, geht seines

Lohnes verlustig; ja, was wenigstens für das Gemeinwohl noch schlimmer ist, er ist oft nicht in der Lage, seine Bemühungen fortzusetzen, weil ihm das Brot fehlt.

Da tritt ein Fürst ein: scharfblickend und weise, gerecht und großsinnig. Er weiß, was seinem Lande, was der Menschheit am meisten frommt, und wirbt für diese Aufgabe eine Armee der Geister. Er erkennt — die größte aller Regentengaben — die versprechenden Talente, zieht sie an sich, unterstützt und fördert sie, die sonst vielleicht verkümmern müßten. Er, der die Pflicht der Gerechtigkeit nicht blos nach Paragraphen ermißt, gibt den Schöpfern auf dem Gebiete des Geistes aus seinen Mitteln den Lohn, den sie verdienten, aber nicht finden; und wenn er mit den Werken des Genius, an denen er nun auch einigen Anteil hat, der gesamten Welt ein Geschenk macht, so übt er einen Akt der Großherzigkeit, für den die gesamte Welt ihm zu Dank verpflichtet ist.

Sollte es unberechtigt sein, einem solchen Fürsten besonders hohen Ruhm zuzuerkennen? der durch die Förderung, die er Kunst und Wissenschaft angedeihen ließ, der Welt ein Geschenk gab, das das Leben erhält, verschönert, veredelt? Der Gerechtigkeit, Regenteneinsicht und Großmut in einem Akte an den Tag legte? Nein, die Welt hat recht, wenn sie den so erworbenen Ruhm hoch stellt, höher als den des Eroberers; höher die friedliche Palme als den blutigen Lorbeer.

10.

Im engen Kreis verengert sich der Sinn: Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

[Schiller, Prolog zu Wallenstein.]

Exordium.

Oft hören wir den Dichter das glückliche Los derer preisen, die in stiller Zurückgezogenheit von dem Treiben der Welt, von ihrem ruhelosen Streben sich darauf beschränken im engen Kreise ihrer Lieben ein friedliches Leben zu führen. Es war einmal geradezu Mode, die arkadischen Schäfer zu besingen, welche in der Pflege ihrer Herde und in der Liebe zu ihrer Schäferin den Zweck ihres Daseins und die Summe ihres Glückes erkannten. Und nicht blos die Poesie gefällt sich darin, das Glück einfacher Menschen auszumalen, welche einen engbegrenzten Kreis von Pflichten erfüllend den Sorgen und Enttäuschungen entrückt sind, die unausbleiblich dem maßlosen Streben zu teil werden: auch von welterfahrenen Männern werden wir gewarnt vor zu hohem Streben, das nicht blos dem äußeren Wohlsein, sondern mehr noch dem inneren Werte des Menschen gefährlich sei.

Und in der That erkennen wir leicht, daß solche Schilderungen der Dichter, solche Ratschläge der Weisen nicht ungegründet sind: weniger Anstrengungen werden von dem gefordert, der in Genügsamkeit sich bescheidet; viele Enttäuschungen werden dem erspart, der sich keine zu hohen Ziele setzt; vor vielen Versuchungen bleibt der bewahrt, der nicht zu viel begehrt. Das stille Behagen und der innere Friede mögen am leichtesten bewahrt werden durch Selbstbeschränkung.

Aber doch steigen uns Bedenken auf, wenn wir diese Empfehlung der Beschränkung als allgemein verbindliche Vor-

schrift betrachten sollen. Wohin kommen alle die großen Männer, die in heißem Ringen durch keinen Mißerfolg entmutigt, durch keine Versuchung abgelenkt, die Bahn des Ruhmes verfolgten und Retter ihrer Völker aus schwerer Gefahr, Führer der Menschheit zu Gesittung und Geistesbildung wurden? Und das oben dargestellte Leben, jener Frieden, jenes Behagen: gleicht es nicht einigermaßen dem friedlichen Leben der Schnecke, die in ihrem Hause geborgen nicht weiter blickt als nach dem Zweige, auf dem sie ihre Nahrung findet? Unser großer Schiller, der Liebling der Jugend und ihr edelster Führer, spricht an bedeutsamer Stelle ein Wort, durch welches das Mangelhafte zu enger Begrenzung und der Wert höheren Strebens deutlich gemacht wird:

Im engen Kreis verengert sich der Sinn:
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Suchen wir zunächst den Inhalt dieser Worte zu entfalten, dann wird es uns auch gelingen, ihre Wahrheit und ihre Bedeutung für unser Verhalten zu erfassen.

II.

Themata im Anschluß an die Lektüre.

Umformungen.

11.

Erklärende Umschreibung von Schillers Rätsel Nr. 6.

Mit diesem Rätsel ist geschildert das menschliche Auge, und zwar in der ersten Strophe das Bild, welches die im Auge sich spiegelnden Gegenstände hervorbringen, in der zweiten der Augapfel, oder vielleicht genauer die sogenannte Krystalllinse.

Auf dem feinen Gewebe der Netzhaut, welche im Hintergrunde des Auges liegt, bilden sich alle Gegenstände ab, welche vor dem Auge liegen. Dieses Bild bedarf aber keiner Beleuchtung, da es immer eben so hell ist als die abgebildeten Gegenstände. Bei der geringsten Änderung der sich abbildenden Außenwelt, bei der geringsten Änderung in der Richtung des Auges ändert sich auch das Bild; aber nie ist etwas verwischt oder unfertig, wie das bei Bildern von Menschenhand gefertigt der Fall ist.

Dieses Bild nimmt keinen größeren Raum ein, als den der Pupille, des kreisrunden Sehloches, welches von der Regenbogenhaut, wie von einem Rahmen eingefaßt wird. Aber so klein auch das Bild ist, so empfangen wir Menschen doch durch

dieses allein die unmittelbaren Eindrücke und Vorstellungen von Größe, die unser Herz überwältigen.

Derjenige Teil des Auges, durch welchen das verkleinerte Abbild der Außenwelt nach innen geworfen wird, ist die Linse, welche wegen ihrer Durchsichtigkeit und ihrer Lichtbrechung dem Krystalle wohl zu vergleichen ist. Wer möchte diese Krystalllinse hergeben für den herrlichsten Edelstein? Aus ihr schimmert, besonders bei lebhaften Personen, zuweilen ein eigentümliches Leuchten (man spricht sogar von Funken oder Blitzen), ohne daß sie brennt, wie es sonst leuchtende Körper thun. Die ganze sichtbare Welt läßt der Schauende nach und nach in seine Krystalllinse ihr Bild werfen und sucht es seinem Geiste zu eigen zu machen. Das Größte und Herrlichste, was die unbelebte Schöpfung bietet, der Himmel, bildet sich in dem kleinen Ringe, als welcher uns der an sich linsenförmige, zudem von der Regenbogenhaut umrahmte krystallartige Körper erscheint, mit einem Male ab; aber so herrliche Bilder auch in das Auge von außen fallen mögen, so ist doch das, was aus dem Auge hervorleuchtet, noch schöner: es ist der Ausdruck einer menschlichen Seele, welcher dem Auge eine übersinnliche Schönheit verleiht.

12.

Erklärung des Schiller'schen Rätsels Nr. 8.

Das Rätselwort oder der Gegenstand der dichterischen Beschreibung ist der Blitzstrahl. Dieser wird verglichen mit einer Schlange.

Der Blitzstrahl hat wegen seiner im Zickzack verlaufenden Bahn und der Schnelligkeit, mit der er die Luft durchbricht, Ähnlichkeit mit dem wellenförmig sich bewegenden „schlängelnden", zuletzt zum Angriffe sich auf oder vorwärts schnellenden Tiere.

Der Blitz kommt gewöhnlich aus der Atmosphäre — vom „Himmel“ herunter, er ist also in diesem Sinne nicht auf Erden gezeugt. Die Schnelligkeit seiner Bewegung ist beinahe unfaßbar — die Naturforscher berechnen sie auf einige Hunderttausend Kilometer in der Sekunde —, und eben die Schnelligkeit und die zerstörende Wirkung machen den Eindruck der äußersten Wut.

Der Donnerschlag, der entsteht, wenn der Blitzstrahl die Luft durchdringt, ist die furchtbare Stimme, und die Gewalt, mit der der Blitz in einem Augenblicke alles Lebende, was er trifft, tötet, wird recht anschaulich durch die Vorstellung, wie in einem Grimme Reiter und Roß vertilgt werden.

Besonders häufig schlägt der Blitz in hoch ragende Gegenstände ein, wie Berggipfel, Türme, hohe Bäume. Undurchdringlich ist für ihn nichts; die sogenannten guten Leiter benützt er gleichsam als Weg, ohne sie zu schädigen, schlechte Leiter zerschmettert er. Damit ist erklärt, daß nicht Schloß noch Riegel, durch welche man sich sonst gegen Feinde verwahrt, gegen den Blitzstrahl schützen, und daß der Harnisch, den man sonst zum Schutze gegen Feindesgewalt braucht, seinem Träger gegenüber dem Blitze erst recht gefährlich wird, weil Eisen ein guter Leiter des elektrischen Funkens ist und, wie man sich wohl ausdrückt, denselben anzieht oder, wie der Dichter sagt, anlockt.

Die zerstörende Gewalt des Blitzes wird am sichtbarsten an Bäumen, die der Blitzstrahl zersplittert oder bricht, am Erze, dem Sinnbild der Festigkeit, welches, wie der Dichter sagt, zermalmt, wie wir vielleicht richtiger sagen, geschmolzen wird, da wo der Blitz eindringt und wo er das Erz verläßt, wo es zu schwach ist, um ihm als Leiter zu dienen, und wo es schlecht zusammenhängt.

In dem Augenblicke, in welchem der elektrische Schlag erfolgt, ist er auch vorüber und kann keinen ferneren Schaden thun; dies drückt der Dichter aus als gemachte Erfahrung, daß bisher der Blitz nie zweimal gedroht habe, und versinnlicht

noch durch zwei weitere Sätze die Kürze seiner Dauer. Damit hat er zugleich der Beschreibung der Entsetzen erregenden Naturerscheinung einen Schluß gegeben, der unsere aufgeregte Seele wieder zur Ruhe kommen läßt.

13.

Hans Euler.

(Joh. Gabr. Seidl.)

Schlichte, chronologisch geordnete, besonders den inneren Zusammenhang zum Verständnis bringende Darstellung.

Ein Alpenland war von einem eingedrungenen Feinde bedroht, der es unterwerfen wollte. Die wackeren Bewohner des Landes scharten sich, um die Feinde hinauszuwerfen. In einem der blutigen Gefechte, die stattfanden, ereignete es sich, daß einer der Landesverteidiger, Hans Euler, einen der Fremdlinge erlegte. Der Bruder des Gefallenen kam zu spät, um diesen zu schützen, und konnte nur noch die letzten Seufzer des Sterbenden empfangen. Aber er schwur diesem, daß er nicht ruhen wolle, bis er ihn an seinem Mörder gerächt habe. Doch zunächst konnte er seinen Vorsatz nicht ausführen, da die Ereignisse des Krieges ihn mit seiner Schar fortführten. Die Eindringlinge sahen sich zuletzt genötigt, das Land zu räumen. Es wurde Friede geschlossen, der dem Lande seine Unabhängigkeit sicherte; die tapferen Landesverteidiger kehrten zurück an ihren häuslichen Herd, so auch Euler; die Truppen des bisherigen Angreifers erhielten Urlaub. Jetzt hielt der rachedürstende Krieger die Zeit für gekommen, die Pflicht gegen seinen Bruder zu erfüllen. Jedoch nicht durch feigen Mord wollte er seinen Feind töten; nein, in offenem Kampfe auf Leben und Tod wollte er ihn bestehen. So wanderte er in seiner Kriegertracht

durch das nun friedliche Land zu der einsamen Hütte Eulers. Es war schon tiefe Nacht, als er vor derselben ankam. Sie wurde auf sein Pochen bereitwillig geöffnet und er freundlich begrüßt und ihm gastlich angeboten, was das Haus enthielt. Doch er lehnte das Anerbieten ab und forderte, sich zu erkennen gebend, Hans Euler auf zum Kampfe auf Leben und Tod. Der Geforderte wies zwar darauf hin, daß, was er gethan, in ehrlichem, gerechtem Kampfe geschehen sei; doch eben im Bewußtsein, daß seine Sache gerecht sei, nahm er die Forderung an. Nur wolle er den Kampf nicht hier ausfechten, sondern auf freier Bergeshöhe, im Angesichte des Vaterlandes — hoffte er wohl, daß ihn der Anblick stärken werde? — für das er damals gestritten habe, als sein Gegner fiel. Seine weinende Frau verwies er auf die Hilfe der Landsleute, bei denen sie sicher Aufnahme finden würde, wenn er etwa fiele.

Die beiden Gegner giengen die nächste Anhöhe hinan, Euler arglos voran, der Fremde vertrauend hinterdrein. Als sie oben anlangten, erglänzte das Land im Strahl der Morgensonne in aller seiner Pracht. Der Blick auf dasselbe und der Gedanke an die lieben Freunde, mit denen treu vereint er im Kampfe gestanden, wirkte begeisternd auf Euler, und auch der Fremde konnte sich dem Eindrucke nicht entziehen, den die Schönheit des Landes und der stille Friede, in welchem dasselbe lag, auf ihn machten.

Als nun Euler hinunterzeigend sagte, dieses Land habe er gegen den Angriff des Feindes verteidigt, da konnte der Fremde nicht länger bei seinem feindlichen Vorsatze bleiben. Zwar einmal noch hob er die Waffe, um den Kampf zu beginnen, aber das bessere Gefühl siegte: er ließ den Arm sinken. Er erkannte jezt an, daß Euler nichts Unrechtes gethan; er gab nicht blos seinen Groll auf, sondern bat jenen sogar um Verzeihung.

14.

Die Gründung von Marseille.

Schlichte ꝛc. Erzählung nach G. Schwabs Ballade.

Die Bewohner einer griechischen Pflanzstadt in einem Lande, welches die Perser sich unterworfen hatten, sahen sich außer Stande ihre Freiheit zu behaupten. Sie beschlossen, lieber ihre Heimat aufzugeben, als die Unabhängigkeit, und in der Ferne eine Stätte zu suchen, wo sie eine neue Stadt gründen und in Freiheit leben könnten. Damit sie nicht ihren Plan ändern könnten, verbrannten sie noch vor der Abfahrt ihre Stadt und sprachen einen Fluch über sich und ihre Stadt aus für den Fall, daß sie wiederkehren würden.

Ihre Fahrt gieng nach Westen, nach der Küste des mittäglichen Frankreich, das damals von keltischen Volksstämmen bewohnt war. Da wo der Rhône in das Meer mündet, drängten sie ihre Schiffe hinein und fuhren noch eine Strecke gegen die Strömung, bevor sie vor Anker legten. Der Ort schien ihnen günstig zur Anlegung einer Stadt, und sie rechneten auf freundliche Aufnahme von Seite der Landesbewohner. Zwei Männer entstiegen dem Schiffe, in Stahl gekleidet, der Eine ein edler Jüngling des Volkes, der Andere ein der Landessprache kundiger Dolmetsch.

Sie fanden den König der Segobrigen in Mitte seines Volkes, eben im Begriffe unter freiem Himmel ein Fest zu begehen. Es sollte nemlich die Tochter des Königs, eine liebliche Jungfrau, die Erbin des Landes, vermählt werden. Sie selbst sollte sich aus den Jünglingen des Volkes den Gatten wählen, und das Zeichen der Wahl sollte nach alter Sitte sein, daß sie dem Erkorenen einen Becher aus dem Rhodan geschöpften Wassers reichte. Als die Fremden kamen, stand sie

noch unschlüssig, wen sie aus den Vielen, die ihrer begehrten, wählen solle. Die jungen Kelten schlugen beim Erscheinen der Gewappneten an ihre Schilde, zum Gruße für die Ankömmlinge, wenn sie als Gäste, zum Zeichen der Kampfbereitschaft, wenn sie als Feinde kämen. Doch der Erste der Fremden brach einen Eichenzweig und hielt ihn empor, zum Zeichen, daß er in friedlicher Absicht komme, und drückte in griechischer Sprache seinen Wunsch aus, als Gast an dem Feste teil zu nehmen.

Dem alten Könige gefiel schon der liebliche Klang der ihm unverständlichen Sprache. Nun verdolmetschte der Zweite der Griechen den Vortrag, den der Erste hielt. Man erfuhr die Geschichte der Fremden und die Absicht derselben, unter freien Männern sich eine freie Heimat zu gründen.

Der König war durch den edlen Sinn, den die Griechen bewiesen, und durch ihr gewinnendes Wesen für sie eingenommen und geneigt, ihr Gesuch um Aufnahme zu gewähren. Jedoch für den Augenblick lud er sie erst ein, als seine Gäste an dem Feste teil zu nehmen, über dessen Bedeutung er sie belehrte.

Unterdessen hatte die königliche Jungfrau ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Person des ersten Sprechers gerichtet. Derselbe zeigte eine so edle Schönheit, wie keiner der jungen Segobrigen, welche um sie warben; dabei übte der Klang seiner Worte einen mächtigen Zauber auf sie, und wenn sie dieselben auch nicht verstand, so empfand sie doch den edlen Sinn, der den Sprecher beseelte. Jener hinwiederum richtete, während der Dolmetsch seine Worte keltisch wieder gab, seine Augen auf die Jungfrau, und der liebliche Anblick fesselte ihn.

Als nun der Vater die Jungfrau mit dem Worte: „Wähle!“ zur Entscheidung drängte, da faßte sie rasch ihren Entschluß: sie reichte dem Fremdling den Becher. Hocherfreut und mit Dankesworten nahm dieser den Becher und die auf ihn gefallene Wahl an.

Aber nicht gleichmütig nahmen die Stammesgenossen es hin, daß der Fremde ihnen vorgezogen würde, daß ihnen die Braut entrissen würde, auf welche sie allein Anspruch hätten und welche jeder zu gewinnen begehrte. Sie fuhren nach den Schwertern, um ihr Anrecht zu verfechten. Aber der König beruhigte sie: Solche Männer, welche für die Freiheit alles hingegeben hätten, an Sinn also ihnen gleich seien, sollten sie auch als Brüder betrachten und in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Demnach sollten sie die Wahl seiner Tochter anerkennen.

So geschah es auch. Die Fremden wurden aufgenommen, die Wahl der Jungfrau anerkannt, und in Jahresfrist stand auf der Stelle, wo das Hochzeitsfest gefeiert worden war, eine neue, freie Stadt, Massilia, das heutige Marseille, das noch heute blüht im Kranze seiner südlichen Vegetation, welche durch die fremden Ansiedler dahin verpflanzt worden ist.

15.

Die Uhland'schen Balladen: **„Der Überfall im Wildbad"** und **„Die drei Könige zu Heimsen"**

sollen in eine Erzählung verwandelt werden, welche chronologisch geordnet, in schlichter Darstellung hauptsächlich den inneren Zusammenhang zum Verständnis bringt.

Graf Eberhard, genannt der Greiner oder auch der Rauschebart, hatte schon ein langes Leben hinter sich, in welchem er manchen blutigen Strauß ausgefochten hatte (6). Um seinen alten, narbenbedeckten Leib zu stärken, begab er sich einmal, wie schon manchen Sommer (1), nach Wildbad, einem offenen (16) Marktflecken (4 Markte) im Enzthale (3), wo ein heißer (2), wasserreicher (5) Quell von bewährter Heilkraft (2), der dem

Orte den Namen gegeben hat, entspringt. In diesem Quelle erquickte (6) er sich täglich (4), und das fromme Gebet um Kräftigung (5) fand Erhörung (12).

Aber während er sich in Frieden und Sicherheit wähnte (2), drohte ihm ernste Gefahr. Er hatte nämlich gefährliche Feinde an der Ritterschaft seines Landes (7, 9 die Wappen; 17, 19). Diese war unzufrieden mit der Herrschaft Eberhards, weil er den Landfrieden aufrecht hielt und sie zur Erfüllung ihrer Lehnspflichten zwang (19). Sie hatten sich in einem Bunde vereinigt, welcher den Namen „die Schlegler" führte (8). Jetzt, wo Graf Eberhard ohne Kriegsmacht (2) in dem offenen Flecken (16) fern von seiner Hauptstadt Stuttgart (1, 3 und die Beschreibung des Weges 1—3) weilte, hielten sie die Gelegenheit für gekommen, einen Handstreich gegen ihn auszuführen. Sie verabredeten ihren Plan dahin, daß bewaffnete Scharen, die eine unter Anführung des Eberstein von der oberen Seite des Thales, die andere unter Anführung des Wunnenstein von der unteren Seite, gleichzeitig unerwartet ansprengen sollten, um den Grafen, dem in dem von steilen, unwegsamen Berghängen eingefaßten Thale jeder Ausweg unmöglich wäre, zu fangen.

Wenig fehlte, so wäre ihr Plan geglückt. Eberhard bekam die Kunde von dem Nahen seiner Feinde, als er sich gerade im Bade befand. Obgleich er sich über die Überlegenheit derselben nicht täuschen konnte, rüstete er sich doch, so gut er konnte, zur verzweifelten Gegenwehr. Doch nicht seine Tapferkeit sollte ihn retten, sondern die Anhänglichkeit eines geringen Unterthanen. Es war ein armer Hirte, der dem Grafen eifrig besorgt die erste Nachricht vom Nahen der einen feindlichen Schar gebracht hatte. Dieser erbot sich, den Grafen auf nur ihm bekannten und für Rosse ungangbaren Wegen zu führen. Das Hoffnungslose eines Kampfes einsehend (8 und 10), entschloß sich der Graf, so ungewohnt es ihm auch war (1γ Held von stolzer Art, 12γδ), zur Flucht. Aber bei der Hitze des

Tages und auf beschwerlichem, oft ungebahntem Steige versagte dem alten Manne bald die Kraft. Der Hirte, sich des Alters und der Hoheit seines Herrn erbarmend, nahm ihn auf seinen Rücken und brachte ihn endlich in Sicherheit.

Zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Graf eine Münze prägen. Er belohnte die Treue des Hirten reichlich mit solchen Münzen; mehreren der Ritter vom Schleglerbunde ließ er, um sie zu höhnen für das Scheitern ihres Unternehmens, ein Stück derselben zukommen. Wildbad aber ließ er mit Mauern umgeben, damit dort künftig niemand gefährdet werde, der seine Gesundheit suche.

Die Schlegler aber ließen sich durch das Mißlingen ihres Streiches nicht entmutigen. Sie hielten eine glänzende Versammlung zu Heimsen. Ihre drei Könige — so nannten sich prahlend die Häupter des Bundes — und zahlreiche Ritter hatten sich eingefunden: alle, die an dem Überfall in Wildbad teilgenommen hatten, bis auf den Wunnenstein, waren dabei. Dort schmiedeten sie neue Pläne, wie sie den Greiner in ihre Gewalt bekommen könnten.

Von dieser Zusammenkunft erhielt Eberhard noch rechtzeitig Nachricht. Er fand die Zeit gekommen, den Überfall in Wildbad zu vergelten und die trotzigen Ritter zu demütigen. In aller Stille, daß keine Kunde zu den Feinden dringe, brach er auf, und im Dunkel der Nacht und begünstigt von einem dichten Nebel umstellte er Heimsen mit seinen zahlreichen Scharen, zu denen auch die Bauern des ganzen Gaues, von ihm aufgeboten, bereitwillig sich gesellt hatten. Um den Widerstand der Eingeschlossenen desto sicherer zu brechen und Blutvergießen zu vermeiden, ließ er in derselben Nacht um die alten Mauern des Städtchens Brennstoffe häufen: nur vor einem Thore ließ er den Platz frei, weil er die Feinde nicht zum Äußersten treiben, sondern ihnen die Möglichkeit der Rettung durch Unterwerfung lassen wollte. Keine Kunde von dem, was draußen vorgieng, drang in die Stadt; kein Wächter bemerkte etwas.

Als man am Morgen des umlagernden Feindes gewahr wurde, versuchten die Schlegler zwar anfangs Widerstand mit den Waffen, aber als auf Eberhards Befehl das Feuer rings um die Stadt entzündet war und schon die Stadt selbst zu verzehren drohte, gaben sie den Widerstand auf und beschlossen sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. In demütiger Haltung zogen sie zu dem freigelassenen Thore heraus als Gefangene Eberhards.

So hatte Eberhard Vergeltung geübt für den Überfall im Wildbad, und in seiner Hand lag es nun, der stolzen Ritterschaft einen dauernden Frieden aufzuzwingen.

16.

Die Ballade von Ebert:

„Schwerting, der Sachsenherzog"

ist in eine prosaische Erzählung zu verwandeln, welche, nach chronologischer Folge geordnet, besonders den ursächlichen Zusammenhang deutlich macht.

Der König von Dänemark, Frotho, hatte die Sachsen unterworfen. Unmutig trugen die Edlen dieses Volkes und vor allen ihr Herzog Schwerting das auferlegte Joch. Gerne hätten sie in erneutem Kampfe ihr Leben auf das Spiel gesetzt — denn höher als ihr Leben stand ihnen Freiheit und Ehre —, aber mehr noch als die Macht des Königs schreckte sie der Eid, den er ihnen abgezwungen hatte, der Eid, der sie verpflichtete, bei dem Könige auszuhalten bis in den Tod.

Doch mutige Herzen finden auch da einen Ausweg, wo der Feige verzagt. Sie fanden das Mittel, sich und ihr Land zu befreien, ohne ihren Eid zu verletzen, ja sogar, indem sie ihn erfüllten. Der Herzog nämlich und alle sächsischen Edlen,

welche den Eid geleistet hatten, beschlossen einmütig, den König dem Tode zu weihen, zugleich aber mit ihm zu sterben. So würde das Sachsenland des Bedrängers, sie ihres Eides ledig.

Zur Ausführung dieses Planes wählte man die Zeit, da der König von Dänemark bei seinem Vasallen, dem Sachsenherzoge, ein Festmahl einnehmen sollte. Es wurde bestimmt, daß während des Mahles der Saal, in welchen der König mit dem Herzoge und den sächsischen Edlen speise, angezündet werden solle, so daß niemand dem Tode entrinnen könne.

Alle Vorbereitungen wurden getroffen, das Geheimnis wurde strenge gewahrt, der König erschien ohne den mindesten Argwohn. Freilich mußte ihm das düstere Aussehen des Festsaales und der Teilnehmer am Feste auffallen. Das Tafelgeschirr war nicht von edlem Metalle, sondern von Eisen; der Herzog und seine Ritter erschienen in schwarzer Kleidung und Eisenpanzern, eiserne Ketten und Spangen vertraten den sonst üblichen Schmuck. Verwundert fragte der König nach der Bedeutung dieser sonderbaren Ausstattung. Der Herzog gab ihm zur Antwort, daß den Sachsen als Knechten nur Eisen und Ketten ziemten. Aber, so hoffe er, ihrem redlichen Willen und festen Mute werde es gelingen, auch die eisernen Bande zu schmelzen, die sie nicht sprengen könnten. Jetzt traten zwölf sächsische Ritter in den Saal, angethan wie die anderen, jeder mit einer Fackel in der Hand. Sie warteten, bis der Herzog ihnen den verabredeten Befehl gab. Als dieser leise das Wort gesprochen, eilten sie hinaus und steckten das Haus in Brand. Bald vernahm man im Saale das Knistern des beginnenden Feuers; die Ritter sprachen feierlichst gefaßt: die Stunde ist gekommen.

Der König, dem es immer deutlicher geworden war, in welcher Gefahr er sich befinde, wollte entfliehen; aber der Herzog hielt ihn gewaltsam zurück. Höhnisch forderte er ihn auf, seine Kraft zu erproben diesem Feinde gegenüber. Als das Feuer verzehrend eindrang, hörte man keinen Ruf der Angst von Seite

der Sachsen; die Ritter beteten nur zu Gott, daß er ihren Seelen gnädig sein möge, da sie nur durch dieses Mittel sich hätten befreien können. Am ruhigsten benahm sich der Herzog. Nur als der König, ohnmächtig vor Schrecken, niedersank, ergrimmte er über die Feigheit des Mannes, der sich zum Herren der Tapferen aufgeworfen, und sprach stolz: So befreit man sich von deinen Ketten.

Alle wurden ein Raub der Flammen.

17.

Numitor erkennt seine Enkel Romulus und Remus.

(Liv. I.)

Aufgabe: Der Vorgang soll so berichtet werden, daß der Leser, ohne Einleitung in medias res geführt, Vorgeschichte und weiteren Verlauf der Handlung aus demselben erschließen kann.

Vor Numitor erschienen Schergen des Königs Amulius, einen gefesselten Jüngling mit sich führend. Sie meldeten dem Numitor, der König, sein Bruder, sende ihm einen Mann, der der Aussage derer, die ihn gefangen, zufolge die Besitzungen des Numitor durch Raubzüge unsicher mache. Numitor möge nach Gefallen mit ihm verfahren.

Numitor betrachtete den Angeschuldigten. Kühn genug sah er aus, um ein solches Gewerbe zu üben; doch in den jugendlichen Zügen war etwas Edles, das seine Aufmerksamkeit und Teilnahme weckte. Er entließ die Schergen und begann ein Verhör.

Remus, so nannte sich der Angeklagte, erklärte die Anklage für falsch; im Gegenteil, die ihn gefangen, seien Räuber, die sich Rache verschaffen wollten, weil er ihnen das Handwerk

gelegt. Nämlich er und sein Zwillingsbruder Romulus hätten schon etliche Male Räuber, die in die Herden ihres Vaters, des K. Hirten Faustulus, einfielen, vertrieben und, mit anderen jungen Leuten verbündet, jenen schon manchen Raub abgejagt. Wohl aus Rachsucht hätten die Räuber die Gelegenheit abgepaßt, da die Brüder mit ihren Freunden das Luperkusfest mit Scherz und Spiel feierten, und sie überfallen. Doch nicht ganz sei ihnen der tückische Plan gelungen. Denn Romulus habe, obwohl ungerüstet, sie doch mit Gewalt zurückgewiesen; nur ihn, den sie gleich beim ersten Anlauf überwältigt, hätten sie mit sich fortgeschleppt.

Mit wachsender Teilnahme hatte Numitor dem Berichte zugehört. Die freimütige Rede machte den Eindruck der Wahrheit und gewann das Herz für den kühnen Jüngling um so mehr, als die Haltung und die Gesichtszüge ebenfalls für ihn sprachen. Es nahm Numitor wunder, wie ein Mensch von so niedriger Abkunft an Aussehen und Sinnesart so adelig sein könne, und als er gar von einem Zwillingsbruder des Angeklagten hörte, da dachte er an andere Zwillinge, seine Enkel, die Zwillingskinder seiner Tochter Rhea Sylvia, die wenn sie nicht umgekommen wären, jetzt ebenso alt sein möchten, wie diese Zwillinge, die ebenso in Jugendkraft und Heldenkühnheit vor ihm stehen könnten, wie dieser Jüngling, ja —, welch' ein Gedanke —! die auch äußerlich ihm gleichen würden; denn dieser Remus trug in Wuchs, Haltung und Angesicht die Züge von Numitors Geschlecht.

Doch ehe der Greis diese Gedanken weiter verfolgen konnte, meldete man ihm zwei Männer, die ihn in dringlicher Sache zu sprechen begehrten. Es waren Faustulus und Romulus. Ersterer begann: Er habe erfahren von der schweren Anklage, die gegen Remus erhoben worden sei. Zwar wisse er, daß Remus nicht schuldig sei; aber die Gefahr desselben nötige ihn, ein Geheimnis zu offenbaren. Romulus und Remus seien nicht seine leiblichen Kinder, wie dieselben bisher geglaubt; er habe

die beiden unter wunderbaren Umständen ausgesetzt gefunden und seiner Gattin Acca Larentia zum Aufziehen gebracht. Da er um dieselbe Zeit ein Gerücht vernommen, daß der König Zwillinge der Rhea Sylvia habe aussetzen lassen, so habe er gleich vermutet, daß seine Findlinge diese Zwillinge seien; aber es für geraten gehalten, strenges Geheimnis zu beobachten. Daher habe er die Kinder als seine eigenen gehalten. Seine Vermutung sei auch durch die Charakteranlage der heranwachsenden Knaben bestärkt worden. Denn von klein auf hätten sie Lust zur Jagd gehabt, kühn die gefährlichsten Bestien bestanden, dann im Bunde mit anderen es mit Räubern aufgenommen, und seien von allen leicht als Führer anerkannt worden. So habe sich der hochstrebende Sinn und das Herrschertalent in ihnen geoffenbart. Jezt, wo Gefahr sei, daß Numitor auf falsche Anklage hin den eigenen Enkel hinrichten lasse, habe er sich genötigt gesehen, das streng gehütete Geheimnis zu offenbaren.

Numitor, der durch die Erzählung des Hirten die eigenen Zweifel gelöst und, was er nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, erfüllt sah, begrüßte hocherfreut die beiden Brüder als seine Enkel. Doch nicht lange gab man sich müßiger Freude hin. Numitor wies auf die Gefahr hin, die seinen Enkeln von dem Argwohne und dem Hasse des Amulius drohe. Ihn, den älteren Bruder, habe dieser vom Throne verdrängt, dann, um den mit Unrecht gewonnenen Thron zu sichern, seine Söhne aus dem Wege geräumt, seine Tochter Rhea Sylvia unter dem Scheine, sie zu ehren, durch Ernennung zur Vestalin zu Kinderlosigkeit verurteilt und, als sie trotzdem Zwillinge geboren, sie selbst ins Gefängnis geworfen und die Zwillinge dem Tode geweiht. Die Götter hätten es gnädig gefügt, daß die letzte Unthat mißlang; aber nun müßten sie das Ihrige thun. Wenn nicht die Rache für so viele Greuel, nicht das Verlangen, die widerrechtlich entrissene Herrschaft wieder zu gewinnen, dazu bestimme, so nötige die Rücksicht auf die eigene Sicherheit zu

kräftigem Handeln. Denn Amulius werde, wenn er etwas erfahre — und geheim halten könnten sie die Sache nicht, selbst wenn sie wollten —, nicht eher ruhen, als bis er die gefürchteten Sprößlinge vernichtet habe.

Alle — auch Faustulus — waren bereit mitzuwirken. Bald war man über folgenden Plan einig. Faustulus und Romulus sollten zunächst heimkehren, Remus zum Scheine im Gewahrsam seines Großvaters bleiben, Romulus, der versicherte, daß seine bisherigen Gefährten ihm zu jeder That folgen würden, sollte zu bestimmter Zeit den Amulius in seinem Schlosse überfallen. Mit seinen Gefährten würde er verabreden, daß sie sich einzeln auf verschiedenen Wegen — damit ihr Anzug keinen Verdacht errege — zu gleicher Zeit vor dem Schlosse einfänden. Ebenso sollte Remus mit einer Schar von zuverlässigen Leuten des Numitor eintreffen. Mit soviel Mannschaft konnte man hoffen, die Wachen des Amulius und ihn selbst zu überwältigen. Auch der greise Numitor wollte in seiner Weise zum Gelingen des Planes mitwirken. Er wollte nämlich, wenn bei dem voraussichtlichen Lärmen Bewaffnete auf die Straße stürzten und nach dem kgl. Schlosse zueilten, diese auffordern, die Stadtburg gegen die eingedrungenen Feinde zu besetzen, und auf diese Art verhindern, daß man dem Könige zu Hilfe komme. Nach Ermordung des Königs werde dann keine Schwierigkeit sein, in einer Volksversammlung den rechtmäßigen König in seine Herrschaft einsetzen zu lassen.

Analysen und Verwandtes.

18.

Analyse von Schillers „Klage der Ceres“.

Der Inhalt des Gedichtes kann kurz ausgedrückt werden: Ceres findet Trost für den Verlust ihrer von Pluto geraubten Tochter, indem sie — ob auch räumlich getrennt — mit dieser sich vereint in der Pflege der Pflanzenwelt.

Dieser Vorgang ist nicht durch eine Erzählung dargestellt, sondern in der Form eines ununterbrochenen Ergusses der Gefühle der trauernden Mutter zur Anschauung gebracht. Der Dichter darf wohl die Vorgeschichte als bekannt voraussetzen; kennen wir doch alle den Mythus vom Raube der Proserpina, welche Blume pflückend von dem Beherrscher der Unterwelt entführt und zu seiner Gemahlin erhoben worden ist; übrigens kann das für das Verständnis unserer Dichtung Unentbehrliche aus dieser selbst entnommen werden. Die Handlung unseres Gedichtes setzt ein etwa ein Jahr nach dem Raube der geliebten Tochter, nachdem die Göttin mit Aufgebot aller Mittel vergeblich nach der spurlos Verschwundenen gesucht hat.

Wir können zwei Hauptteile unterscheiden. 1) Ceres kommt zur Erkenntnis, daß jeder andere Verkehr mit der unwiederbringlich Verlorenen unmöglich ist. 2) Sie findet die bereits oben angedeutete — geistige Vereinigung.

Innerhalb der einzelnen Teile stellt sich der Gedankengang folgendermaßen her:

Das Erwachen des Frühlings weckt mit erneuter Stärke

den Schmerz der Göttin über den Verlust der geliebten Tochter, die sie sonst in Mitten der Blumen spielend zu sehen gewohnt war.

Noch einmal überdenkt sie die Nachforschungen, die sie angestellt hat, und die Ergebnislosigkeit derselben zwingt zur Annahme, daß die Vermißte überhaupt nicht auf der Erde sei. Daher die Vermutung: Zeus, des Olympos Beherrscher, oder Pluto, der in der Unterwelt Hausende, müsse sie entführt haben. Die letztere Vermutung wird ihr zur Gewißheit.*)

Der nächste Gedanke ist der, einen Boten hinabzusenden. Aber das ist unmöglich: kein Lebender kann hinab, kein Toter herauf.

Gerne gienge sie selbst hinab. Aber, was einer sterblichen Mutter gegönnt ist, dem geliebten Kinde in den Tod zu folgen, das ist ihr, der unsterblichen Göttin, versagt. Verzweifelnd verwünscht sie das Vorrecht der Unsterblichkeit, das ihr zur Qual wird.

Sie malt sich aus, wie sich das Wiedersehen gestalten würde, wenn sie hinabstiege. Vielleicht würde Pluto selbst Erbarmen empfinden und die Tochter mit der Mutter ziehen lassen.

Aber von diesen Vorstellungen der Einbildungskraft ruft sie sich zur Wirklichkeit zurück. So unabänderlich der Sonnenwagen seine Bahn am Himmel geht, so unabänderlich ist der Beschluß des Zeus, der einmal die Welt des Lichtes und die der Finsternis, Leben und Tod geschieden. Demnach ist ihr die Tochter verloren, bis das nie Geschehende geschieht.

Wir sehen mit Ceres ein, daß jede Möglichkeit einer Vereinigung ausgeschlossen ist. Nun sucht sie wenigstens noch etwas, was ihr eine Art Ersatz geben könnte. Sie glaubt auch wirklich eine Verbindung eröffnen zu können.

---

*) Wie deutet dies Schiller an? und wie könnte ein Deklamator dies noch fühlbarer machen?

Im Herbste will sie Samen in die Erde legen — ein Opfer dem Gott der Unterwelt —, ihn der liebenden Obhut der Tochter anvertrauen. Der Same wird im Frühling keimen: der scheinbar abgestorbene wird seine Triebe nach zwei Seiten senden: den Stamm nach oben, die Wurzel nach unten: so wird gleichzeitig der Himmel — Ceres — und die Unterwelt — Proserpina — sich in die Pflege teilen. Diese Pflanzen, wurzelnd im Reiche der Toten, aufsprießend ins Reich der Lebendigen, will sie als Zeichen betrachten, daß drunten ein liebendes Herz ihrer gedenke.

So hat Ceres ihren Trost gefunden; freudig will sie ihre sprießenden Pfleglinge begrüßen, alle Fürsorge ihnen angedeihen lassen. Das Leben und Welken der Vegetation soll fühlenden Herzen eine Erinnerung sein an ihren Schmerz und an den Trost, den sie gefunden hat.

Mit diesem Wunsche der Göttin schließt das Gedicht. Aber noch nicht unsere Betrachtung desselben. Nicht als wollten wir noch die einzelnen Schönheiten desselben rühmen, oder das Rührende derselben zur Geltung bringen: unsere Absicht war ja nur soviel von demselben mitzuteilen, daß der Leser unserer Zeilen eine Ahnung bekomme von dem, was er darin finden kann, und nun das Gedicht selbst lese. Aber eines mag noch bemerklich gemacht werden, was im Gedichte in keiner Zeile, in keinem Worte seinen bestimmten Ausdruck erhält und doch demselben den tiefsten Gehalt gibt, und, selbst ohne daß wir uns desselben bestimmt bewußt werden, unsere Teilnahme erhöht. Es ist die Idee, daß vereinsamte Liebe eines edlen Herzens ihren Trost findet in der Erweisung hilfreicher Liebe an Andere. Sicher ist es diese Idee, welche die Bewohnerin des Olympus unserem Herzen so nahe bringt, was den Mythus zu einem inneren Erlebnisse von dauerndem Eindrucke macht.

19.

Analyse von L. Uhlands Gedicht „Tells Tod".

Das Gedicht von L. Uhland „Tells Tod" hat zum Gegenstande den Tod, den der berühmte Befreier der Schweiz Wilhelm Tell der Sage nach bei der Rettung eines Knaben in den Fluten des geschwollenen Schächenbaches gefunden hat.

Es zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster eben die opfermutige That des altersgrauen Helden darstellt, der zweite Betrachtungen enthält, die der Dichter daran knüpft.

Die erste Strophe führt uns zum Schauplatze der Begebenheit, in die Schweiz, und schildert die Zeitlage: die Zeit, da der Schnee schmilzt. Durch eine Vergleichung des Bruches des Eises durch den Föhn mit dem „Kampfe der Freiheit" weiß uns der Dichter leise an die großen Begebenheiten zu erinnern, deren Mittelpunkt derselbe Held ist, dessen Opfertod in unserem Gedichte gefeiert werden soll.

Nun hebt die eigentliche Erzählung an. Der Schächenbach, hoch geschwollen, hat den Steg weggerissen und mit ihm einen Knaben, der eben darüber gieng. Ein greiser Wanderer, der eben naht, stürzt sich ohne Bedenken in die Fluten. Den Knaben zu retten gelingt ihm; ihn selbst aber reißt die Welle fort. Als die Flut die Leiche ausgeworfen hat, ertönt allgemeines Jammergeschrei; der im Rettungswerke Verunglückte ist — Tell.

Dieser bei aller Schmucklosigkeit ergreifenden Erzählung schließen sich nun die Betrachtungen an. Die Rettung des Knaben wird zusammengehalten mit der Ruhmesthat des Tell, der Befreiung der Schweiz durch die Tötung Geßlers, und beide Thaten hergeleitet aus einer Wurzel: der Kraft der Liebe. Aber die letzte That stellt unser Dichter höher. Hätte Tell, so begründet er sein Urteil, in seiner Jugend, ehe die Heldenthat

des Mannesalters ihn berühmt gemacht, die Rettung des Knaben vollbracht und wäre selbst mit dem Leben davongekommen, so würde man aus ihr auf künftige Heldenthat geschlossen haben, aber jezt, nach der Ruhmesthat vollbracht, müsse diese Handlung noch höher gewürdigt werden. „Schön ist nach dem Großen das schlichte Heldentum.“ Denn das verleihe der That einen besonderen Wert, daß der Greis, der schon den höchsten Ruhm genoß, sich nicht zu hoch geachtet habe, sich noch dem unscheinbaren Werke zu weihen.

Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Zur Bestätigung dieser Wertschätzung dient ein Urteil des Himmels selbst. Von der Befreiung der Schweiz, bei welcher That immerhin eigene Rache mit ins Spiel kam, dem „Werke des Zornes“, sei er gesund heimgekommen; bei der Ausübung der „frommen“ Menschenliebe sei er umgekommen: ein Zeichen, daß dem Himmel dieses Opfer angenehm gewesen sei.

Die nun folgenden zwei lezten Strophen machen noch das Andenken, das den beiden Thaten gewidmet wird, anschaulich an den Denkmälern derselben, denen in Stein und denen im Lied. Ein Bethaus geweiht der Erinnerung an Geßlers Erlegung, ein schmuckloses Kreuz der an Tells Tod; weithin und für späte Zeiten von großen Dichtern gesungen, schalle der Preis der Befreiungsthat, nur im Schächenthal aus Hirtenmunde klinge das Lied von seinem Tod. Der erste Eindruck dieser Strophen ist der, daß man den Abstand des Ruhmes der beiden Thaten ermißt; aber die Worte sind so gesetzt, daß noch eine andere Empfindung geweckt wird. Freilich ist das schmucklose Kreuz von Stein bescheiden, fast ärmlich, aber dies Kreuz ist doch bedeutsam als Symbol der aufopfernden Liebe; freilich singen Tells Tod nur Hirten im Schächenthal, aber man fühlt aus den Worten heraus, welch hohen Wert, höheren Wert

vielleicht als des Weltruhms Posaunenschall, dies treue Gedenken einfacher Menschen hat.

„Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendrot,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod.“

Mit diesen Worten schließt das Gedicht, und nachklingend erneuern sie in uns den Eindruck, den die Erzählung von Tells Aufopferung und des Dichters preisender Nachruf gemacht haben.

20.

Analyse von Hor. Serm. I, 4 nach Inhalt und Gedankengang.

Zweck dieses Stückes ist Aufklärung zu geben über die Satire unseres Dichters und deren Tendenz. Unseres Dichters; denn es ist nicht zu übersehen, daß wir es zunächst nur mit einer persönlichen Aussprache derselben zu thun haben, nicht mit einer theoretischen Abhandlung, wenn auch das Ganze recht wohl geeignet ist, uns allgemeine Gesichtspunkte zu erschließen.

Eine historische Einleitung gibt uns einen raschen Überblick über die Entwickelung der in Rede stehenden Dichtungsart.

Als die eigentlichen Begründer werden die Dichter der „alten“ Komödie angegeben — dem Geiste nach: „Wer's etwa verdiente, gekennzeichnet zu werden, dem gaben sie unverblümt ihr Merks.“

Ihren Nachfolger erkennt Horaz in Lucilius, der ganz auf ihnen fuße, nur daß er eine andere Form angewendet habe. Die Vorzüge dieses Vorgängers des Horaz werden anerkannt, zugleich seine Unvollkommenheit im Versbau angemerkt. In plauderhafter Nachlässigkeit werden noch einige Ausstellungen

angereiht, sowie die Andeutung — Andeutung: denn an dieser Stelle muß man zwischen den Zeilen lesen, was der Kritiker des hochgefeierten Lucilius gerade herauszusagen klüglich unterläßt —, daß unser Autor die gerügten Fehler zu vermeiden glaube oder wenigstens sich bemühe. Da muß der Viel- und Geschwindschreiber Crispinus herhalten, daß Horaz diesem gegenüber ausspreche, was doch mit dem Lucilius gilt.

Kaum ist Crispinus abgethan, so bekommt Fannius, der selbstgefällige, der es anzufangen weiß, um populär zu werden, einen Hieb. Dieser Seitenhieb maskiert des „Plauderers" Übergang auf die Mißliebigkeit seiner Schriften und die — in burlesker Form vorgetragenen — Beschwerden gegen die Satire und deren Dichter.

Daß die Satire sich nicht allgemeiner Beliebtheit erfreut, diese Thatsache findet ihr Dichter selbst vollkommen begreiflich. „Verdient doch die Mehrzahl Schelte." Begreiflicherweise versäumt der Satiriker den Anlaß nicht — ihm eine erwünschte Gelegenheit —, die letzte Behauptung durch eine reiche Beispielsammlung zu erhärten. Aber mit noch größerem Nachdrucke wendet er sich gegen die erhobenen Anklagen. „Agedum, pauca accipe contra" kündigt er seine Rechtfertigung an.

Zuerst wird eine Frage von mehr theoretischer Bedeutung erörtert: ob die Satire überhaupt Poesie sei Die Verneinung dieser Frage ist vielleicht nicht ganz ernst gemeint: es ist ja wohl dem Verfasser der Sermonen nicht so sehr um eine erschöpfende Behandlung derselben zu thun, als darum, eine Beurteilung des dem täglichen Leben abgelauschten Ausdruckes der Sermonen nach der hochpoetischen — hochtrabenden? — Sprache anderer Dichtungsarten abzulehnen. Jedenfalls wird die Frage fallen gelassen, sobald der Unterschied des sprachlichen Ausdruckes festgestellt ist.

Nun beginnt die ernstere Auseinandersetzung. Die erste der oben angedeuteten Anklagen richtete sich gegen die Satire überhaupt, die als etwas zu Fürchtendes hingestellt wurde. Auf

diesen Vorwurf antwortet Horaz erstens durch Anziehung der öffentlichen Ankläger. Diese seien freilich den Verbrechern zu fürchten, aber den Schuldlosen nicht. Die Anwendung auf die Satire zu machen, wird dem Leser überlassen. Zweitens macht er geltend, daß die so übel Beleumdete nicht einmal mit diesen Anklägern auf gleiche Linie zu stellen sei. Denn seine Satire dringe nicht in die Öffentlichkeit: in keinem Buchladen dürfte sie zu finden sein, und er lese höchstens im engen Freundeskreise vor. Die Gelegenheit, die unter den Autoren herrschende Vorlesesseuche zu kennzeichnen, ist zu einladend für den Satiriker, als daß er sie ungenützt vorübergehen ließe.

Das Bisherige können wir immer noch als Geplänkel betrachten, durch welches die Hauptfrage kaum berührt wird. Jetzt aber spricht der Widersacher den wuchtigsten Vorwurf aus, der sich gegen die Gesinnung des Satirendichters — mit anderen Worten: gegen die Tendenz der Satire — richtet. „Laedere gaudes". Die Absicht wehe zu thun also wäre der letzte Beweggrund solcher Dichtung. Dieser Angriff wird nun mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen, zunächst polemisch, dann durch Aufzeigung des wahren Zweckes.

Daß nicht böse Gesinnung ihn treibe, sucht der Angeschuldigte darzuthun erstens durch das Zeugnis aller, mit denen er näheren Umgang habe, von denen sicher keiner dergleichen von ihm aussage; zweitens durch eine Definition, ich sollte richtiger sagen: eine etwas stark aufgetragene Description eines boshaften Schwätzers — zu sagen, daß diese Beschreibung auf ihn nicht passe, darf sich Horaz erlassen. Dann durch Gegenüberstellung seiner etwaigen Anzüglichkeiten gegen die schonungslosen Ausfälle eines Spaßmachers von Profession. Wenn einen solchen die öffentliche Meinung beifällig beurteile, wie viel weniger dürfe dann ihn ein Tadel treffen. Endlich dient dem gleichen Zwecke ein Beispiel von wahrhaft giftgetränkter Schwätzerei, wie man deren leicht erleben kann. Hier benützt Horaz fein die seiner Sprache geläufige Anwendung der potentialen Rede-

weise, um seinem Angreifer in unverfänglicher Weise direkt auf den Leib zu rücken, während er selbst mit einer feierlichen Verwahrung dagegen, daß solche Schändlichkeit in seinen Blättern oder überhaupt in seinem Herzen Platz finden könne, diesen polemischen Teil abschließt.

Leicht ergibt sich nun der Übergang zu der positiven Rechtfertigung. Unter dem bedingungsweise ausgesprochenen Zugeständnis, daß er vielleicht in der Derbheit, in der Neckerei etwas weit gehen könnte, nimmt Horaz dazu das Recht in Anspruch mit Rücksicht auf — die sittliche Tendenz der Satire. Freilich nicht in theoretischer Weise beleuchtet er diese Tendenz, sondern nur durch eine Erzählung, die zunächst einzig dem Zwecke dient, uns erklärlich zu machen, wie im Erzähler sich die Neigung ausgebildet habe, geistige Gebrechen der Mitmenschen zu beobachten. Aber wenn Horaz erzählt:

> Insuevit pater optimus hoc me,
> Ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando,

und wenn er weiter der Methode seines Vaters den Erfolg nachrühmt, daß er, der Zögling, von schweren Fehlern frei geblieben sei, so ist doch in diesen Worten zugleich eine Angabe über Absicht und Wirkung der Satire mit enthalten. Überdies dient die Schilderung des Eindruckes, den ein Todesfall in der Nachbarschaft auf einen unenthaltsamen Patienten macht, um die ähnliche Wirkung der Beispiele sittlicher Fehler und ihrer Folgen auch auf weitere Kreise einleuchtend zu machen. Äußerlich locker angefügt, aber im strengsten inneren Zusammenhang mit der Angabe über den Erfolg der Erziehungsmethode seines Vaters ist nun der Schluß dieser Erzählung, daß Horaz noch immer zu seiner eigenen Warnung und Läuterung seine Beobachtungen mache und seine Betrachtungen aufs Papier klecke.

Wir sind am Ende angelangt. Der Schluß läuft auf die einfache Forderung hinaus, daß man dem Satiriker nunmehr seine Weise, die Welt zu betrachten, hingehen lasse; aber diesen

einfachen Gedanken kleidet der Schalk, der sich eben erst Absolution verschafft hat, in einen Scherz, mit welchem nicht mehr als zwei Seitenhiebe fallen, der eine auf die große Zahl der Dichter, die weitaus die Überzahl der Menschen bilden, der andere auf die Proselytenmacherei der Juden.

21.

Nachweis des Gedankenganges der ersten Ode des dritten Buches der Lieder von Horaz.

Unter den Gesängen des Horaz zeichnet sich die erste Ode des dritten Buches aus durch schwungvolle Sprache und markige Gedanken, die aus den scharf gezeichneten Lebensbildern hervorspringen. Aber einzelne Stellen erscheinen beim ersten Anblicke abgerissen, mehr aneinander gereiht, als mit Notwendigkeit auseinander entspringend oder zur Einheit des Gedankens sich ergänzend. Bei genauerer Betrachtung findet man indessen, daß die einzelnen Partien nach einem wohl durchdachten Plane auf einander folgen. Eine kurze Angabe des Gedankenganges soll dies darlegen.

Die erste Strophe, welche man übrigens als Ankündigung eines mit unserer Ode beginnenden Cyklus fassen kann, soll die feierliche Stimmung hervorrufen, wie sie zur Aufnahme ethischer Wahrheiten erforderlich ist.

Die folgenden Strophen, deren erste uns daran erinnert, daß auch der Mächtigste auf Erden einen Mächtigeren über sich hat, Jupiter, während das folgende Paar darauf hinweist, daß alle Unterschiede der Lebensstellung keinen Unterschied begründen gegenüber dem Tode, bereiten vor zur Aufnahme des verwandten Hauptgedankens. Diesen spricht der Dichter auch jetzt nicht unmittelbar aus, sondern weckt ihn in den Hörern durch

Vorführung von vier Lebensbildern. Wir wollen jedoch, hier von diesen absehend, vorerst den Gedanken mit seinen Verzweigungen darlegen. Er lautet: „Das Wohlbefinden des Menschen (sein Glück) ist unabhängig von den äußeren Glücksgütern." Das Glück mag man suchen 1) in körperlichem Behagen, 2) in Seelenfrieden. Auf dieser Unterscheidung beruht die oberste Einteilung. Die Unabhängigkeit jedes dieser Bestandteile des Glückes von den äußeren Gütern wird nachgewiesen dadurch, daß es a) durch dieselben nicht gesichert, b) auch nicht durch sie bedingt ist. Doch sind diese Unterteile bei ihrer Wiederholung in umgekehrter Ordnung (chiastisch) gestellt, so daß folgende Gedankenreihe sich ergibt.

1) Das körperliche Wohlbefinden wird durch den Reichtum
   a. nicht gesichert,
   b. nicht bedingt.
2) Der Seelenfriede wird durch Reichtum
   a. nicht bedingt,
   b. nicht gesichert.

Diese allgemeinen Gedanken, welche das Thema erschöpfen, werden in dem Gedichte, wie gesagt, durch vier poetische Gemälde hervorgerufen, welche in der angegebenen Ordnung auf einander folgen:

1) a. Wer das drohende Schwert über seinem Nacken weiß, dem kann kein Leckermahl den Gaumen letzen, kein Ohrenschmaus den ersehnten Schlaf bringen.
   b. Der sanfte Schlummer kehrt auch in der niederen Hütte ein.
2) a. Wer nicht mehr begehrt, als was gerade genügt, der wird durch keinen Verlust am Vermögen beunruhigt.
   b. Wer den Seelenfrieden nicht hat, dem bietet aller Reichtum kein Mittel, der inneren Qual zu entfliehen.

An die aus dem Vorhergehenden sich ergebende Erkenntnis schließt sich unmittelbar die Nutzanwendung an, daß man keinen

Grund habe, solchen eingebildeten, in Wirklichkeit wertlosen Gütern nachzustreben. Die Form, in welcher Horaz diese Nutzanwendung ausspricht, verleiht dem didaktischen Gedichte etwas vom lyrischen Charakter, insofern der Dichter nicht eine Belehrung gibt, sondern sein persönliches Verhältnis zu der angeschauten Wahrheit ausspricht.

22.

Gedankengang der vierten Satire des ersten Buches der „Sermonen" des Horaz.

A. Aristophanes u. a., die Dichter der „alten" Komödie, sind die eigentlichen Begründer der Satire. Ihnen folgte nach Lucilius, der nur ein anderes Versmaß anwendete. Seinem Vorbilde strebte ich nach, freilich nicht so fruchtbar wie er, doch vielleicht gefeilter.

Meine in diesem Geiste verfaßten Schreibereien genießen wenig Beifall. Das ist erklärlich, insoferne Viele mit Fehlern behaftet sind, wie sie in ihnen kenntlich gemacht werden. Aber es werden die schwersten Anklagen gegen die Dichtungsart und den Dichter erhoben.

Gegen diese Beschuldigungen will ich meine Satire und mich rechtfertigen.

B. I, a. [Zur Fernhaltung unberechtigter Ansprüche an die Satire] mache ich aufmerksam, daß dieselbe gar nicht den Anspruch erhebt, mit anderen Dichtungsarten auf gleiche Linie gestellt zu werden.

I, b. Was das Verletzende meiner Satire betrifft, so kann sie erstens nur den treffen, der mit dem gerügten Fehler behaftet ist, zweitens nicht einmal dem eigentlich schaden, weil meine Sachen nicht in die Öffentlichkeit gelangen.

I. c. Der Vorwurf, daß böse Gesinnung der Boden sei, auf dem meine Satire wachse, wird entkräftet:

α. durch das Zeugnis aller, die mich näher kennen,

β. durch eine einfache Vergleichung meines ganzen Verhaltens, wie es offen am Tage liegt, mit dem ganzen Wesen wirklich schlechter Menschen,

γ. durch die eigene sittliche Anschauung des Publikums, das am scurra, der doch viel weiter geht, als ich, nichts Unrechtes findet,

δ. durch eine Vergleichung meines harmlosen Spottes mit den wirklich giftigen Klatschereien, dergleichen man nur zu oft hören kann.

II. Zugegeben, daß ich etwa einmal in der Derbheit oder Neckerei mir etwas herausnehme, so darf ich wohl auf Entschuldigung, wenn nicht auf Anerkennung der Berechtigung rechnen mit Rücksicht auf — [Narratio, aus welcher ersichtlich ist:

1) daß Horazens Vater seinen Sohn so gewöhnt hat,

2) zu welchem Zwecke (ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando),

3) wie weit jener von dieser Methode sich Erfolg versprach.]

Die von meinem Vater angewendete Methode findet ihr Vorbild in Erfahrungen des täglichen Lebens. Ihr danke ich es, wenn ich von schweren Fehlern bewahrt geblieben bin. Daher halte ich immer noch daran fest, zu meiner eigenen Läuterung.

C. Nun wird man mir meine Eigenheit nicht mehr verargen.

23.
Erläuterung des Gedankenganges von Hor. Sat. I, 6.

Die vorliegende Satire hat den Zweck, die Anfeindungen (vielleicht auch Verdächtigungen) zurückzuweisen, die Horaz wegen seines Verhältnisses zu seinem Gönner und Freund Mäcenas zu bestehen hatte, insbesondere dem Vorwurfe zu begegnen, daß unser Dichter einen Platz einnehme oder erstrebe, der ihm als dem Sohne eines Freigelassenen nicht zukomme.

Nebenbei muß sich auch eine Rechtfertigung des Mäcenas ergeben, dem man ja mit den Angriffen auf Horaz den indirekten Vorwurf machte, daß er einen Unwürdigen erhoben habe. Nebenbei. Denn nur so durfte dieser zarte Punkt berührt werden, wollte der Schützling den Schein vermeiden, seinen Schützer zu beschützen. Dieser Rücksicht dient es, daß die ganze Satire an Mäcenas gerichtet ist; der Sprecher konnte dem Angeredeten gegenüber gerade so viel einfließen lassen, als ihm passend schien, ohne die gebotene Zurückhaltung zu vergessen, und in einer Weise sich ausdrücken, daß nur die dankbare Ergebenheit ihm die Worte in den Mund gelegt zu haben schiene. Überhaupt gewann die Satire durch die gewählte Ansprache nach mehreren Seiten. Nicht den Anfeindern erweist Horaz die Ehre, ihre Angriffe abzuweisen, sondern dem Mäcenas dankt er, daß er anders denke, als die von Vorurteilen befangene Menge; nicht von seinem Gönner spricht er zu Fremden, sondern zu ihm als dessen Vertrauter; und wenn er gerade diesem gegenüber die Erinnerung auffrischt, wie der arme, namenlose Mensch in seine Nähe gekommen sei, so darf auch der Außenstehende nicht an der Richtigkeit der damit gegebenen Aufklärungen zweifeln.

Freilich auch eine Schwierigkeit brachte die gewählte Form einer Aussprache mit dem hochgestellten Gönner. Wenn der

Sohn des Freigelassenen — wie wir hier vorgreifend erwähnen müssen — die Wertlosigkeit von Geburt und Ehrenämtern darlegen will, könnte er immerhin durch zu absprechende Urteile den Hochgeborenen verletzen; wenn er zu haarspalterisch unterscheidet und zu vorsichtig einschränkt, so könnte man — abgesehen davon, daß überhaupt die Unbefangenheit und der leichte Fluß des Gespräches darunter leidet — Absicht merken und wieder verstimmt sein. Mehr also noch als in anderen seiner „Plaudereien" mußte unser Dichter hie und da einer präcisen Formulierung des leitenden Gedankens ausweichen, auch wohl ein Sprünglein machen oder Gelegenheitsübergänge benützen, um über Heikles hinwegzuschlüpfen. Daher mag wohl bei der ersten Lesung der Gedankengang nicht ganz durchsichtig, ja gar verworren erscheinen. Indessen bei eindringenderer Betrachtung finden wir bald Plan und inneren Zusammenhang. Ich will versuchen in Kürze einen Abriß zu geben.

Ausgangspunkt ist die Thatsache, daß Horazens Gönner Mäcenas, der hochgeborene, ihn, den Sohn eines Freigelassenen, nicht geringschätzig behandle. Die Frage, mit welchem Rechte, wird zunächst allgemein behandelt. Der Grundsatz, den Mäcenas befolgt (cum referre negas, quali sit quisque parente natus, dum ingenuus), wird von diesem selbst vertreten durch Hinweis auf die Geschichte, in der sich Männer ohne Ahnen rühmlich ausgezeichnet, ahnenberühmte sich nichtswürdig erwiesen haben.

Unter den historischen Belegen ist der letzte derart, daß an ihm zugleich ersichtlich wird, wie selbst das Volk trotz seiner Vorurteile, trotz des Wertes, den es auf den Klang berühmter Namen legt, im Sinne des Mäcenas geurteilt hat.

Geht aus diesen Auseinandersetzungen die Bedeutungslosigkeit der edlen Abkunft für den sittlichen Wert des Einzelnen hervor, so kann nun Horaz die Konsequenz für sein Handeln ziehen. Dies Teilthema wird förmlich aufgestellt durch die Frage: quid oportet nos facere a volgo longe longeque remotos? Ihre Antwort wird nicht ausdrücklich gegeben,

doch durch die Zusammenstellung der hierbei in Betracht kommenden Momente genügend angedeutet.

1) Die Volksmeinung und das Herkommen geben, wie nun einmal die Sachen stehen, den Adeligen den Vorzug, und der Niedriggeborene setzt sich einer — nicht einmal unverdienten — Zurückweisung aus, wenn er sich um Ehrenämter bewirbt.

2) Freilich könnte die Ehrbegierde ein Sporn sein zu solcher Bewerbung; aber sieht man genauer zu, so hat man α) nur Anfeindung und böswillige Beurteilung zu befahren (Beispiel des Tillius, allgemeine Behauptung, endlich eine Dialogscene machen diese Wahrheit eindringlich) und β) überdies ist doch eigentliche Ehre nicht zu holen (die letzten Worte des angeführten Zwiegespräches, die uns ersehen lassen, welche Eigenschaften eines politischen Kandidaten bei der Menge maßgebend für sein Urteil sind, dienen dem Ausdrucke dieses Gedankens).

Die Antwort auf die obige Frage: sprechen wir sie aus: „wir — ich und andere in gleicher Lage und von gleicher Denkungsart — werden uns hüten, in die politische Laufbahn einzutreten."

Jetzt nachdem das Prinzip der Beurteilung auf der einen Seite, das des Handelns auf der anderen festgestellt ist, kommt Horaz wieder zu dem engeren Thema.

Nunc ad me redeo libertino patre natum,
Quem rodunt omnes libertino patre natum;
Nunc quia sum tibi, Maecenas, convictor, at olim,
Quod mihi pareret legio Romana tribuno.

Von den zwei Thatsachen, welche dem Horaz vorgehalten werden, gibt Horaz von der der Vergangenheit angehörenden gemäß dem, was er eben als Prinzip seines Handelns dargethan hat, zu, daß man vielleicht ein Recht hätte, ihn darum anzugreifen; aber um so entschiedener wahrt er sein Recht im andern Falle: des Mäcenas Freundschaft zu ihm dürfe man

ihm nicht begrinsen. Denn, von anderem abgesehen, dieser sei vorsichtig darauf bedacht, nur Würdige in seinen Kreis aufzunehmen und zwar in einer Weise, die mit dem Getriebe des Ämterehrgeizes in keiner Beziehung stehe. Eine kurze Erzählung der Geschichte von Horazens Einführung bei Mäcenas läßt besonders das erkennen, daß Horaz nicht sich vorgedrängt habe, sondern von seinem nunmehrigen Gönner gewählt worden sei, und nochmals hebt Horaz hervor, daß bei dieser Wahl nicht die Abkunft, sondern die sittliche Haltung das Maßgebende gewesen sei.

Hat nun Horez dargethan, daß er die Grenzen respektiert, die seinem Streben durch seine Geburt gesetzt sind, und daß er des großen Treffers, den er in der Freundschaft des Mäcenas gemacht, nicht unwürdig sei, so bleiben doch noch zwei Schatten. So wahr es ist, daß für die sittliche Würdigung die Abstammung gleichgiltig ist, so peinlich bleibt es doch immer für den Sohn, sich mit Berufung auf diese Wahrheit gleichsam vom Vater loszusagen. Ferner könnte der Verzicht des Horaz auf Ehrenstellungen, wenn wirklich in guten Treuen ausgesprochen, immerhin als aufgezwungen und widerwillig ertragen erscheinen. So würde der Eindruck der Aussprache, wenn auch Horazens Rechtfertigung vollständig gelungen erscheint, doch nicht ganz befriedigend sein. Dieser Möglichkeit begegnet der zweite Hauptteil, der die vollständige Zufriedenheit des Dichters zum Ausdrucke bringt 1) mit seinem Vater, 2) mit seiner Entfernung vom politischen Leben.

Und doch — so knüpft er an das erneute Zugeständnis, daß sein Vater keinen berühmten Namen trage, an — wenn etwas aus mir geworden ist, so gebührt meinem Vater das Verdienst. Ein kurzer Bericht, der uns erkennen läßt, wie sein Vater keinen Aufwand, keine Mühe scheute, um dem Sohne eine edlere Bildung zu verschaffen, gestaltet sich zu einem Denkmal, wie es nur kindliche Pietät einem weisen, liebevollen Vater setzen kann. So kann dieser Abschnitt schließen: „ich dürfte nicht unzufrieden

sein mit diesem Vater und würde mir, wenn ich die Wahl hätte, keinen anderen wünschen."

Leicht schließt sich daran der andere Satz, daß Horaz sich nichts besseres wünsche, als sein bescheidenes Loos, das ihm gestatte, ohne Rücksicht auf Standespflichten — Seitenblicke auf Tillius illustrieren dies — seinen Neigungen entsprechend zu leben. So kann er zusammenfassend schließen:

His me consolor victurum suavius ac si
Quaestor avus pater atque meus patruusque fuisset.

24.

Analyse von Lysias' Rede Δήμου καταλύσεως ἀπολογία.

Der Inhalt der Rede Δήμου καταλύσεως ἀπολογία ist nicht der, welchen die Überschrift erwarten läßt. Zwar finden sich in ihr Stellen, in welchen der Sprecher jede Gemeinschaft mit den dreißig Tyrannen, den Stürzern der Volksfreiheit, entschieden in Abrede stellt, und andere, welche, wenn nicht als Rechtfertigung des Sturzes der Volksherrschaft, doch als eine Aufdeckung der Ursachen solchen Umsturzes angesehen werden können, aber der eigentliche Zweck der Rede liegt weit ab.

Wie wir nämlich aus der Rede selbst entnehmen, ist der Klient, für welchen Lysias die Rede verfaßt hat, bei der Wahlprüfung (δοκιμασία) von seinen Angreifern beanstandet und als ungeeignet bezeichnet worden, das Amt, welches ihm durchs Los zu teil geworden ist, zu bekleiden. Als der Hauptgrund für seine Verwerfung scheint vorgebracht zu sein Mangel an demokratischer Gesinnung oder gar Hinneigung zur Oligarchie, und als die wesentlichste Stütze ihrer Angriffe scheinen die Gegner den Hinweis darauf benützt zu haben, daß der Angegriffene — Angeklagter können wir kaum sagen — zur Zeit

der Erhebung des demokratischen Athen gegen die dreißig Tyrannen, als die erklärten Anhänger der Demokratie unter Thrasybuls Führung vom Piräeus aus gegen die oligarchische Zwingherrschaft kämpften, in der Hauptstadt geblieben war.

Gegenüber diesen Angriffen verlangt der Sprecher seine Bestätigung. Aber es ist ihm, wie der ganze Ton der Rede vernehmen läßt, nicht so sehr um seine Person zu thun, als um das Recht; in seinem Falle sieht er zugleich die Entscheidung für eine große Zahl von Schicksals- und Gesinnungsgenossen, mehr noch: es wird in ihm die Frage entschieden, ob eine gesunde Politik der Versöhnung befolgt werden soll oder die der Unterdrückung der maßvollen Elemente und des Vorherrschens eigensüchtiger Ränkeschmiede.

Doch gehen wir zur Betrachtung des Einzelnen über.

In der Einleitung trennt der Sprecher zunächst die Richter A. (1–4)
von den Anklägern. Den Richtern sei es ja nicht zu verargen, wenn sie sich durch Reden, wie die eben vernommene, verleiten lassen, ihren gerechten Groll gegen die Oligarchie auf alle auszudehnen, welche in der Hauptstadt geblieben; aber das Betragen der Ankläger sei befremdend, welche gegen besseres Wissen sprechen. Er trägt der herrschenden Stimmung Rechnung, indem er anerkennt, daß die Dreißig heillos gefrevelt haben; aber — und damit legt er das erste Fundament seiner Verteidigung — ihn gehe das nichts an: er habe sich so benommen, wie von den Piräeusstreitern der beste sich benommen haben würde, wenn er in der Stadt geblieben wäre. An diese Aussage schließt nun an die prinzipielle Forderung — bescheiden mit δέομαι „ich bitte“ eingeleitet —, daß den Schuldlosen ohne Unterschied der Partei die politischen Rechte gewährt werden sollen. „Denn so“ — schon hier wird die durchschlagendste Erwägung angedeutet — „würden für die bestehende Verfassung recht viele eintreten.“ Auf die gegebenen Prämissen kann der Sprecher nunmehr seinen Antrag gründen: „Ich beanspruche, wenn ich nachweise, daß ich kein Unheil verschuldet, sondern mit Gut und Blut dem Vater-

lande gedient habe, daß wenigstens so viel Recht von euerer Seite mir werde, als nicht blos die Wohlverdienten, sondern schon die nicht Schuldbeladenen verlangen dürfen.

B. I. (5—17) Zunächst nun beschäftigt sich der Sprecher mit der Frage seiner persönlichen Würdigkeit und politischen Gesinnung. Da
a (5, 6) macht er vor allem für sich geltend, daß die Ankläger selbst nichts gegen seine Person vorgebracht, sondern nur die Frevel der Dreißig gegen ihn ins Feld geführt hätten. Die Unbilligkeit der gegnerischen Kampfesweise wird in wenig Sätzen anschaulich gemacht, zugleich auf die Gefährlichkeit solches Verfahrens für das Gemeinwohl hingedeutet. Nach
b (7—17) diesem mehr negativen Geplänkel tritt er den positiven Beweis für das Tadellose seiner politischen Gesinnung an. Die politische
α (7—13) Gesinnung des Einzelnen, so behauptet er, wird durch sein Interesse bestimmt. Diesen Satz erweist er an dem oftmaligen Rollenwechsel namhafter Parteiführer oder Parteigenossen in der jüngsten Vergangenheit. Nun gibt er bestimmte Kriterien an, nach welchen man das Interesse der Bürger an politischem Umsturze bemessen könne, und weist endlich nach, daß bei ihm keines der Kennzeichen zutreffe, welche feindselige Gesinnung gegen die Demokratie vermuten lassen. Er habe unter der Volksherrschaft alle seine Bürgerpflichten so erfüllt, daß er von ihr nur Vorteil erwarten konnte, während er aller dieser Vorteile unter der Oligarchie verlustig gehen mußte. Die auf der Erwägung seines
β (14—17) Interesses fußende Annahme von seiner Gesinnungstüchtigkeit findet nunmehr Bestätigung durch Thatsachen. Der Sprecher hat unter den Dreißig kein Amt bekleidet — Rückschluß auf sein Verhalten —, er hat in der gesetzlosen Zeit der Oligarchie niemanden geschädigt, keinen Vorteil für sich gezogen: mit diesem Verhalten sicher die beste Bürgschaft für seine staatsbürgerliche Gesinnung gegeben. „Ich bin eben", so faßt er selbst sein politisches Glaubensbekenntnis, „durchaus so gesinnt, daß ich unter oligarchischer Herrschaft nicht nach fremdem Gute trachte, unter der Volksherrschaft bereitwillig meine Habe zu eurem Besten aufwende".

Alles, was zur Kenntnis des speziellen Falles notwendig scheint, ist gesagt. Aber der Redner erhebt nun seinen II. (18—35) Fall zu der Höhe einer allgemeinen politischen Frage. Im Folgenden kämpft er nicht mehr für sich allein, sondern für alle, welche nicht auf der Seite der vom Piräeus aus die Oligarchie Bekämpfenden gefochten haben, ja für das Heil des Vaterlandes, für die Aufrechterhaltung der Volksherrschaft.

Zunächst wird es als eine Forderung der Gerechtig- a (18—20) keit hingestellt, daß man nicht alle hasse, welche unter der Oligarchie nicht gelitten haben, sondern daß man die Schuldlosen unterscheide von den Schuldbeladenen. Die Berufung auf das eigene Rechtsgefühl der Richter muß diese Forderung unterstützen. Was sie an den Dreißig schuldbar fanden, daß diese die Unschuldigen mit den Schuldigen büßen ließen, das sollen sie nicht bei sich für gerechtfertigt halten, sondern ihrer Gesinnung treu bleiben; „denn so werdet ihr die meiste Eintracht herstellen und das Vaterland wird groß sein und eure Beschlüsse werden den Feinden am wehsten thun“.

Mit diesem Satze ist der Redner in ein neues Beweis- b (21—35) thema hinüber geglitten: die Darlegung, daß das eigene Heil Mäßigung gebiete: nicht mehr die Gerechtigkeit der Richter wird angerufen, sondern ihr eigenes, wohl verstandenes Bestes.

Eintracht ist die Bedingung der Erhaltung der bestehen- α (21—24) den Verfassung; Eintracht nur möglich bei unparteiischer Behandlung aller Bürger. Folgender Gedankengang weist dies nach. „Die Vergangenheit mag Lehren geben für die Gegenwart. So lange unter den Dreißig Eintracht in der Stadt herrschte, hatten die landflüchtigen Demokraten geringe Hoffnung auf Rückkehr; erst als die Zeichen der Zwietracht sichtbar wurden, da besserten sich die Aussichten der Verbannten. Man mache also die Nutzanwendung auf die Gegenwart und folge dem Rate derer, welche, um die Eintracht zu erhalten, das Festhalten an den beschworenen Verträgen empfehlen.“ Dieselbe Mahnung macht eindringlich der Hinweis auf die landflüchtigen

Anhänger der gestürzten Oligarchie. „Ihr müßt aber wissen,
daß auch die im Exil Lebenden wünschen, daß möglichst Viele
in Verruf und ihrer bürgerlichen Rechte verlustig seien, müßt
wissen, daß sie es freudig begrüßen würden, wenn die Syko-
phanten bei euch in Ansehen stünden und politisch einflußreich
wären; denn in dieser Menschen Schlechtigkeit sehen sie ihr Heil."

Sind bisher die sykophantischen Demagogen, welche die
Nichtbestätigung des Sprechers beantragt haben, nur hie und
β (25—35) da gestraft worden, so richtet dieser jezt seinen Angriff direkt
gegen sie, um zu warnen vor der Befolgung ihrer unheilvollen
Ratschläge.

α (25—27) Ein historischer Rückblick auf das maßlose, nur der
eigenen Bereicherung dienende, Gerechtigkeit und das Wohl des
Vaterlandes preisgebende Gebahren derselben seit dem Sturze
der ersten Oligarchie — *μετὰ τοὺς τετρακοσίους* —, ferner die
Erinnerung an das Unheil, das sie über das Vaterland ge-
bracht, und den Haß, den sie sich bei allen Patrioten zugezogen,
führt zu dem Satze: „Die zur Zeit der Oligarchie ein unge-
rechtes Regiment Übenden führen die Volksherrschaft herbei;
die zur Zeit der Demokratie es thaten, waren zweimal schuld
an der Einsetzung der Oligarchie." Daher sei es nicht angezeigt,
solchen Ratgebern zu folgen, deren Rat auch nicht einmal
β' (28) dem Vaterlande gefrommt habe. Hier findet auch die Beruf-
ung auf das Urteil der anerkannten Vorkämpfer der Freiheit
geeigneten Platz, welche eben im Interesse des Volksherrschaft
und im Widerspruche zu den Sykophanten die beschworenen
Verträge zu halten raten. Zur Gegenwart übergehend stellt er
γ' (29—35) nun seinen Gesinnungsgenossen die sykophantischen Demagogen
entgegen. „Jene haben zu allen Zeiten Proben abgelegt, was
für Bürger sie sind; diese aber" — es folgt eine Schilder-
ung, in welcher sie als innerlich gleich ruchlos, wie die ver-
rufenen Häupter der Oligarchie, dargestellt werden, bereit, das
Wohl des Ganzen zu opfern, wenn sie nur obenan bleiben,
schamlos genug, ihre Schlechtigkeit offen zur Schau zu tragen.

„Wir aber“ — der Sprecher tritt hier offen als Wortführer der Gesinnungsgenossen auf — „wir halten es zwar für gerecht, daß ihr allen Bürgern gegenüber an den beschworenen Verträgen festhaltet, wollen es indessen nicht verargen, so lange blos die Unheilsstifter bestraft werden; aber wenn es deutlich wird, daß ihr, ohne Unterschied zu machen, die Unschuldigen euere Rache treffen laßt, dann werdet ihr mit demselben Wahrspruche uns alle in Mißtrauen“ —

Hier bricht der erhaltene Text der Rede ab. Doch der bisherige Gang der Rede läßt mit Bestimmtheit das Folgende ergänzen. Zunächst konnte nur folgen ein Hinweis auf die gedrückte Stimmung, welche sich eines großen Teiles schuldloser Bürger bemächtigen müßte, auf den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden müßte, daß so vielen Bürgern die Möglichkeit benommen würde, ihm zu dienen; auf die steigende Frechheit der Demagogen, welche sich alles erlauben würden, während die bewährten Volksfreunde durch jene unlautern Elemente zurück gedrängt würden; auf die Meinung des Auslandes über die athenischen Zustände, den Jubel der vertriebenen Oligarchen und das Steigen ihrer Hoffnungen; mit einem Worte, soweit es die Vorsicht gestattete, wurde wohl dieselbe Perspektive eröffnet, auf welche schon einmal gedeutet war in dem Satze: *διὰ τοὺς ἀδίκως πολιτευομένους ἐν δημοκρατίᾳ δὶς ὀλιγαρχία κατέστη*, oder auch die Möglichkeit einer Einmischung auswärtiger Mächte in Erinnerung gebracht; denn auch dieser Hinweis scheint vorbereitet durch einen früheren Satz: *διὰ τούτους ἄπιστοι τοῖς Ἑ . . γεγενήμεθα*. Vielleicht wurde dieser Ausmalung der Folgen des Überwiegens der maßlosen Demagogen noch entgegengestellt eine Schilderung der Segnungen, die ein einträchtiges Zusammenwirken der vorher durch Parteihader getrennten Bürger wieder über Athen bringen könnte.

Jedenfalls folgte bald der Schluß. Denn gewichtige neue Gründe konnten nicht mehr vorgebracht werden. Vielleicht hob

der Redner noch ausdrücklich hervor, daß er, eben weil er es mit der Volksherrschaft gut meine, so gesprochen, wie er es gethan, und daß er eben heute noch eine Probe seiner staatsbürgerlichen Würdigkeit abgelegt habe. Im übrigen läßt sich denken, daß er alle die vorgebrachten Gründe zum Schlusse noch einmal zusammen ballte. Schematisch formuliert mochte der Schluß lauten: *εἰ δὲ ἐμὲ δοκιμάσετε, τά τε δίκαια καὶ ὅσια γνώσεσθε, καὶ τὰ καὶ τῷ πλήθει καὶ πάσῃ τῇ πόλει συμφέροντα.*

25.

Disposition der Rede des Lysias *Δήμου καταλύσεως ἀπολογία.*

A. Einleitung.

a. Euch ist es nicht zu verargen, wenn ihr eure Mißstimmung zu weit ausdehnt, wohl aber den Sykophanten, welche euch geflissentlich irre leiten.

(Einleitung a concessione, Trennung der Richter von den Anklägern.)

Die Dreißig haben heillos gefrevelt, aber an dieser Schuld habe ich keinen Teil.

(Neue concessio, Trennung der Sache des Sprechenden von der der Dreißig, captatio benevolentiae.)

b. 1) Allen ohne Unterschied müßt ihr gleiche politische Rechte gewähren.

(Princip, nach welchem der vorliegende Fall entschieden werden soll.)

2) Denn so werdet ihr viele Mitstreiter für die Verfassung haben.

(Begründung des Principes.)

3) Wenn ich nachweise, daß ich unsträflich gelebt, verlange ich für mich Bestätigung.

(Angabe des Thatsächlichen, was für die Entscheidung in Betracht kommen wird, und aus diesem und dem aufgestellten Principe sich ergebende Forderung.)

(A, b = πρόθεσις mit προηγουμένη, welche im Folgenden, wenn auch zum Teil in umgekehrter Folge, zur Ausführung kommt.)

B. Ausführung.

I. Nachweis der persönlichen Würdigkeit.

a. (a silentio).

Die Ankläger haben nichts gegen mich persönlich aufgebracht.

b. (aus den Verhältnissen des Redenden).

Meine Vergangenheit und meine Verhältnisse weisen mich zur Demokratie.

c. (aus Thatsachen).

Die Thatsachen beweisen, daß ich ein guter Bürger bin.

II. Begründung des Principes der Unparteilichkeit in Gewährung der politischen Rechte.

a. (durch die Gerechtigkeit).

Euer eigenes Rechtsgefühl spricht für gleiche Behandlung Aller.

b. (durch das Interesse des Vaterlandes [der Demokratie]).

Euer Vorteil verlangt dasselbe.

α. Nur so kann die Eintracht erhalten werden.

β. Nur so vermeidet ihr die Wiederkehr von Zuständen, wie sie die Sykophanten schon zweimal herbeigeführt haben.

γ. Im gleichen Sinne sprechen sich eure bewährten Führer aus.

δ. Dagegen, wenn ihr den Ratschlägen der Sykophanten folgt, sanktioniert ihr deren ruchloses Treiben und führt die schwersten Gefahren herbei.

C. Schluß fehlt.

26.

Analyse des dritten Stückes von Lessings Laokoon.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist: eine Übersicht über Inhalt und Gang der Untersuchung eines einzelnen Stückes aus Lessings „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ zu geben. Ich habe zu diesem Zwecke das dritte Stück gewählt, das man als eine Probenummer ansehen kann, um sich eine Vorstellung von dem Inhalte des ganzen Werkes und eine Anschauung von der Methode der Beweisführung zu verschaffen.

Wie der Verfasser schon in der Vorrede andeutet, ist die aus dem Altertum stammende plastische Gruppe, die den Laokoon samt seinen Söhnen als Beute gewaltiger Schlangen darstellt, der Ausgangspunkt der Betrachtungen, welche zur Zurückweisung verfehlter Kunsturteile, zur Erörterung wichtiger Kunstfragen von allgemeinerer Bedeutung und zur Aufdeckung tiefgreifender, in der Natur der Künste selbst liegender und eben darum unumstößlicher Kunstgesetze führen. Eines dieser Kunstgesetze kommt in unserem Stücke zum Vorschein.

Nachdem nämlich in den zwei vorausgehenden Stücken das Verfahren des Schöpfers der Laokoongruppe, der den äußersten Ausdruck des Schmerzes wiederzugeben unterließ, vom Standpunkte der antiken Kunstanschauung erklärt ist, welcher die Schönheit das höchste Gesetz gewesen sei, soll nun dies Verfahren von einem allgemein gültigen Standpunkte aus gerechtfertigt werden.

Aus der im Wesen aller bildenden Kunst liegenden Bedingung, daß der Künstler einen einzigen Moment zur Darstellung bringen könne, leitet Lessing eine zweifache Forderung ab, 1) daß der einzige Moment so fruchtbar als möglich gemacht werde, 2) daß kein Zustand gewählt werde, den man

sich nicht anders als transitorisch denken könne. Leicht zeigt er, daß ein schreiender Laokoon diesen beiden Forderungen nicht entsprechen würde; noch leichter ergibt sich die Folgerung.

Dies sind in gedrängter Kürze die leitenden Gedanken; betrachten wir noch den Gang im Einzelnen.

Ein Einwurf, der sich darauf stützt, daß die Kunst in neuerer Zeit weitere Grenzen erhalten habe, daß sich nämlich ihre Nachahmung auf die ganze sichtbare Natur erstrecke, von welcher das Schöne nur ein kleinerer Teil sei, gibt die Anregung, um nach tieferliegenden, allgemeiner gültigen Gründen zu suchen, die den Künstler im gegebenen Fall bestimmen mußten.

Die Frage, ob oder wie weit der Einwurf richtig ist, wird hier bei Seite geschoben unter Andeutung der Absicht, später darauf zurückzukommen; genug, er ist gemacht und hat die Aufmerksamkeit für die nun folgende Erörterung geweckt. Denn nicht mehr um Rücksichten, welche in einem bestimmten Falle als maßgebend erachtet wurden, handelt es sich nunmehr, sondern um Grundsätze, welche noch heute und immer Geltung beanspruchen.

Nun werden die schon oben angegebenen Fundamentalsätze aufgestellt. Wie sie rationell erwiesen und ausgeführt werden, mag man im Laokoon selbst nachlesen; denn ihre Durchführung ist so knapp und bündig, daß ein Versuch abgekürzter Wiedergabe nur Unterdrückung bedeutungsvoller Sätze zur Folge haben müßte. Nur über die Hilfsargumente, welche zum Teil in den Beweisgang verflochten, teilweise nachträglich beigebracht sind, läßt sich eine kürzere Übersicht geben.

Der Hinweis auf ein Bild des La Mettrie, der sich als einen lachenden Demokrit hatte malen und stechen lassen, dient vortrefflich, um an einem so einleuchtenden, wie bekannten Beispiele anschaulich zu machen, wie abstoßend die bildnerische Darstellung eines transitorischen Zustandes auf den Beschauer wirkt. Weiter zieht Lessing zwei Gemälde des antiken Malers Timo-

machus an, eines der Medea, eines des rasenden Aiax. Dieser Maler, der gerade „Vorwürfe" des äußersten Affektes mit Vorliebe gewählt zu haben scheine, habe doch in den beiden Bildern nicht den letzten Moment dargestellt. Wie kunstverständig der Maler damit gehandelt, weist nun Lessing an beiden Fällen nach, sowie er auch Zeugnisse erwähnt, daß derselbe wegen der bei Medeas Bilde bewiesenen Weisheit schon von Seite der Alten Anerkennung gefunden habe. Ebenso dient noch das abfällige Urteil eines alten Dichters über einen andern Maler, der Medea in voller Raserei darstellte, um den Eindruck solchen Mißgriffes auf die Alten deutlich zu machen.

Überblicken wir den zurückgelegten Weg. Anregung durch eine fremde Ansicht, die, ob richtig oder nicht, jedenfalls sich hören lassen kann und zu erneuter Prüfung der vorliegenden Frage unter höheren Gesichtspunkten drängt, Hinstellung eines eigenen Urteils, welches sich einerseits auf logisch strenge Beweisführung gründet, die selbst auf die durch die Natur der Sache, nicht durch irgend eine Autorität gegebenen Prinzipien zurückgeht, andererseits die Richtigkeit eben dieser Prinzipien wieder an einzelnen Fällen erprobt und anschaulich macht und Bestätigung durch historische Beispiele und Zeugnisse sucht: ich meine, der gegebene Überblick über dieses kleine Stück gewährt uns, was ich als zu hoffenden Gewinn in Aussicht stellte: uns eine Vorstellung von dem Inhalte des ganzen Buches, eine Anschauung von der Methode des Verfassers zu geben.

Vergleichungen.

27.

Vergleichung der Balladen „Pipin der Kurze" von Streckfuß und „Der Handschuh" von Schiller in Bezug auf Handlung und Ideengehalt.

Die beiden Gedichte „Pipin der Kurze" von Streckfuß und „Der Handschuh" von Schiller haben in der Handlung so viel Ähnlichkeit, daß man beim Lesen des einen an das andere erinnert wird.

In beiden wird ein gefährliches Wagnis gegen wilde Tiere vor einem großen Zuschauerkreise glücklich bestanden. Beide Helden vollbringen die kühne That aus Anlaß einer ergangenen Aufforderung, König Pipin des frechen Gerhard vom Stern, der Ritter Delorges seiner angebeteten Dame.

Auch in Bezug auf den eigentlichen Beweggrund, der jeden bestimmt, das Abenteuer zu bestehen, und überhaupt die Gesinnung, die sie beseelt, findet sich wesentliche Übereinstimmung.

Was Pipin betrifft, so sieht man leicht, daß er die Rede des Gerhard vom Stern absichtlich hervorgerufen hat, daß er von Anfang die Weigerung seiner Vasallen, den Kampf mit dem Löwen aufzunehmen, erwartete und entschlossen war seine trotzigen Mannen zu beschämen. Demnach ist die Aufforderung des Gerhard vom Stern nicht Ursache zu des Königs Wagnisse, vielmehr ist der ursprüngliche Beweggrund seines Handelns die überlegte Absicht, einer drohenden Meuterei vorzubeugen und den Gehorsam dauernd zu sichern. Wenn er

nämlich den auf Größe und Stärke pochenden Vasallen den Beweis liefert, daß er, wie durch geistige Größe, so durch Kühnheit und Kraft ihnen überlegen ist, kann er erwarten, daß die Trotzigen sich seiner Herrschaft willig beugen werden.

Kann daher das Bestehen so gefährlicher Abenteuer sonst durchaus nicht als eines Königs würdige Aufgabe betrachtet werden, so ist doch in diesem Falle Pipins Verhalten der Billigung und des Ruhmes wert, da er sich dadurch Krone und Leben, dem Reiche Frieden und Ordnung sichert.

Bei Ritter Delorges können wir freilich einen vorausgefaßten Plan nicht finden; der erste Anstoß liegt für ihn nur in der Aufforderung der Dame, welche in der Erfüllung ihres Verlangens einen Beweis seiner Liebe zu ihr sehen will. Ohne Verzug leistet er ihrem Ansinnen Folge. Aber sein späteres Verhalten läßt erkennen, daß nicht die Liebe zu ihr es ist, was ihn treibt, die Gefahr zu bestehen; denn nachdem ihm die That gelungen, weist er ihren „Dank“ zurück und sagt sich gänzlich von ihr los. Aber warum geht er, wenn nicht um der Geliebten willen? In der Aufforderung liegt ein Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit und seinem Mute, die Absicht ihn blos zu stellen: um seine Ehre rein zu halten, scheint es ihm notwendig, das Wagnis zu unternehmen. Wenn man also bei Ritter Delorges keinen voraus überlegten Plan, kein so hochpolitisches Motiv findet, wie bei König Pipin, so muß man doch zugestehen, daß auch ihn eine nicht leicht zu nehmende Erwägung bestimmt. Denn der Ritter, dem die Ehre das Höchste sein soll, dessen Ehrenschild aber befleckt ist, wenn sein Mut und seine Aufrichtigkeit angezweifelt werden, befindet sich fast in einer Zwangslage.

Demnach treffen die Balladen auch in dem Punkte zusammen, daß nicht eitle Prahlsucht der Beweggrund ist, der die beiden Kämpen in ein tollkühnes Wagnis treibt, sondern daß ernste Gründe sie bestimmen, eine allerdings große Gefahr zu bestehen.

Endlich geben beide Helden ihren Gesinnungen einen im Wesentlichen übereinstimmenden Ausdruck. Wie Ritter Delorges

der bisher Angebeteten in dem Augenblicke, wo sie ihre Bewunderung und Zärtlichkeit zu erkennen gibt, seine Gleichgültigkeit zeigt, so Pipin seinen Vasallen.

„Und der Stolze sieht still verachtend sich um.“

Weil sie nicht so viel Mut hatten wie er? Nein; vielmehr, weil sie ihres Königs wahren Wert bisher nicht gewürdigt haben, weil er sie erst durch Ablegung einer Probe, die er selbst nicht für die maßgebende hält, zur Anerkennung seiner Hoheit bringen konnte. Ähnlich empfindet Ritter Delorges. Die Dame hat bisher den Wert ihres Bewerbers nicht gekannt und herzlos frevelhaft mit seinem Leben gespielt; der Ritter, der um der Ehre willen sein Leben gewagt hat, hält es nun ebenso für angemessen, nicht blos von seiner Bewerbung um die Herzlose zurückzutreten, sondern recht deutlich kundzugeben, daß er nicht als Sklave der Grillen eines eitlen Weibes gehandelt. So weit, wie der Ritter, kann der König nicht gehen: lossagen kann er sich nicht von seinen Vasallen; aber die stolze Verschmähung ihres bewundernden Beifalls zeigt uns am besten, wie hoch er über ihnen steht.

Gerade der Umstand also, daß die beiden Kühnen den Beifall verschmähen, sichert ihnen unsere höchste Achtung. Denn so hohen Wert auch der Mut haben mag, der ohne Zagen das Leben einsetzt, so verdient er die Bewunderung doch erst dann, wenn er nicht im Dienste eitler Prahlsucht steht, sondern sich nur würdigen Zwecken weiht.

28.

Vergleichung von Schillers „Kranichen des Ibykus“ und A. Chamissos „Die Sonne bringt es an den Tag“.

Die beiden Balladen: „Die Kraniche des Ibykus“ von Schiller und „Die Sonne bringt es an den Tag“ von A. Chamisso, lassen schon bei der ersten Betrachtung eine gewisse Übereinstimmung in den Vorgängen erkennen; eine eindringendere Prüfung wird uns die innere Verwandtschaft derselben noch besser erkennnen lassen.

Beide Gedichte haben folgende Handlung gemeinsam. Die Urheber einer blutigen That, die vor Entdeckung gesichert erscheinen, da keine Spur zu ihnen führt, werden erkannt und verfallen ihrer Strafe. Den Anstoß zur Entdeckung geben Naturwesen, auf welche das Opfer der Mordthat im Augenblicke des Todes hingewiesen hat, Ibykus in den „Kranichen“ geradezu zur Rache auffordernd, der sterbende Jude in „Die Sonne bringt es an den Tag“ durch den sprichwörtlichen Satz, nach welchem die Sonne die Aufgabe hat, Unthaten aufzudecken. Im Grunde sind es aber nicht die seelenlosen oder wenigstens unbewußten Naturwesen, welche die Entdeckung verursachen — denn nicht den Schatten eines Verdachtes könnten diese herbeiführen —, sondern die Mörder selbst, welchen das Wort entfährt, das ihre Schuld verrät.

In den äußeren Umständen weichen die Handlungen vielfach von einander ab. Die eine verläuft im deutschen Mittelalter, die andere im griechischen Altertum; die eine That wird erst nach langen Jahren, ferne von dem Orte, wo sie begangen wurde, an den Tag gebracht, die andere fast unmittelbar nach der Verübung nahe dem Orte, wo die Leiche des Ermordeten gefunden wurde. Um die eine That kümmert sich niemand mehr, niemand sucht den Verbrecher da, wo er weilt; die an-

dere hat die höchste, allgemeine Aufregung hervorgerufen und das lebhafte Verlangen geweckt, den Mörder, den man in der Nähe vermutet, zu entdecken.

Aber diese Unterschiede nehmen von der inneren Übereinstimmung nichts weg; im Gegenteile durch sie hindurch können wir noch ein weiteres Gemeinsames wahrnehmen. Der Mörder in Chamissos Gedichte wird durch die „Kringeln“, welche die sich spiegelnde Sonne an die Decke malt, an seine That und das Wort seines Opfers erinnert. Freilich spricht er höhnend: „Du bringst es doch nicht an den Tag“, aber sein Erblassen beweist, daß er tief erschrocken ist und sich nur mühsam zum Trotze ermannt. Die Mörder des Ibykus wissen, daß nach ihnen geforscht wird; aber sie trotzen den Nachforschungen, trotzen der weihevollen Handlung, die vor ihnen aufgeführt werden soll. Ob auf die Verstockten das Auftreten des Chores der Rachegeister, welcher die Lehre von der vergeltenden Macht vorträgt, zuletzt noch Eindruck gemacht hat, sagt der Dichter nicht ausdrücklich; jedenfalls durchfährt den einen, als ein Schwarm von Kranichen sich zeigt — vielleicht ganz anderen, als die der sterbende Ibykus zu Rächern seines Mordes aufgerufen hat —, jäher Schrecken, und ihm entfährt das verräterische Wort: „Die Kraniche des Ibykus“. Trotz und Angst in denselben Herzen in jäher Folge sich ablösend sind es, die zu Verrätern werden; es ist also nicht eine zufällige Unüberlegtheit, sondern der dauernde Seelenzustand des Schuldbewußten, was beim geeigneten Anlasse zur Entlarvung des Verbrechers führt.

Dabei haben beide Dichter dafür gesorgt, daß wir die höhere Macht erkennen, die hier waltet: Chamisso, indem er am Schlusse jeder Strophe das immer unheimlicher klingende „Die Sonne bringt es an den Tag“ mit oder ohne Änderungen wiederklingen läßt, Schiller indem er eben in dem oben erwähnten Aufzuge der Eringen die Lehre von jener Macht vortragen läßt, die „richtend im Verborgenen wacht“.

So kommt in beiden die Idee zum bestimmten Ausdrucke: Die höhere Macht, welche den Verbrecher verfolgt, bringt die Schuld an das Licht, und zwar muß, wo die anderen Spuren verloren sind, der Thäter selbst sich verraten durch seinen Trotz so gut wie durch seine Angst, welche beide Ausflüsse seines Schuldbewußtseins sind.

29.

Der Streit des Diktators L. Papirius Cursor mit seinem Reiterobersten Qu. Fabius und Schillers „Kampf mit dem Drachen".

(Liv. VIII, 29—35).

Es war im Beginn des zweiten Samnitenkrieges, eines der schwersten Kriege, in welchen Roms Heldenkraft die Feuerprobe bestand. Der Diktator L. Papirius Cursor, durch bedenkliche Zeichen veranlaßt, zur Einholung neuer Auspicien sich nach Rom zu begeben, hatte seinem Reiterobersten Q. Fabius Rullianus, der nachmals den Ehrenbeinamen Maximus erhielt, die ausdrückliche Weisung erteilt, unterdessen die eingenommene Stellung nicht zu verlassen und sich auf keinen ernsten Kampf einzulassen Dessenungeachtet zog der jugendlich ungestüme Fabius auf Nachrichten, die ihm günstigen Erfolg in Aussicht stellten, aus und lieferte dem Feinde eine geordnete Feldschlacht, in der er einen glänzenden Sieg davontrug.

Der Diktator, der eben im Senate in Rom sich befand, als die an den Senat – nicht an ihn, den unmittelbaren Vorgesetzten — gerichtete Meldung von dem Siege eintraf, stürmte sofort aus dem Sitzungssaale fort unter Worten, welche schlimme Absichten gegen den ungehorsamen Untergebenen kundgaben. Als er im Lager eintraf, hatte Fabius, durch dem Diktator

vorausgeeilte Freunde gewarnt, das Heer bearbeitet, daß es ihn gegen den Grimm des eifersüchtigen Oberbefehlshabers schütze, und war durch einmütigen Zuruf des Beistandes seiner Legionen versichert worden. Die Besorgnis des jungen Mannes zeigte sich begründet. Denn der Diktator, kaum eingetroffen, lud ihn vor sein Gericht, und nachdem er ihm vorgehalten, daß er gegen seinen ausdrücklichen Befehl gehandelt, womit er zugleich die religiösen Satzungen verletzt habe, gab er, nicht achtend der Entgegnungen des Fabius, welche jene Thatsache allerdings nicht in Abrede stellen konnten, die Befehle zur Vornahme der kriegsrechtlichen Hinrichtung des Ungehorsamen.

Fabius rettete sich zu den hinteren Reihen der Krieger. Die Bitten der näher am Diktator Stehenden, das meuterische Murren der Entfernteren beachtete dieser nicht, eben so wenig die Vorstellungen der Legaten, welche den unbesonnenen, aber sonst hoffnungsvollen Jüngling entschuldigten, und ihren Hinweis auf die drohende Meuterei; selbst daß sie einen Eid anboten, nach welchem das Staatsinteresse Vertagung geraten erscheinen lasse, hatte nur die Folge, ihn auch noch gegen sie zu erbittern. Nur der allgemeine Tumult und die einbrechende Nacht machten es ihm unmöglich, seine Befehle vollziehen zu lassen.

In der folgenden Nacht floh der Bedrohte nach Rom, berief den Senat und beschwerte sich über des Diktators gewaltsames Verfahren: da erschien dieser selbst. Taub gegen alle Vorstellungen der Senates und des greisen Vaters des Reiterobersten bestand er auf seinem Vorhaben: da meldete der alte Fabius die Berufung an das Volk an.

Von dem Platze, welcher dem zum Volke sprechenden Beamten gebührte, weggewiesen, mußte der Reiteroberst, nach dem Diktator der höchste Beamte des Staates, den Platz einnehmen, der den angeklagten Privatpersonen bestimmt war. Doch auch die Volkstribunen waren für ihn, für ihn das Volk, das seine

Waffenthat mit Jubel begrüßt hatte. Gegenüber dem Senate, den Tribunen, dem Volke, dem Heere, dessen Stimmen noch nachhallten, stand allein der Diktator, verfechtend die Unverletzlichkeit der römischen Kriegszucht und das Volk und die Tribunen vor den künftigen Geschlechtern verantwortlich machend für das Unheil, das sie heraufbeschwören würden, wenn sie durch ihre Intercession und durch Eingriff in seine Machtbefugnis das Beispiel geben würden zur Lösung aller Bande des Gehorsams.

Die Rede des Diktators wirkte überwältigend. Kein Widerspruch wurde mehr laut. Nur ein Wort hörte man noch: es war die Bitte um Gnade. Diesem Rufe, der aus dem Volke zuerst erscholl, schlossen sich an die Tribunen; der junge Fabius und sein Vater warfen sich um Gnade flehend dem Diktator zu Füßen.

Der Diktator gebot Schweigen. „Nun hat die Kriegszucht gesiegt, gesiegt die Heiligkeit des Heerbefehles, die auf dem Spiele stand; nicht freigesprochen von der Schuld wird Q. Fabius, der gegen den Befehl des Diktators gekämpft hat, nein, seine Schuld wird ihm erlassen dem römischen Volke zu Liebe und aus Achtung vor den Tribunen." Und zu dem jungen Manne gewendet legte er diesem an das Herz, die Wohlthat, die ihm das römische Volk erwiesen, dadurch zu vergelten, daß er in Zukunft den pflichtmäßigen Gehorsam übe.

Vorstehende Erzählung ist mit unwesentlichen Änderungen dem Werke des Titus Livius entnommen, des begeisterten und beredten Künders der altrömischen Heldengröße. Den deutschen Leser mutet sie an wie bekannt; er besinnt sich — und erinnert sich an unseres Schiller Ballade „Der Kampf mit dem Drachen". Sehen wir von einigen Zügen ab, die der historischen Darstellung eigentümlich sind, wie Bodengeschmack dem in bestimmter Lage gewachsenen Weine, Züge, die wir nicht ganz beseitigen wollten, wie z. B. die im Anfange des Conflikts sich kund gebende persönliche Erregtheit des Diktators oder von der an-

deren Seite die Unterschiebung unlauterer Motive, so finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung der dargestellten Handlungen.

In beiden Fällen Auflehnung gegen ein verbindliches Gebot, die aber für sich hat den Erfolg und den Beifall der Menge; zuletzt Sieg des Principes des Gehorsams. Der junge Fabius erficht, gegen das ausdrückliche Verbot seines Vorgesetzten, des Diktators, kämpfend, einen herrlichen Sieg; der junge Ritter erlegt, unter Mißachtung des Verbotes seines Ordensmeisters, einen Drachen, der Tod und Verderben über die Gegend brachte, in der er hauste; für jenen steht das Heer und die Legaten, der Senat, das Volk, die Volkstribunen, für diesen das Volk und die Ordensritter; jenen will der Diktator mit dem Tode bestrafen, diesen der Großmeister aus dem Orden ausschließen; erst nachdem das verletzte Princip des Gehorsams anerkannt ist, ergeht Gnade für Recht: nimmt der Diktator die verhängte Strafe zurück, der Großmeister die Ausschließung.

Über dieser weitgreifenden Übereinstimmung in den Grundzügen des historischen Berichtes und der dichterischen Erzählung kann es leicht begegnen, daß man einen eigentümlichen Unterschied zuerst nicht beachtet. Und doch zeigt sich bei genauerer Betrachtung eine Verschiedenheit, die so wesentlich, so tief einschneidend ist, daß man an ihr leicht einen Gegensatz zweier Weltanschauungen, der antiken und der modernen, aufzeigen könnte.

Dem römischen Diktator ist es nicht zu thun um die innere Beschaffenheit des jungen Mannes, nur um die Aufrechthaltung des unbedingten Gehorsams des Soldaten gegenüber seinem Vorgesetzten. Dieser Gehorsam ist verletzt; ihm gilt es gleich, von wem und aus welchen Beweggründen: durch die Bestrafung, richtiger Vernichtung des Ungehorsamen soll das gefährliche Beispiel aus der Welt geschafft, die Unverletzlichkeit der gesetzlichen Autorität neu besiegelt werden. Kein Widerspruch vermag ihn zu beirren; im Gegenteil gerade der Einspruch der

höchsten Autorität des Staates, der Tribunen und des Volkes, führt ihn dazu, sein Princip mit aller Kraft der Beredtsamkeit geltend zu machen; und erst als von allen sein Princip anerkannt und damit sicher gestellt ist, nicht blos von dem Übertreter des Gehorsams, da glaubt er von Bestrafung absehen zu können und erläßt dem Verurteilten die Strafe, nicht aus Schonung für diesen, nein, wie er ausdrücklich sagt, aus Rücksicht auf den Wunsch des Volkes und aus Achtung vor dem Amte der Volkstribunen. Selbst die Worte, die er an den Begnadigten richtet. sind in diesem auf das Allgemeine gerichteten Sinne gehalten. Dem römischen Volke könne er seine Schuld nicht besser abtragen als durch künftigen Gehorsam. Selbst in dieser Ermahnung hören wir die Rücksicht auf das Ganze.

Anders der Großmeister:

Ein Feind kommst du zurück dem Orden
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Nicht so sehr die Notwendigkeit der Erhaltung der gesetzlichen Ordnung wird betont — diese wird einfach vorausgesetzt —, als der innere, verderbte Zustand dessen dargestellt, der den Geist des Ungehorsams in sich habe aufkommen lassen.

„Mut zeiget auch der Mameluk,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.

Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Die höchste Tugend ist der Gehorsam, die freiwillige Unterwerfung des eigenen Willens unter ein höheres Gesetz; er ist die Tugend, die den Christen auszeichnet, der seinem Vorbilde nacheifern will. Dieser Gehorsam kann durch keine äußere Gewalt erzwungen werden, nur darf, wer ihn nicht besitzt, sich nicht rühmen, ein Nachfolger Christi zu sein; er darf sich nicht mit dem Kreuze schmücken.

Daher keine Strafe im eigentlichen Sinne, sondern nur Ausschließung aus dem Orden, dessen Mitglied der Ritter nach seiner inneren Beschaffenheit nicht sein kann.

Derselbe Unterschied findet sich wieder bei der Zurücknahme der verhängten Maßregel. Der Vertreter des starren Staatsprincipes nimmt die angedrohte Strafe zurück, nachdem von der höchsten Autorität des Staates — dem legal versammelten Volke — die Verbindlichkeit der Ordnung anerkannt ist, und nimmt sie zurück aus Rücksicht auf den Wunsch des ganzen Volkes; die Unterwerfung des Ungehorsamen ist zwar ebenfalls unerläßlich, aber nicht das Entscheidende: der Großmeister ruft den Jüngling, weil er durch sein Betragen eben die Erkenntnis seines Fehlers und den demütigen Gehorsam kundgibt, den er bei seiner Ruhmesthat hatte vermissen lassen, nicht aus Rücksicht auf das tobende Volk — das freilich, als nicht dem Orden angehörend, auch nicht in Betracht kommt — freudig zurück und schmückt ihn mit dem Kreuze, dem „Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen".

Übersehen wir noch einmal, was wir gefunden. In beiden Handlungen wird die Pflicht der Unterwerfung unter ein giltiges Gebot eingeschärft, die bestehende Ordnung geschützt gegen die Auflehnung, selbst wenn diese unmittelbar den günstigsten Erfolg für sich hat. Aber bei dem Römer ist das Entschei-

dende der Hinweis auf die äußeren Folgen, welche Nichtachtung der gesetzlichen Autorität für das Ganze herbeiführt; bei dem Großmeister des christlichen Ordens liegt der Nachdruck auf dem inneren Zustand dessen, der im Herzen einen Wurm hege, schlimmer als der Drache, den Geist der Überhebung und des Eigenwillens, mit welchem echt christliche Tugend nicht vereinbar sei. Jenem ist der Gehorsam eine Pflicht, der im Interesse des Staates sich jeder, ob gern oder ungern, unterwerfen muß, bei Gefahr der Vernichtung; diesem eine Tugend, die um ihrer selbst willen derjenige üben muß, der ein wahrer Nachfolger Christi werden will.

30.

Berührungen zwischen Goethes „Sänger" und Schillers „Grafen von Habsburg".

In zwei Balladen unserer größten Dichter, welche in der Hauptsache weit aus einander liegende Stoffe behandeln, dem „Sänger" von Goethe und dem „Grafen von Habsburg" von Schiller sehen wir Sänger nach mittelalterlicher Sitte vor fürstlichen Hörern auftreten und finden wir Aussprüche über ihren Beruf und über ihr Verhältnis zu ihrer Kunst und zu den Menschen. Es dürfte der Mühe lohnen, zu sehen, was die beiden Dichter über ihren eigenen Beruf sagen und wie weit ihre Aussagen übereinstimmen.

In beiden Gedichten ist der Sänger der Bringer oder der Erhöher der Festfreude. „Der König, dem das Lied gefiel" heißt es bei Goethe; noch nachdrücklicher ist diese Wirkung des Gesanges bei Schiller ausgesprochen: „den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust, der mit süßem Klang mir bewege die Brust".

Ebenso ist in beiden Gedichten hervorgehoben, daß der Sänger bei seinem Gesange nicht äußeren Antrieben folgt, sondern einem inneren Drange. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet“ spricht der Goethesche Sänger. Bei Schiller läßt sich der Kaiser vernehmen:

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger“. —
„Er steht in des höheren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt“.

Die zuletzt angeführten Aussagen ergänzen sich zugleich. Sagt der Eine, daß das Lied nicht äußeren Antrieben entspringt, sondern der eigenen Lust am Gesange, so erfahren wir vom Anderen, daß auch das „Was?“, der Inhalt des Gesanges abhängt von dem Gebote der inneren Stimme.

Freilich geht Schiller um einen guten Schritt über Goethe hinaus, indem er diese innere Stimme auf einen geheimnisvollen höheren Ursprung zurückleitet: „Er steht in des höheren Herren Pflicht“ — und überhaupt die ganze Stelle. Ebenso läßt er sich, während wir im Goetheschen Gedichte den Gegenstand des Liedes höchstens vermuten können, über Gegenstand oder Inhalt der Dichtung weiter aus:

Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt. —

Mehr noch: wenn der Kaiser, wie oben angeführt, spricht: „der mit süßem Klang mir bewege die Brust“, so fährt er noch fort: „und mit göttlich erhabenen Lehren“. Nehmen wir noch hinzu, daß durch den weiteren Verlauf der Dichtung als die höchste Gabe, die der Sänger spenden könne, der Preis der Frömmigkeit erscheint, so haben wir nicht blos genügende An-

deutungen über die Gegenstände des Gesanges, sondern zugleich über eine Rangordnung derselben.

Oder sollten wirklich verschiedene Auffassungen von dem Berufe des Sängers den beiden Aussagen zu Grunde liegen? dieselben also sich nicht ergänzen, sondern widersprechen? Jedenfalls besteht kein unlösbarer Widerspruch. Dies werden wir leichter erkennen, wenn wir die Grundgedanken jedes der beiden Gedichte ins Auge fassen und die Anlässe und Beweggründe zu den Aussprüchen. Goethes „Sänger“ soll ja nichts, als in einem kleinen Bilde die Selbstgenügsamkeit der Dichtung anschaulich machen, die, keinem ihr fremden Zwecke dienend, in sich selbst Befriedigung findet. Eine Hinweisung auf den höheren Ursprung oder auf den tieferen Gehalt des Gesanges würde diesen Grundgedanken nur verdunkeln, abgesehen davon, daß im' Munde des Sängers selbst sie anmaßend klingen müßte. Im „Grafen von Habsburg“ dagegen, wo eine Handlung des Edelmuts und der Frömmigkeit gepriesen, eine Ahnung vom Walten der Vorsehung geweckt und zugleich die Freude des Kaisers am Gesang zu seiner Frömmigkeit, die im Gedichte gepriesen wird, in Beziehung gesetzt werden soll, entspricht es diesem doppelten Zwecke, wenn der Kaiser, der übrigens, wie wir gesehen, das Angenehme und Herzerfreuende des Gesanges vollauf würdigt, die ganze Macht und den übersinnlichen Ursprung desselben anerkennt.

Wir sind also wohl berechtigt, die Aussprüche mit einander zu verbinden und über das Wesen des Gesanges — oder setzen wir dafür der Dichtung —, über Ursprung, Inhalt und Wirkung Folgendes aufzustellen: Der Gesang entquillt nur dem Drange des Herzens, nicht äußeren Rücksichten, und trägt für den Sänger den Lohn in sich. Dieser Drang des Herzens ist höheren, göttlichen Ursprungs. Er bringt alles zum Ausdrucke, was des Menschen Herz bewegt, des Lebens Lust und die göttliche Lehre. Er erfreut den Menschen und erhebt seine Seele zum Höchsten.

31.

Besteht zwischen Hor. Serm. I, 4 und II, 1 ein Widerspruch?

Vielleicht mehr noch als durch seine Odendichtung hat der Sänger von Venusia, Q. Horatius Flaccus, durch seine Satiren oder, wie er sie lieber bezeichnet, seine Plaudereien sich Ruhm und einen immer neu sich ergänzenden Kreis dankbarer Leser erworben. Die Satire, wenn auch von anderen Römern vor ihm aufgebracht und gepflegt, ist doch erst von Horaz zu einer anerkannten Kunstform erhoben, durch seinen Geist ihr die bestimmte Richtung gegeben worden, so daß er gemeinhin als der Schöpfer derselben gilt.

Eben deshalb lesen wir mit besonderem Interesse die Aufschlüsse, welche der Meister über Wesen und Berechtigung der von ihm gepflegten Dichtungsart gibt. Solche Mitteilungen fließen reichlich in der vierten Satire des ersten Buches, in welcher die Anklagen, die gegen die Satire und ihren Dichter erhoben werden, zurückgewiesen werden; außerdem mag man eine Art Ergänzung zu denselben in der ersten Satire des zweiten Buches suchen. Auch diese ist als Antwort auf Angriffe seiner Gegner anzusehen. Freilich wird ein anderer Ton in ihr angeschlagen: der eines Trutzgesanges. Denn während Horaz feststellt, daß man ihm nichts anhaben könne, warnt er seine Widersacher davor, ihn ferner zu behelligen; sonst werde er seine Satire gegen sie brauchen, daß sie es bitter empfinden müßten.

Man müßte unnahbar ernst sein, würde man von der heiteren Laune, die in diesem Stücke herrscht, nicht ebenfalls erfaßt. Aber ein Bedenken steigt auf, wenn man die zuletzt angeführte Drohung zusammenhält mit dem, was Horaz in dem zuerst angeführten Abschnitte seiner Verteidigung vorbringt.

Dort, wo es sich darum handelt, seine Plaudereien als ungefährlich erscheinen zu lassen, beruft er sich darauf, daß dieselben ja nicht in das größere Publikum dringen —

„Nulla taberna meos habeat neque pila libellos,
Nec recito cuiquam nisi amicis“ —;

hier droht er dem Gegner, der sich an ihn wage, ihn in der ganzen Stadt durch seine Satire zum Gespötte zu machen —

„Flebit et insignis tota cantabitur urbe“ —;

eine Drohung, die doch die größte Verbreitung zur Voraussetzung hat. Dort stellt er feierlich jede persönliche Feindseligkeit in Abrede und verwahrt sich gegen den ihm zugeschleuderten Vorwurf „laedere gaudes“ und erklärt seine Neigung, fremde Fehler zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen, aus dem Bestreben, eben dadurch sich selbst vor solchen zu bewahren oder davon zu befreien; hier aber nennt er die Satire die Waffe, welche ihm eigentümlich sei, wie dem Wolfe der Zahn, dem Stiere das Horn, die Waffe, die er gegen jeden gebrauchen werde, der ihn dazu reize. Wir fragen uns: stehen diese Aussagen im Einklange miteinander? und wenn nicht, ist der Widerspruch anders zu erklären, als daß Horaz entweder das eine Mal geheuchelt hat oder das andere Mal allen guten Vorsätzen untreu geworden ist?

Wir haben den Plauderer Horaz schon so lieb gewonnen, daß es uns weh thun müßte, einen solchen Vorwurf, der seinem Charakter eine arge Makel anheften würde, auf ihm sitzen zu lassen. Eine nähere Betrachtung wird auch hoffentlich die Widersprüche, die man finden kann, lösen oder auf eine für den darauf Betretenen nicht so nachteilige Art erklären.

Ein Feldherr, der erst hinter Wall und Graben einen Angriff der Feinde ausgehalten hat, mag wohl, wenn er seine Zeit gekommen sieht, die Verpfählung niederreißen, um ungehemmt mit der ganzen Front gegen den Feind vorzugehen.

Sollte unser Dichter ähnlich gehandelt haben? Die eine unserer Satire dient ja, wie schon erwähnt, wesentlich der Verteidigung, die andere der Herausforderung. Wozu bedarf der siegesgewisse Streiter, der, seitdem er jene Verteidigung geschrieben, in weiteren Kreisen Anklang gefunden hat, der getragen ist durch die Freundschaft eines Mäcenas, geschützt durch die Gunst und den Beifall des Augustus, der ängstlichen Vorsicht? Also nieder mit den Palissaden und unter klingendem Spiele auf der ganzen Linie vorwärts gegen den Feind!

In der That mag dies Bild zutreffen, soweit es sich um den ersten der aufgedeckten Widersprüche handelt. Nur daß die vermeinten Palissaden nichts als ein leichter Blendschirm sind. Jene Verteidigung, die sich darauf stützte, daß Horazens Satiren nicht in die Öffentlichkeit gelangen, war von Anfang nicht so ernst gemeint, eher vielleicht birgt sich hinter ihr ein wenig Verdruß. Wäre sie ernst gemeint, so müßte sie als wertlos bezeichnet werden. Denn ist die Satire wirklich verwerflich, so wird sie dadurch um nichts besser, daß sie ungelesen bleibt: eine Hyäne im Eisenkäfig, eine Viper im Glaskasten bleiben immer Hyäne und Viper. Nur den Wert hat der Eisenkäfig und der Glasverschluß, daß der furchtsame Beschauer seine Furcht überwindet und näher zusieht; leicht daß er in der vermeinten Bestie ein harmloses Tier findet. Doch sprechen wir ohne Bild. Die Verteidigung, die sich auf die Nichtveröffentlichung seiner Satire stützt, ist mehr spielend als ernst gemeint; Horaz konnte, ja er mußte sie aufgeben, als sie nicht mehr mit der Wahrheit übereinstimmte. Wie viel Zeit zwischen der Abfassung der beiden uns beschäftigenden Satiren verflossen war, kann ja wohl unerörtert bleiben; jedenfalls hatte sich unterdessen viel geändert in der Aufnahme der Plaudereien — zu ihren Gunsten; das hört man aus jedem Worte heraus. Der Widerspruch, den wir bisher behandelt haben, braucht uns also nicht zu beirren: für das Wesen der Dichtungskunst ist er gleichgiltig; für die Würdigung unseres Dichters löst er sich, insoferne jede der beiden

Aussagen zu der Zeit, da sie gemacht wurde, auf Wahrheit beruhte.

Etwas schwieriger scheint der zweite Fall zu liegen. Das eine Mal wird der Vorwurf böswilliger Freude am Wehethun mit Entrüstung zurückgewiesen, das andere Mal droht der Satiriker, jeden Angriff mit seiner Satire empfindlich zu rächen. Dort wird die Tendenz sittlicher Reinhaltung und Durchbildung als treibendes Motiv angegeben, hier die Absicht, wehe zu thun, unverhohlen ausgesprochen. In der That Widersprüche, die sich nicht so leicht versöhnen lassen. Indessen dürfte doch auch hier ein Ausgleich zu finden sein.

Dreschflegel und Sense haben wohl schon in der Hand des Landsturmes als Waffen gedient; aber das hindert nicht, sie als die Werkzeuge des friedlichen Landbaues anzusehen. Und wenn einmal die Feuerwehr beim Probieren der Spritzen einen Wasserstrahl über eine Rotte sich unnütz machender Jungen sich ergießen läßt, so ist doch damit nicht erwiesen, daß die Spritze nicht wirklich zum Löschen der Feuersbrunst bestimmt sei. Ja, wenn Horaz da, wo er sich seiner Satire gegen seine Angreifer zu bedienen droht, sie in erster Linie als Angriffswaffe bezeichnete, dann allerdings wäre ein unlösbarer Widerspruch mit seinen früheren Versprechungen vorhanden; so aber — hören wir die ganze Stelle:

> Jupiter, ut pereat positum rubigine telum
> Nec quisquam noceat cupido mihi pacis! at ille,
> Qui me commorit — melius non tangere! clamo —,
> Flebit et insignis tota cantabitur urbe.

Deutlicher konnte Horaz nicht aussprechen, daß es ihm nicht erster Zweck seiner Satire sei, bestimmte Personen anzugreifen, daß er nur im Notfalle sie dazu benützen werde, sich mittels ihrer Ruhe zu verschaffen. Man könnte nun freilich noch einwenden, der edle Zweck der Satire, den Horaz in seiner Verteidigung geltend macht, und die Feierlichkeit, mit der er dort

jede andere Absicht in Abrede stellt, schlössen eine solche Nebennutzung vollständig aus: Horaz halte also doch nicht Wort. Aber so wollte Horaz sicher nicht verstanden werden. Von allem anderen abgesehen, kann uns eben die Rechtfertigungssatire selbst als Commentar dienen. Eben an der Stelle, wo er die ethische Tendenz der Satire geltend macht, gibt er doch auch zu, daß er wohl hie und da ein wenig über die Schnur hauen könnte —

liberius si
Dixero quid, si forte iocosius —,

ja den Schalk verbirgt er selbst in der Verteidigung nicht ganz. Die Juden bekommen etwas hinaus wegen ihrer Bekehrungssucht, die große Zahl der Dichterlinge wird gestreift; Rufillus und Gorgonius müssen eine frühere Lection repetieren, der Vielschreiber Crispinus und der selbstzufriedene Faunius müssen einen Pritschenschlag quittieren. Also hat er uns in jener Satire genügend zu verstehen gegeben, daß wir — unbeschadet der Aufrichtigkeit seiner Versicherung — doch nicht erwarten dürfen, daß er nicht einmal gelegentlich kleinen Mutwillen üben könnte.

Andererseits brauchen wir auch die Drohung der Trutzsatire nicht gar zu ernst zu nehmen. „At bona si quis carmina condiderit?“ Auch hier, wo er droht, vergißt er nicht, wieferne sich seine Gedichte, die Satiren, als bona von Schmähgedichten, „mala carmina“, unterscheiden müssen. Milonius, der tanzt, sobald er einen Stich hat, der Sykophant Cervius, der eidvergessene Richter Turius, die Giftmischer Scäva und Canidia erhalten mehr oder minder schwere Geißelhiebe, aber doch nur so nebenher, nur als Illustrationen zu den allgemeinen Sätzen, die Horaz ausspricht; der Fortschritt des Hauptgedankens wird nicht einen Augenblick durch diese Seitenblicke gehemmt.

Und dies geschieht in der Satire, die er gerade seinen Angreifern widmet, in welcher er also wohl von der Gelegen-

heit den ausgiebigsten Gebrauch macht. Die anderen Satiren unseres Dichters, so weit wir sie kennen gelernt haben, bestätigen unsere Auffassung; sie halten sich noch strenger in den vorgezeichneten Grenzen. Manchem wird gelegentlich ein Sprüchlein ins Stammbuch geschrieben, aber die ganze Satire finden wir nie zum Mittel persönlicher Herabsetzung herabgewürdigt, vielmehr verleugnet das Ganze trotz gelegentlicher Schelmerei nie den Charakter geläuterter auf Lebensweisheit und Sittigung gerichteter Weltbetrachtung.

Feststellung von Thatsächlichem.

32.

Welche militärischen Maßnahmen lernen wir bei Gelegenheit des Zuges der Griechen unter Xenophon durch das Karduchenland kennen?

(Xen. Anab. IV, 1—3.)

A Eine der anziehendsten und lebhaftesten Partien des Xenophontischen Berichtes über den Rückzug des griechischen Söldnerheeres des Cyrus aus der Mitte des Perserreiches bis an die Grenzen Griechenlands ist wohl diejenige, in welcher der Durchzug durch das Gebirgsland der streitbaren Karduchen dargestellt wird. Es ist die Geschichte eines unablässigen Kampfes, der die Griechen nicht blos ermüdete, sondern ihnen auch ernstliche Verluste brachte, ja selbst die Gesamtheit aufs äußerste gefährdete. „Sieben Tage“, sagt Xenophon selbst in seinem Rückblicke auf

die Ereignisse dieser Tage, „gerade so viel als ihr Marsch dauerte, kämpften sie unaufhörlich, und es widerfuhr ihnen Unheil von Seite der Karduchen soviel, als nicht einmal alles zusammengerechnet von Seite des Perserkönigs und des Tissaphernes“.

Die mancherlei Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, welche man zu bestehen hatte, gaben vielfachen Anlaß zur Aufbietung aller Mittel, welche die Kriegskunst und die Kriegslist boten, und die anschauliche Darstellung des Erzählers, der das Selbsterlebte berichtet, wie er es erlebte, erlaubt uns, den Griechen manche ihrer Kriegskünste abzulernen. Ich will versuchen, was ich bei dieser Gelegenheit gewonnen habe, in einfachen Umrissen darzustellen.

Da es den Griechen ja nur darum zu thun war mit B I
dem möglich geringsten eigenen Verluste durch das Land der Karduchen zu ziehen, so mußte ihr Bestreben mehr darauf gerichtet sein, sich der für ihren Zweck wichtigen Positionen zu bemächtigen, am liebsten ohne Kampf, als eine Entscheidung im allgemeinen Kampfe zu suchen.

Das nächstliegende Mittel zu diesem Zwecke war wohl die a
Schnelligkeit, mit der man dem Feinde zuvorkommen konnte. Auf diese Art gewannen die Griechen gleich die Höhe des Passes, der ihnen den Eingang aus dem Persischen Gebiet in das Karduchenland öffnete. Die Feldherrn gaben niemanden kund, was sie vorhätten, und brachen noch im Dunkel der Nacht auf und kamen auf der Höhe an, ehe man von Seite der Karduchen ihr Beginnen wahrnahm. Zudem gewannen sie durch dies Verfahren unter gleichzeitiger Anwendung einer später noch zu besprechenden Vorsichtsmaßregel den Vorteil, daß die Perser ihren Abzug nicht zu bald merkten, sie also nicht verfolgen konnten.

War aber der Weg vom Feinde schon gesperrt, so schritt b
man darum noch nicht gleich zum direkten Angriffe. Man α
konnte ja die feindliche Stellung umgehen. So umgiengen die

Griechen eine geradezu unangreifbare Position der Karduchen, welche einen steilen Paß und die Seitenwände der zu ihm führenden Schlucht inne hatten, indem eine Abteilung Freiwilliger einen Seitenpfad einschlug und im Schutze der Nacht eine Höhe einnahm, von welcher aus sie vom Morgennebel verdeckt dem Feinde nahen und fast ohne Kampf sich des
b, β Passes bemächtigen konnte. Ebenso wurde eine Umgehung der feindlichen Stellung ausgeführt, als man, hinter sich das Karduchenland, vor sich die Armenische Armee, den Übergang über den Kentrites auszuführen hatte. In einiger Entfernung von der Stelle, wo die Armenische Armee den Übergang der Griechen erwartete, bereit, sie zurück zu weisen, fanden die Griechen eine passierbare Stelle des Flusses, wo wegen der bis an den Fluß herab sich senkenden Felsen die Reiterei nicht gut beikommen konnte. An dieser Stelle gelangten sie, fast ohne Widerstand zu finden, hinüber.

Bei den beiden eben besprochenen Umgehungen mußte
c noch ein Verfahren helfend eingreifen: der Scheinangriff oder die Demonstration. Diese bezweckt die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Punkte abzulenken, nach welchem man den eigent-
α lichen Angriff richten will. Zu diesem Zwecke führte, während in der oben besprochenen Weise die Griechen auf einem Seitenwege an die Stellung der Karduchen heranzukommen suchten, Xenophon seine Abteilung gegen die Schlucht, die zu dem geraden Aufgange zur Paßhöhe führte. Obwohl man sah, daß von den herabrollenden Steinen alle zerschmettert werden müßten, welche sich hineinwagen würden, blieb er doch mit seiner Mannschaft längere Zeit vor derselben, als bereite er hier einen Angriff vor, und zog erst ab, als das einbrechende Dunkel ihn hoffen ließ, daß sein Abzug unbemerkt bleiben werde. Man kann sich vorstellen, mit welcher Genugthuung die Griechen noch aus der Entfernung die Nacht hindurch das Prasseln der Steine vernahmen; war es doch ein sicheres Zeichen, daß die Feinde noch keine Ahnung davon hatten, von welcher Seite der wirk-

liche Angriff drohte. Ebenso wurde der oben besprochene Übergang über den Kentrites wesentlich erleichtert dadurch, daß Xenophon mit einer Abteilung rüstiger Fußgänger, um den Feind zu täuschen, nach dem Hauptübergange über den Fluß, da wo die Straße vom Thale nach Athen hinaufstieg, eilig marschierte. Lassen wir Xenophon selbst reden: „Er wollte nämlich die Feinde glauben machen, daß er an dieser Stelle übersetzen und den Reitern am Flusse den Weg nach Armenien absperren werde.“ Wie die List gelang, ersehen wir aus den folgenden Worten: „Wie nun die Feinde sahen, daß Cheirisophos und die Seinigen ohne Schwierigkeit durch das Wasser gingen und andererseits Xenophon mit den Seinigen rückwärts lief, da kam sie die Furcht an, sie möchten abgefangen werden, und sie flohen nach Leibeskräften u. s. w.“, d. h. sie räumten dem Cheirisophos das Feld. β

Endlich gebrauchten die Griechen auch das Mittel, durch Besetzung höher gelegener Punkte die Gegner zur Räumung ihrer Stellungen zu zwingen: man manövrierte den Gegner weg. Xenophon berichtet einen Fall, wo man planmäßig und wiederholt dies Verfahren anwendete. (IV., 2, 24 ff.) Die Feinde suchten nämlich durch Kampf und, wo eine enge Stelle war, durch Besetzung derselben das Vorbeiziehen der Griechen zu hindern. „So bald sie nun den Vordersten den Weg sperrten — so meldet unser Bericht —, löste Xenophon, indem er von hinten gegen die Berge hinaufstieg, denen vorn die Sperrung, indem er darauf bedacht war, höher zu kommen als die den Weg Sperrenden. So oft sie aber denen hinten zusetzten, that Cheirisophos seinerseits dasselbe.“ Bemerkt mag noch werden, daß zu solchen Unternehmungen meistens die Leichtbewaffneten, weil Beweglicheren, verwendet wurden: Bogenschützen, Schleuderer, Peltasten, und wo Hopliten mit wirkten, die jüngere Altersklasse derselben. d

Aber es gieng nicht immer ohne Kampf ab, zum mindesten mußte man immer darauf gefaßt sein. Da finden II

wir denn auch Gelegenheit, uns über die Aufstellung und die a (im allgem.) Methode des Kampfes zu belehren. Im Allgemeinen bemerken wir, daß die Marschordnung in der Regel derart war, daß etwa die Hälfte der Armee vorauszog, der Troß sich daran schloß, die andere Hälfte den Rücken deckte. Bei beiden Hälften waren Abteilungen von Leichtbewaffneten, welche im Bedarfsfalle der eine Führer dem andern zur Verfügung stellte. So z. B. beim Hinaufzuge aus dem Tigristhale auf das Karduchische Gebirge waren sämtliche Leichtbewaffnete bei Cheirisophos, der den Vortrab befehligte; „denn", sagt Xenophon, „es schien keine Gefahr, daß wer feindlich hinterdreinfolgte, während sie aufwärts marschierten." Beim Übergang über den Kentrites wieder schickte Cheirisophos die Leichtbewaffneten, als sie bei ihm entbehrlich waren, dem Xenophon, der die Nachhut gegen die nachstürmenden Karduchen zu decken hatte.

b (im besond.) Betrachten wir uns nun die besonderen Anordnungen, von denen wir erfahren.

α Die Abteilung unter Cheirisophos, welche den Übergang über den Kentrites gegen die persische Armee zu erzwingen hatte, stellte sich so auf, daß die Lochen Kolonnen bildeten, deren Spitzen auf einer Linie standen — wahrscheinlich mit Zwischenräumen zwischen den Lochen —. In dieser Aufstellung giengen die Lochen gleichzeitig in den Fluß, Cheirisophos bekränzt an der Spitze des Centrums, unter dem Kriegsrufe Alalá, in welchen auch die Weiber — die natürlich beim Trosse am Ufer blieben — mit Gekreisch einfielen. Wie schon oben erinnert worden ist, ließen es die Feinde gar nicht auf einen Kampf ankommen. Doch wollen wir noch auf eine Vorsicht des Cheirisophos aufmerksam machen. Während seine leichten Truppen den dem Thalweg entlang fliehenden Reitern nachsetzen und einige Beute machen, geht er unbeirrt gegen das oben von ihm aufgestellte Fußvolk und sichert vor allem den Besitz der beherrschenden Anhöhe.

Xenophon dagegen, der den Abzug gegen die Angriffe vom Rücken her zu decken hatte, nahm eine andere Aufstellung an. Er ließ seine Mannschaft eine breite Schlachtreihe bilden — „er ließ die Enomotien in Front aufmarschieren" — mit dem Rücken nach dem Flusse gewendet, mit der Front, die Befehlshaber voran, gegen die anrückenden Karduchen. Die Leichtbewaffneten ließ er einstweilen drüben am andern Ufer und gab ihnen nur Anweisungen, nach welchen sie, wenn die Hopliten durch das Wasser giengen, ober- und unterhalb derselben nicht allzuweit vorgeschoben durch ihre Geschosse die etwa nachsetzenden Karduchen in respektvoller Entfernung halten sollten. Nun wurde dafür gesorgt, daß die Hopliten im gleichen Augenblicke im Sturmschritte gegen die Karduchen vorgiengen. Die Karduchen, für einen Nahkampf mit Schwerbewaffneten nicht ausgerüstet, wendeten sich natürlich beim bloßen Nahen der Griechen gleich zur Flucht. Ihre Eile wurde noch beflügelt durch eine Kriegslist Xenophons, von der später die Rede sein soll, und so konnte er fast unbehelligt mit den Seinen durch den Fluß gelangen. β

Die Aufstellung der Lochen als Kolonnen konnten wir auch schon bei einem früheren Kampfe beobachten. Es handelte sich darum, den Feind von steiler Höhe herabzuwerfen. Die Anwendung dieser Aufstellung bietet zunächst den Vorteil, daß beim Anstieg über unebenes Terrain schmale Kolonnen nicht so leicht in Unordnung geraten, als etwa eine breite Schlachtreihe. Außerdem aber vermag die einzelne Abteilung vermöge ihrer Tiefe an der Stelle, wo sie angreift, einen größeren Druck zu üben, und sind die Stürmenden nur an einem Punkte eingedrungen, so vermögen sie leicht die ganze Höhe von den Gegnern zu säubern. Auch hier muß man sich die Sache so vorstellen, daß die Spitzen der Kolonnen unter einander eine Art Front — vielleicht mondförmig — bildeten, um nahezu gleichzeitig hinauf zu gelangen. Xenophon erwähnt blos das Eine, daß er den Hügel nicht kreisförmig umstellt habe, sondern den γ

Feinden die Möglichkeit des Abzuges offen gelassen habe, „ob sie etwa zur Flucht geneigt wären".

d Gegen eine immer wieder sich erneuernde Schwierigkeit hatte man beim Nachtrab zu kämpfen. Dieser wurde an allen dazu geeigneten Stellen von hinterdrein ziehenden Karduchen belästigt. Dieser Anfälle suchte sich Xenophon meistens dadurch zu erwehren, daß er durch einen Angriff nach rückwärts die Feinde in die Flucht jagte und die gewonnene Frist benützte, schnell sich auf die Seinigen zurück zu ziehen. Freilich waren mit diesem Manöver Übelstände verbunden. Für die es ausführenden Truppenteile war es sehr ermüdend, und die Gesamtheit nötigte es zu öfterem Warten, damit jene nachkommen konnten. Wo aber das vorausziehende Heer nicht wartete, wurde der Rückzug für die Hintersten geradezu fluchtähnlich. In einem solchen Falle wendete Xenophon noch eine besondere Kriegslist an: er legte einen Hinterhalt: „Wobei wir auch ein wenig ausschnaufen konnten", lauten seine Worte.

III Im Vorstehenden mag das Wichtigste enthalten sein, was wir über die Bewegungen des Heeres zur Sicherung des Weges und die Aufstellung zum Kampfe dem Berichte Xenophons entnehmen können; zum Schlusse will ich noch einzelner Kriegs-
a listen gedenken. Zu diesen könnte man Demonstrationen und Hinterhalte rechnen; ebenso mag man hieher ziehen, was oben bei anderer Gelegenheit erwähnt wurde, daß man dem Feinde absichtlich die Möglichkeit ließ zu fliehen, um ihn nicht zu kräftigem Widerstande zu zwingen. Sonst ließe sich etwa noch
b folgendes anführen. Als die Griechen noch in der Nacht aufbrachen, um in das Karduchenland einzufallen, wurden die Weisungen nicht durch Heroldsruf oder Trompetensignale gegeben, sondern sie wurden von Reihe zu Reihe mündlich — *ἀπὸ παραγγέλσεως* — weiter gegeben. So merkten die Feinde
c nichts von dem, was im Lager vorgieng. Als es sich darum handelte, die Karduchen in übereilte Flucht zu jagen, um in der dadurch gewonnenen Zeit unbehelligt durch den Kentrites

zu gehen, wurde, als jene schon flohen, ein Signal gegeben, das denselben von den siebentägigen Kämpfen her als das Angriffssignal bekannt war, das aber der Verabredung gemäß für die Griechen diesmal das Signal zur Umkehr und zu schleunigem Rückzug war. Richtig liefen die fliehenden Karduchen, als sie das bekannte Angriffssignal hörten, mit verdoppelter Eile vom Feinde weg, und die Griechen hatten, bis jene sich umschauten, Zeit, fast ohne Anfechtung durch den Kentrites zu gehen.

Noch etwas will ich endlich hier anreihen, was zwar keine IV
Kriegslist im eigentlichen Sinne ist, aber viele Kriegslisten und
Kunstgriffe wert ist. Xenophon traf, als er den erwähnten a
Hinterhalt legte, Vorkehrungen, daß man einige lebendig fange, um sich dieser als Wegweiser zu bedienen. Und wirklich: kaum hat er sie, so stellt sich das Bedürfnis solcher Leute heraus, und nur durch den Besitz eines solchen Wegweisers vermochten die Griechen die Umgehung auszuführen, die die Sperrung ihres Weges aufhob. Die Kriegslist ist also: Vorsorge für das künftige
Bedürfnis. Ein anderes Mal erhält Xenophon — nicht Cheiriso- b
phos, der doch an Rang und Ansehen der erste war — eine wichtige Kunde — wieder eine Kunde, durch deren Benützung die Armee gerettet wurde — durch zwei ihm persönlich unbekannte junge Männer vom Heere. Xenophon sagt zur Erklärung, warum gerade ihm die Mitteilung gemacht wurde: „Sie wußten nämlich, daß man bei ihm immer Zutritt hatte und daß man ihn sogar aus dem Schlafe wecken durfte, wenn man etwas für den Krieg Zweckdienliches zu sagen hatte". Das ist das andere Geheimnis, das wir ihm ablernen können: Unverdrossene, aufopfernde eigne Thätigkeit und Aufmerksamkeit auf jede Gelegenheit sich zu belehren, Zugänglichkeit gegen jeden, der etwas beitragen will.
Wir begreifen jetzt auch leichter, wie es kam, daß gerade Xeno- c
phon, obwohl er nicht den förmlichen Oberbefehl hatte, doch allmählich als das eigentliche Haupt des Heeres angesehen wurde

und daß das Verdienst der Rettung der Armee aus verzweifelter Lage heute ihm allein zugeschrieben wird. Für uns aber haben wir aus unserer Betrachtung nicht blos die Kenntnis einiger militärischer Kunstgriffe — obwohl auch diese nicht ohne Wert sind — gewonnen, sondern eine allgemeine Lehre daraus gezogen, deren Beherzigung für die Ausbildung unseres Geistes und Charakters wichtig und uns für jede Aufgabe des Lebens nützlich sein kann.

33.

Wie geriet Jugurtha auf den Weg des Verbrechens und der Auflehnung gegen Rom?

(Nach Sallust bell. Jug. 1. Hälfte.)

Die kurzgefaßten Berichte der Geschichte geben zuweilen Rätsel auf, die in jenen selbst keine Lösung finden. Erst das Studium eingehender Darstellungen macht uns Ereignisse begreiflich, die aus dem Zusammenhang gerissen so ungeheuerlich sind, daß wir geneigt sind, an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln.

Einen solchen Eindruck macht das Auftreten des Jugurtha von Numidien. In unserem Lehrbuche der Geschichte finden wir eine Reihe von Unthaten, durch deren jede er das Einschreiten Roms herausfordert, des gewaltigen Rom, dem das numidische Reich seine Ausdehnung, er selbst seine Erhebung auf den Thron dankte und dessen Machtspruch ihn zermalmen konnte. Nur Wahnsinn, meint man, konnte die Thaten gebären, durch die er seine eigene Vernichtung herbeiführte.

Doch lesen wir den Bericht des großen Sallust, der uns an so mancher Stelle in die innersten Triebfedern des menschlichen Handelns blicken läßt, so wird uns der Hergang verständlich; wir begreifen, wie nach und nach die blutigen Ge-

danken reiften und allmählich die letzte Scheu abstreifend in offener Gewaltthat zur Ausführung kamen.

Jugurtha war ein Sohn des Mastanabal und Enkel des Masinissa, des berühmten Numidierhäuptlings, der als Gegner Karthagos und Bundesgenosse Roms sein Reich ausgedehnt hatte; aber als unebenbürtig, da seine Mutter von niedriger Herkunft war, gieng er der Nachfolge seines früh verstorbenen Vaters verlustig. Jedoch hielt ihn sein Oheim, der König Micipsa, nach Mastanabals Tode wenigstens äußerlich seinen Söhnen gleich — eodem cultu habuit —. Der körperlich und geistig mit den trefflichsten Gaben ausgestattete Jüngling entwickelte zunächst nur Eigenschaften, welche ihn zum Liebling seiner Landsleute machten und selbst Micipsa das Beste von ihm erwarten ließen. Aber eben die immer wachsende Beliebtheit seines Neffen erweckte die Eifersucht des mißtrauischen Königs — terrebat eum natura mortalium avida imperii et praeceps ad explendam animi cupidinem —, auch mag er hochstrebenden Sinn an ihm wahrgenommen haben: kurz; er wünschte den gefährlichen Mitbewerber seiner Söhne, den er in ihm zu sehen begann, zu beseitigen, und weil zu Hause mit Hinterlist und mit Gewaltthat ihm nicht beizukommen war, schickte er den thatendurstigen Jüngling als Befehlshaber der numidischen Hilfsvölker vor Numantia; dort, hoffte er, könnte er vielleicht ein Opfer der eigenen Kühnheit werden.

Wenn der junge Mann die Gesinnung und Absichten seines Oheims durchschaute — und Sallust sagt das wenigstens bei einer späteren Gelegenheit ausdrücklich — ficta regem locutum intellegebat —, so wird es begreiflich, daß er ihm innerlich entfremdet wurde und Abneigung mit Abneigung, Verstellung mit Verstellung zu vergelten lernte.

Vor Numantia zeichnete sich Jugurtha durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist, militärischen Scharfblick und Besonnenheit aus, und wie er durch diese vom Glücke gekrönten Eigen-

schaften das Vertrauen des Feldherrn, des mächtigen Scipio, gewann, so setzte er sich noch durch persönliche Liebenswürdigkeit und Dienstfertigkeit bei den vornehmen Römern, die im Lager waren, in Gunst. Diese Männer, deren Verderbnis Sallust in kurzen Zügen darstellt, wußten seinen hochstrebenden Sinn noch zu entflammen, sie flüsterten ihm ein, daß er einst Alleinherrscher von Numidien sein könne: in Rom sei alles käuflich. Mochte Scipio immer davor warnen, solchen Einflüsterungen Gehör zu geben, die ihn auf eine gefährliche Bahn führen würden: die gefährlichen Gedanken, die bisher noch geschlummert haben mochten, waren geweckt und die Mittel zur Verwirklichung derselben gezeigt.

Wenn nun Micipsa nach Beendigung des numantinischen Krieges den Heimkehrenden mit allen Ehren empfing, ihn sogar adoptierte und zum gleichberechtigten Erben mit seinen Söhnen einsetzte, so wußte Jugurtha nur zu gut, daß nicht das lautere Wohlwollen die Quelle dieser Auszeichnung sei, sondern Rücksicht auf die Römer und vielleicht auch auf die Stimmung der Numidier; er glaubte sich also zu keiner Dankbarkeit verpflichtet. Aber welche Gedanken auch in seinem Herzen schon sich eingenistet haben mochten, so gieng doch die erste Feindseligkeit noch nicht von ihm aus. Als nämlich nach Micipsas Tode die drei Thronerben zur Ordnung der Verhältnisse zusammentraten, da hielt der jüngere der beiden Miterben nicht zurück mit seiner Mißachtung und Feindseligkeit gegen den unebenbürtigen Eindringling. Jugurtha wußte seine Gefühle zu beherrschen; aber um so tiefer saß ihm der Stachel, je weniger er es sich merken ließ; Erbitterung und Furcht zugleich trieben ihn an, die Vernichtung des gehaßten Feindes zu betreiben. Und da die Versuche, durch geheime List den Gegner zu fangen, nicht rasch genug Erfolg brachten, beschloß der durch seine Leidenschaft rücksichtslose Mann ihn zu vernichten, gehe es wie es wolle. Und mit Gewalt ließ er ihn überfallen und töten.

Daß er nach dieser That, nachdem er einmal den Weg

der Gewalt betreten, den anderen Thronerben, den Bruder des Erschlagenen, angriff, war nur noch die unvermeidliche Konsequenz der ersten That: mußte er doch in Adherbal den Nebenbuhler und den Rächer zugleich erkennen.

Adherbal flüchtete besiegt nach Rom. Nun konnte Jugurtha die erste Probe auf jene Versprechungen machen, die ihm für Geld alles in Aussicht stellten; schamlos geübte und angenommene Bestechung sicherte ihm Straflosigkeit und die Hälfte des Reiches des Micipsa; neue Bestechung der Gesandten, die die Hälften bestimmen sollten, verschaffte ihm die vorteilhaftere Hälfte. Hatte er bisher bei aller zur Schau getragenen Zuversicht im geheimen Furcht wegen der Folgen seines Auftretens gehegt, so sah er jezt sich von derselben befreit und den Preis des Verbrechens gewonnen; er fand durch die That bestätigt, was ihm die Freunde vor Numantia gesagt, daß in Rom alles käuflich sei: was Wunder, wenn er von Rom her nichts mehr fürchten zu sollen glaubte?

34.

Die Verhältnisse und Vorgänge, welche in der ersten Aufgabe Rede des Demosthenes besprochen oder berührt werden, sind, soweit sie sich aus den in der genannten Rede enthaltenen Angaben erkennen lassen, darzustellen und in ein Gesamtbild zu vereinigen unter möglichst eingeschränkter Beziehung des anderwärts gewonnenen Wissens.

Wenig ist es, was wir bisher von den Reden des berühmten Redners und Staatsmannes Demosthenes kennen gelernt haben, sicherlich nicht genügend, um uns eine volle Anschauung von seiner rednerischen Kunst und seiner staatsmännischen

Einsicht zu geben. Indessen, da wir an einem Haltepunkt unserer Lektüre angelangt sind, kann eine Rückschau über das bisher Gelesene immerhin schon förderlich sein für dessen bessere Würdigung und für leichtere Erfassung künftig zu lesender Reden. Vor allem aber wird uns, die wir ziemlich unvorbereitet an ihn getreten sind, eine Zusammenfassung der Ereignisse, welche von Demosthenes gelegentlich berührt, aber als seinen Hörern bekannt nicht in ihrem Zusammenhange, noch eingehend dargestellt sind, fast unentbehrlich sein, wenn wir die Angemessenheit seiner Ratschläge und die Kraft seiner Argumente recht würdigen wollen.

Wir wollen diesen Überblick in der Weise zu gewinnen suchen, daß wir, so weit als möglich nur aus der ersten Olynthischen Rede schöpfend, die dort in verschiedenem Zusammenhange berührten Ereignisse und Verhältnisse zu einem Gesamtbilde vereinigen, wobei wir das bescheidene Wissen, das wir vom Unterrichte in der allgemeinen Geschichte mitbringen, nur zur unerläßlichsten Ergänzung heranziehen wollen.

Die Olynther — wir kennen die Stadt auf der chalkidischen Halbinsel als Haupt eines Städtebundes aus der Geschichte des Zuges des Phöbidas — haben sich mit Philipp von Makedonien verfeindet, und die Frage, die in der Athenischen Volksversammlung beraten wird, ist, ob und wie ihnen Beistand zu leisten sei. Daß man im allgemeinen geneigt war, sich auf ihre Seite zu stellen, geht aus den Worten hervor: „was ihr alle bislang ausschriet, die Olynther müßte man zum Kriege mit Philipp bringen, das ist jezt eingetreten — ohne euer Zuthun.“

Philipps Macht ist groß. „Wir haben ihn so groß gemacht, wie noch nie ein König von Makedanien gewesen ist“ spricht Demosthenes (§ 10) und läßt das Wachsen seiner Macht anschauen in der Schilderung seiner Fortschritte (§ 12): „zuerst nahm er Amphipolis“ — Amphipolis am Strymon, aus dem peloponesischen Kriege uns bekannt als den Athenern unterthänig —, darnach Pydna, nachmals Potidäa, wiederum Methone, dann gieng er über Thessalien; darnach nachdem er sich in Pherä

Pagasä, Magnesia nach Behagen eingerichtet, war er auf und davon in Thrakien; dann nachdem er dort Könige ein- und abgesetzt, fiel er in eine Krankheit; kaum genesen, ließ er es sich nicht behaglich sein, sondern griff er die Olynther an". Ziehen wir die Summe der hier besprochenen Erfolge, so finden wir Machterweiterung in Makedonien selbst durch Einnahme makedonischer Städte (Amphipolis, Pydna, Methone), Festsetzung im Süden seines Stammlandes, in Thessalien (Pherä, Pagasä, Magnesia), Ausbreitung seiner Herrschaft im Norden durch Vasallenfürstentümer in Thrakien. So finden wir ein ausgedehntes, zusammenhängendes Gebiet seinem Willen unterthänig; aber auch auf weitere Bundesgenossen kann er rechnen bei einem Kriege mit Athen. Wenigstens stellt unser Redner in Aussicht (§ 26), daß in einem solchen Falle die Thebaner dem Philipp bereitwillig Heeresfolge leisten würden. Ein trostloser Blick in die Zerklüftung der griechischen Staaten, der uns damit eröffnet wird und der mehr als die anderen Erwägungen uns das Wachsen des Makedonierkönigs begreiflich macht.

Neben diesen materiellen Machtfaktoren kommen noch andere in Betracht, die in den Befugnissen des Königtums und in den persönlichen Eigenschaften des Königs ihren Grund haben. „Daß jener in seiner einzigen Person alle Gewalt und Entscheidung vereinigt, verleiht ihm für kriegerische Unternehmungen einen großen Vorsprung" urteilt Demosthenes über diesen Punkt (§ 4). Und an ihm selbst erkennt er an gewandte Politik (δεινὸς πράγμασι χρῆσθαι § 3), und die oben angeführte Schilderung seiner rastlosen Thätigkeit gibt uns genügende Anschauung der unermüdlichen Energie seines Charakters.

Was konnten die Athener diesem Manne und seiner Macht entgegenstellen? Sehen wir von den Olynthern ab, welche selbst der Hilfe bedürfen, so wird kein Name genannt, an den sich die Hoffnung heften könnte. „Die Phoker?" fragt Demosthenes (§ 26), „sie, die ihr eigenes Land nicht zu schützen vermögen, wenn nicht ihr ihnen zu Hilfe zieht? oder sonst wer?" Auf

die letzte Frage bleibt die Antwort aus. Also ist Athen wesentlich auf seine eigenen Mittel angewiesen. Nehmen wir nun mit Demosthenes an — er könnte ja ohne diese Annahme nicht zum Kriege raten —, dieselben reichten, um, vereint mit den Olynthern der Macht des Königs die Spitze zu bieten, so fragen wir noch, welche Bürgschaft des Erfolges das Volk und seine Führer bieten. Da treten denn bedenkliche Punkte hervor. Zuerst das saumselige Wesen der Athener. Ein Fall wird freilich angeführt, wo sie sich thatbereit zeigten: „als wir von dem Hilfszuge zu Gunsten der Euböer heimkamen"; aber dieser Anerkennung folgt ein langes Verzeichnis von Versäumnissen: als man der von Amphipolis aus ergangenen Aufforderung, sich dieser Stadt zu versichern, nicht nachkam, als die Nachrichten von der Belagerung von Pydna, von Potidäa, von Methone, von Pagasä thatlos hingenommen wurden. So charakterisiert der Redner summarisch das Verfahren der Athener dahin, daß sie immer die vorliegende Aufgabe versäumt und sich damit getröstet hätten, die Zukunft werde sich gut gestalten — ohne ihr Zuthun. Wir vermissen die rührige Energie, welche die Stadt des Themistokles, des Cimon, des Perikles auszeichnete. Den gleichen Eindruck macht es, wenn Demosthenes beantragt, daß die Athener persönlich (§ 6) ausziehen sollen. Persönlich! Das verstand sich früher von selbst; aber jetzt mußte es ausdrücklich gesagt werden im Gegensatz zu der Gepflogenheit, durch angeworbene Söldner sich die Kriege führen zu lassen. Und diese Übung, so bedenklich sie immer ist, konnte noch hingehen, so lange Athen über reiche Geldmittel verfügte und damit nicht geizte. Aber hier erkennen wir noch eine Schwäche der sonst so blühenden Stadt. Zwar sagt Demosthenes: „Ihr habt Geld, Geld wie sonst niemand, Geld zum Soldbezahlen", aber das nun Folgende klingt nicht erbaulich. Wir entnehmen demselben soviel, daß die Mittel, die für die Kriegszwecke gereicht hätten, für Feste verbraucht wurden. Aber mehr noch: aus der Behutsamkeit, mit der Demosthenes bei allem Sarkasmus einen

bestimmten Antrag auf Aufhebung dieser Mißbräuche zu stellen vermeidet, kann man schließen, daß eben diese Mißbräuche ein noli me tangere waren. Und wenn nun Demosthenes auch auf eine andere Art die Mittel aufzubringen hinweist, die Umlagen, so sind uns zwar die notwendigen Einnahmsquellen für die Bestreitung der Kosten eines Krieges nachgewiesen, aber der Eindruck ist nicht verwischt, den wir auch hier empfangen, daß es an Opferwilligkeit fehlte.

Es ist uns gelungen, aus der Rede des Demosthenes ein annähernd vollständiges Bild der Lage zu entwerfen. Wenige Notizen aus dem geschichtlichen Lehrbuch dürften genügen, um die notwendigsten Ergänzungen und Aufklärungen zu bringen.

Die Stadt Olynth wurde von Philipp im Jahre 348 v. Chr. eingenommen. Damit haben wir annähernd eine Bestimmung der Zeit, in welcher unsere Rede gehalten wurde, und eine Bestätigung der Prognose, welche wir aus derselben stellten.

Zwei Fragen wollten vor anderen sich aufdrängen, als die Verlassenheit Athens zur Sprache kam. Wo bleibt Sparta? das kriegstüchtige Sparta? lautete die eine. Der Krieg des Epaminondas und besonders die durch diesen herbeigeführte Losreißung von Messenien und die Vereinigung der arkadischen Gemeinden zu einem einheitlichen Staate haben es auf die Dauer geschwächt und in Schach gesetzt. Zweitens fragten wir: Wo ist die athenische Bundesgenossenschaft? wohin seine eigene Seemacht? Der dreijährige Bundesgenossenkrieg von 357—355 hat seine Seeherrschaft zum zweiten Male vernichtet. In diese Zeit fällt auch der Verlust von Amphipolis und Pydna.

Anderes erklärt sich aus der Geschichte des phokischen oder zweiten heiligen Krieges: wie Philipp Gelegenheit gefunden, sich in Thessalien festzusetzen, zu Hilfe gerufen von den Thessaliern gegen die Tyrannen von Pherä und gegen die Phoker. Zugleich begreifen wir aus dem Verhältnisse Thebens zu den Phokern das freundliche Entgegenkommen, das Philipp bei diesem Nachbarn Athens fand. Überhaupt bekommen wir Einblick in die Zerklüftung

Griechenlands, die es Philipp ermöglichte, das ruhmreiche Volk der Griechen, das einst die persischen Heerscharen abwies, zu seiner Heeresfolge zu zwingen.

Für unsere Lektüre des Demosthenes aber haben wir gewonnen eine Überschau der Lage, einen Einblick in die Schwierigkeit der Aufgabe, die er sich stellte. Vielleicht auch werden wir nun die Kunst seiner Rede besser würdigen, die den Athenern nicht blos die Gefahr zeigen, sondern ihnen auch die Gesinnung einhauchen mußte, um sie zu bestehen, und die Festigkeit seines Charakters schätzen, die sich von der Schwierigkeit und Gefahr seiner Aufgabe nicht entmutigen ließ.

35.

Vergleichung des Verhaltens des Q. Tit. Sabinus und des L. Auruncul. Cotta beim Aufstande des Ambiorix.

(Caes. bell. Gall. V, 26—37.)

Der schwerste Verlust, den Cäsar während seiner Statthalterschaft in Gallien erlitt, war wohl die Vernichtung von anderthalb Legionen durch Ambiorix. Der Bericht Cäsars über dieses Ereignis, den wir im fünften Buche seiner Denkschrift über den gallischen Krieg lesen, ist bei aller Kürze, und obwohl derselbe keine direkte Anklage ausspricht, doch darauf angelegt, daß man die Schuld an dem Unglücke in der Führung der Truppen suchen muß. Dies erreicht Cäsar besonders dadurch, daß er den Gegensatz, in welchem die beiden Führer zu einander stehen, bei jeder Gelegenheit hervorhebt und uns dadurch zur Vergleichung ihres Verhaltens und zur Beurteilung desselben herausfordert. Wir wollen auf Grund seines Berichtes diese Vergleichung anstellen.

Der Überfall eines aufständigen Volkes auf das befestigte Winterlager von $1\frac{1}{2}$ Legionen war abgewiesen; das Haupt der Empörer suchte unter Beteuerung seiner freundlichen Gesinnung durch Darstellung der Gefahr, welche der römischen Besatzung drohe, durch das Versprechen, dieselbe ungefährdet abziehen zu lassen, die Führer der Römer zum Verlassen ihres Winterquartieres zu bewegen. Es wurde ein Kriegsrat gehalten, in welchem die beiden Legaten, welche den Befehl über die Besatzung hatten, Q. Titurius Sabinus und L. Aurunculejus Cotta hauptsächlich das Wort führten. Fast jedes Wort des Cäsarischen Berichtes sowohl über diesen Kriegsrat als über das spätere Verhalten der Führer ist darauf berechnet, uns den Gegensatz dieser Männer deutlich zu machen. Cotta ist entschieden gegen Annahme des feindlichen Vorschlages. Er weist darauf hin, daß man einen Angriff auch größerer Streitmacht abschlagen könne, daß man mit Lebensmitteln hinreichend versehen sei, um auszuhalten, bis Entsatz komme; er hebt hervor, daß ohne Genehmigung Cäsars sie nicht abziehen dürften, endlich macht er noch aufmerksam auf das Schimpfliche, wenn man Maßregeln auf Anraten des Feindes treffe. Cotta also erkennt, was Klugheit, Soldatenpflicht und Ehre fordern. Titurius Sabinus bleibt taub gegen diese Vorstellungen: er sieht nur die Gefahr, in welche man durch Abwarten kommen könne; er sucht nur nach Gründen, um dem Ambiorix, der sich doch an eben diesem Tage treulos bewiesen hat, Glauben beimessen zu können: die Furcht hat ihm das Urteil geraubt und des Ambiorix verstellte Freundlichkeit ihn berückt.

Doch nicht genug damit. Er begeht den schwersten Fehler, den ein Militär in Bezug auf die Kriegszucht machen kann: da seine Gründe nicht verfangen, trägt er den Streit unter die gemeinen Soldaten. „Diese“, so ruft er, „werden Rechenschaft von euch fordern“: der Führer streut damit den Samen einer künftigen Meuterei.

Cotta gibt endlich nach. Man mag darin einen Mangel

an Festigkeit finden; doch ist sein Nachgeben wohl aus dem Verlangen zu erklären, daß die Disciplin des Heeres nicht durch Streitigkeiten der Führer gelockert werde.

Über die Mißstände, die den Ausmarsch des Heeres begleiteten, wollen wir hinweggehen, da sie eben notwendige Folgen des übereilten Entschlusses waren, und betrachten sogleich das Verhalten der beiden Legaten bei dem Überfalle, den Ambiorix während ihres Marsches machte. „Titurius", — ich gebe Cäsars Worte mit wenig Abkürzungen — „der nichts vorausgesehen hatte, benahm sich fassungslos und mutlos; Cotta, der an solche Möglichkeiten gedacht hatte, ließ es an nichts fehlen und erfüllte die Pflichten eines Führers und die eines gemeinen Soldaten".

Wir dürfen den weiteren Verlauf des Gefechtes größtenteils übergehen; nur das Ende der beiden Legaten gibt uns Gelegenheit, sie nochmals einander gegenüber zu stellen. Als Titurius das Heer in schwerer Bedrängnis sieht, schickt er, der Römer, zu dem Feinde und bittet um Schonung; dem doppelzüngigen Worte des Feindes, der zweimal binnen zwei Tagen seine Treulosigkeit bewiesen hat, traut er soweit, daß er auch die Waffen weglegt: dafür findet er den schmählichen Tod, den er verdient.

Cotta, bei dem in Folge seiner Verwundung Schwäche eher entschuldbar wäre, antwortet auf Titurius' Aufforderung, sich ihm beim Gange zu Ambiorix anzuschließen, mit Römerstolz: er gehe nicht zu einem bewaffneten Feinde. Diesmal bleibt er fest bei seinem Worte; er fällt, aber er fällt in ehrenvollem Kampfe.

Stellen wir noch einmal in Kürze die Ergebnisse zusammen. Sabinus erkennt nicht, was not thut, und verschließt sich, von Furcht bethört, den Vorstellungen; er verletzt sogar an seinem Teile die Disciplin; in der Gefahr selbst verliert er die Besinnung völlig und, nicht belehrt durch zweifache Erfahrung, nicht zurückgehalten vom Ehrgefühl, vertraut er sich dem treulosen Feinde an.

Cotta, der von Anfang erkannt, was Klugheit, Pflicht und Ehre gebieten, beweist sich fest in der Gefahr, er rettet, was zu retten ist, wenn nicht das Leben, doch die Ehre. Seine Nachgiebigkeit, die freilich verhängnisvoll werden soll, ist mindestens zu entschuldigen durch die Rücksicht auf die Erhaltung der Einigkeit; den damit gemachten Fehler sühnt er, soviel an ihm liegt, durch energisches Handeln und zuletzt durch einen ehrenvollen Tod.

Fragen wir jezt noch, wen die Schuld an der Vernichtung so zahlreicher und braver Truppen — denn an der Tüchtigkeit der Soldaten läßt Cäsars Bericht keinen Zweifel — trifft, so ist unser Urteil nicht mehr schwankend: Titurius ist schuldig; die Befolgung von Cottas Ratschlägen hätte die Gefahr beschwören können.

36.

Beurteilung des Minucius nach seiner Rede im Lager auf der Massischen Höhe.

(Livius XXII, 14 und überhaupt das ganze Buch.)

In mehreren Schlachten schon waren die Römer der Kriegskunst Hannibals unterlegen, zuletzt am trasimenischen See. Der in der Bedrängnis aufgestellte Diktator Q. Fabius Maximus vermied beharrlich eine entscheidende Schlacht auf offenem Felde und begnügte sich damit, in möglich gedeckter Stellung sich so nahe an seinem Gegner zu halten, daß dieser sich in seinen Unternehmungen beengt fand, wenn auch Plünderungs- und Verheerungszüge desselben nicht ganz unmöglich gemacht wurden.

Dies Verfahren erweckte dem Feldherrn manchen Tadler; den heftigsten fand er an seinem eigenen Reiterobersten M. Minucius Rufus. Livius berichtet uns eine Meinungsäußerung, in die dieser stürmische Mann, als er von den Höhen des

klassischen Bergzuges zusehen mußte, wie die Punier in der preisgegebenen Landschaft hausten, ausgebrochen sei und zwar nicht im engeren Kreise von Vertrauten, sondern so öffentlich, daß selbst die gemeinen Soldaten sie vernehmen konnten.

Durch die Gegenüberstellung der Leiden der Bundesgenossen und der Unthätigkeit des römischen Heeres, durch Vergleichung der Kraft, welche die Römer früher bewährt, mit dem jetzigen Verhalten, das ihm als mattherzige Schlaffheit erscheint, bringt er das Schmerzliche und Schimpfliche der Lage zur lebhaften Empfindung und schließt daran die Befürchtung an, daß das Verharren in dieser Zauderei Rom selbst zu Hannibals Beute machen werde. Nun weist er auf Beispiele hin, wie in früherer Zeit durch energisches Handeln Rom gerettet worden sei, durch Camillus, Papirius Cursor, Lutatius Catulus, um mit dem Satze zu schließen: nur kühnes Wagen könne die Rettung bringen.

Die stürmischen Worte fanden, so meldet Livius, bei dem gemeinen Manne lebhaften Anklang; unzweideutig sprach man aus: wenn es nur von ihrer Abstimmung abhienge, würden sie den Minucius anstatt des Fabius zu ihrem Führer machen. Doch wir, die wir aus der Geschichte und besonders aus Livius' Bericht etwas gelernt haben, können dieses Urteil nicht zu dem unsrigen machen.

Wir würdigen den Schmerz, den der edle Sinn des jungen Mannes über die Leiden der Bundesgenossen empfindet, und die Scham des stolzen Römers ob der Herausforderungen, die sich der fremde Eroberer ungestraft erlauben darf; und in dem kühnen Mannesmute, der darauf dringt, mit Einsetzung aller Kraft dem Feinde entgegen zu treten, erkennen wir wohl ein Stück des echten Römersinnes, durch welchen Roms Ruhm und Größe begründet wurde. Aber wir fragen uns doch, ob nicht entscheidende Gründe vorhanden waren, die es rätlich erscheinen ließen, die Hauptentscheidung nicht auf dem Schlachtfelde zu suchen, wenigstens nicht jetzt: Gründe, welche der von seinem

Gefühle fortgerissene, heißblütige Minucius übersah. Solche Gründe finden wir in der That: zum Teile sind sie bei Livius selbst ausdrücklich angegeben. Ich will versuchen, die entscheidendsten zu entwickeln.

Vor allen Dingen galt es, den durch die vorausgegangenen Niederlagen gesunkenen Mut des Heeres wieder zu heben, die Soldaten, welche zum großen Teile neu ausgehoben waren und sämtlich an Kriegsübung dem in Spanien herangebildeten Heere Hannibals nachstanden, auszubilden und im Lager und in kleinen Gefechten einzuüben und so auf den großen Kampf vorzubereiten. So war denn schon damit nichts Geringes gewonnen, wenn man die Entscheidung hinausschob. Besonders aber kam noch der Umstand in Betracht, daß die Römer im eigenen Lande den Krieg führten. Ihre Truppen nährten sich aus Freundesland und konnten immer leicht mit Vorräten versorgt werden, sie hatten alle festen Plätze und damit die Schlüssel aller wichtigen Straßen; Hannibal dagegen konnte nur auf dem Wege der Fouragierung durch seine eigenen Truppen sich die notwendigen Lebensmittel verschaffen und sah sich, da alle festen Plätze ihre Thore ihm schlossen, von den wichtigsten Verbindungen abgeschnitten. Dieses Verhältnis mußte Hannibal in die mißlichsten Lagen bringen, da seine Züge mehr von der Rücksicht auf Verpflegung bestimmt wurden als von strategischen Erwägungen; und ein römischer Feldherr konnte darauf rechnen, daß der Feind einmal genötigt sein würde, auf ungünstigem Terrain den Kampf aufzunehmen. Wir wissen aus Livius' Bericht, wie im Herbste desselben Jahres es Fabius in der That gelang, den Feind in eine solche Lage zu versetzen, wenn sich dieser auch durch eine geglückte List wieder herauszuziehen wußte.

Die angeführten Erwägungen oder ähnliche mögen den vorsichtigen Fabius bestimmt haben: Minucius würdigt sie nicht. Aber wir haben noch einen schwereren Vorwurf gegen ihn auszusprechen. Denn abgesehen davon, daß er in seiner Auslassung den guten Gründen für das Verfahren des Fabius nicht gerecht

wird, schädigt er einen der Pfeiler, auf denen die Stärke des Heeres ruht: das Vertrauen der Mannschaft in ihren Führer und die Achtung vor demselben. Selbst wenn Minucius recht hätte, dürfte er nicht so vor den gemeinen Leuten reden, wie er es thut. Noch ist der Gehorsam nicht aus den Herzen der Soldaten getilgt; noch sagen sie erst: „wenn wir entscheiden dürften, würden wir u. s. w.“. Aber wie nahe hat damit Minucius die Armee an die Grenzscheide gebracht, die sie noch von der wirklichen Auflehnung trennt! Daß Minucius, der Nächste im Kommando nach dem Diktator, sich eine solche Verletzung der dem Vorgesetzten schuldigen Achtung zu schulden kommen läßt, daß er an der Disciplin rüttelt, er, der am ersten das Beispiel der Aufrechthaltung derselben geben sollte, dieser Vorwurf wiegt schwerer, als der, daß er die Lage und die Forderungen derselben nicht genug erkannte, und wenn wir anfangs gerne seinen kühnen Mut anerkannten und ein Stück des Römersinnes darin erkannten, so finden wir jezt doch, daß ihm noch manches abgeht, um ein ganzer Repräsentant des Römertums zu sein: die volle Erkenntnis der Lage einerseits und die Unterwerfung unter seine Pflicht.

37.

In wieferne kann uns Minucius als Beispiel dienen?

(Livius XXII, erste Hälfte.)

Von je ist die Geschichte als vorzügliche Lehrerin anerkannt worden. Eigene Erfahrung mag ja wohl den Vorzug vor der überlieferten Geschichte haben, daß sie noch eindringlicher wirkt, als fremde Erlebnisse; aber abgesehen davon, daß sie immer eng begrenzt ist, wird sie meistens erst teuer erkauft, ja sie

kommt manchmal erst, wenn es zu spät ist, um sie nutzbringend anzuwenden. Wer der Belehrung zugänglich ist und ein offenes Herz hat für das Schöne und Gute, der wird nicht warten, bis er das teure Lehrgeld der Erfahrung bezahlt hat, sondern anderer Erfahrung benützen, fremden Vorbildern nachstreben, soweit als möglich.

Besonders reich an solchen Lehren ist die römische Geschichte des Livius. Wir finden in ihr warnende Beispiele des Schlechten und Verfehlten, erhebende Bilder edlen Strebens und besonnenen Handelns. Eine nach beiden Richtungen fruchtbare Erzählung ist die Darstellung der Ereignisse, in welchen der Reiteroberst Minucius eine hervorragende Rolle spielt. Wie seine Verirrung uns als warnendes Beispiel dienen kann, so bietet seine Umkehr von dem falschen Wege uns ein leuchtendes Vorbild für unser Handeln, wenn wir einmal die Entdeckung machen sollten, daß wir uns auf falschem Wege befinden.

Eine gedrängte Darstellung der bezüglichen Ereignisse auf Grund von Livius' Bericht — Buch XXII, erste Hälfte — wird der Begründung dieser Behauptung vorarbeiten. In mehreren Schlachten, zuletzt am trasimenischen See, geschlagen, hatten die Römer gegen ihren großen Gegner Hannibal einen Diktator ernannt in der Person des Q. Fabius Maximus, der nachmals mit dem Beinamen Cunctator — der Zauderer — geehrt wurde, und ihm als Magister equitum den M. Minucius Rufus zur Seite gegeben. Da nun der Diktator seinem auf guten Gründen beruhenden Operationsplane zufolge einer Schlacht auswich und sich darauf beschränkte, durch seine Nähe den Gegner an weit ausgreifenden Unternehmungen zu hindern, so hielt der ungestüme Minucius nicht zurück mit dem Tadel dieses nach seiner Ansicht schmählichen und verderblichen Verfahrens, und nicht etwa in gemäßigter Form und im engen Kreise von Vertrauten sprach er seine Ansicht aus, sondern mit beschimpfenden Worten und vor den Ohren der gemeinen Soldaten. Seine Äußerungen fanden den Beifall des gemeinen Mannes; un-

verhohlen sprachen die Soldaten aus: wenn es auf ihre Abstimmung ankäme, würden sie den Minucius an die Stelle des Fabius setzen.

Inzwischen sah sich Fabius einmal veranlaßt, auf einige Zeit das Heer zu verlassen und sich nach Rom zu begeben. Er gab seinem Reiterobersten die gemessene Weisung, sich nicht ohne zwingenden Grund auf eine Schlacht einzulassen, und unterstützte diese Weisung noch durch eingehende Darlegung der Erwägungen, die sein Verfahren als das allein die Rettung Roms verbürgende erscheinen ließen. Nichts destoweniger rückte Minucius sofort nach des Fabius Abgang dem Hannibal auf den Leib; bald kam es zu einem Gefechte, welches zwar keine Entscheidung brachte, in welchem jedoch Minucius sich den Sieg zuschrieb. Die Folge war ein hochtrabender Siegesbericht nach Rom und von Seite des römischen Volkes, das ähnlich gestimmt war, wie das Heer, ein Beschluß, daß Minucius dem Fabius im Oberbefehl gleich gestellt werden sollte. Nun kannte des Minucius Zuversicht keine Grenzen mehr. Kaum hatte er mit dem unterdessen zurückgekehrten Fabius das Heer geteilt und mit seiner Hälfte ein getrenntes Lager bezogen, so ließ er sich von Hannibal zu einem Treffen verleiten und sah bald durch die List des Hannibal sein Heer in der äußersten Bedrängnis. Nur des Fabius rechtzeitiges Eingreifen rettete den Unbesonnenen und sein Heer vor Vernichtung.

Jezt änderte Minucius seinen Sinn. Er hielt eine Ansprache an seine Soldaten, in welcher er aufrichtig bekannte, daß Fabius der Einsichtige, er der zum Befehlen nicht Reife sei, und stellte unter dem lebhaftesten Danke für das edle Betragen des Fabius sich freiwillig wieder unter dessen Oberbefehl. — — —

Minucius' Beispiel soll uns warnen. Seine Absichten mögen ja nicht unlauter gewesen sein, sein soldatischer Mut sogar bedingtes Lob verdienen; aber er läßt sich von seinem Ungestüm zu den bedenklichsten Handlungen fortreißen. Er

untergräbt die Disciplin des Heeres — die Römer konnten von Glück reden, daß seine Brandreden keine ernsteren Folgen hatten —; er ist dem ausdrücklichen Befehle seines Vorgesetzten ungehorsam, einem Befehle, der überdies noch durch Darlegung der Gründe unterstützt ist; und wenn er bei dem ersten Zusammenstoß mit Hannibal nicht unglücklich focht, so rechtfertigt der kleine Erfolg noch nicht sein Verhalten, und wir urteilen lieber mit Fabius, dem sein Ausspruch freilich lebhafte Anfeindung zuzog, daß er einen günstigen Erfolg für gefährlicher halte als einen Mißerfolg. Endlich erreicht ihn die Nemesis seines Ungestüms, seines sich der Belehrung verschließenden Eigendünkels. Der Retter Roms war der verkannte, geschmähte Fabius; soviel auf Minucius ankam, war ein stattliches Heer verloren.

Wenn uns die Gefahren, die Minucius seinem Vaterlande bringt, das er doch retten will, warnen vor seinen Fehlern, so gibt er uns wiederum ein erhebendes Beispiel der aufrichtigen Anerkennung des eigenen Fehlers und der Sühne für denselben. Allerdings hat er lange gebraucht, bis er sich belehren ließ; erst eigene Erfahrung hat das zu Wege gebracht; aber in dem Augenblicke, da sich ihm die Erkenntnis aufthut, daß er auf dem falschen Wege gewesen, kehrt er auch um. Kein Versuch, seinen Fehler zu bemänteln, die Schuld auf andere zu schieben: nein, das unumwundene Geständnis seines Irrtums nicht blos, sondern seiner Unfähigkeit, die Rolle zu spielen, die er sich angemaßt, der überquellende Ausdruck der Dankbarkeit gegen den, der ihm eine so harte Lektion gegeben, in dem er aber nur den Retter erkennt, endlich der unbedingte Verzicht auf alle Bevorzugungen, die ihm der Volksbeschluß gegeben. Wer so seinen Fehler bekennt und das fremde Verdienst anerkennt, so dem Tüchtigeren sich unterordnet, dem kann man nicht blos seinen Fehler nachsichtig verzeihen, nein, der hat ihn schon in sich getilgt, der wird ihn durch späteres Verdienst vergessen machen.

Möge es uns gelingen, die Fehler des Minucius zu vermeiden. Doch sollte es uns nicht erspart sein, einen der dargestellten Fehltritte oder einen andern zu begehen, so sei uns Minucius ein Vorbild, dem nacheifernd wir uns nicht scheuen, den Fehler zu bekennen, abzulegen und gut zu machen.

38.

Beurteilung der Ansprache des C. Terentius Varro an die Abgeordneten von Capua.

(Livius XXIII, 5 und einzelne Stellen desselben Buches.)

Nach der Niederlage bei Cannä schien der Stern Roms verblichen, die Herrschaft der gewaltigen Stadt gebrochen; besonders in Unteritalien, das Zeuge des Schlages war, der die stolze Gebieterin getroffen hatte, und wo Hannibal persönlich nahe durch Drohungen und Versprechungen einwirkte, gieng eine Gemeinde nach der andern zu Hannibal über. Auch in Capua, nach Rom der blühendsten und volkreichsten Stadt Italiens, herrschte Geneigtheit zum Übertritte, und nicht treue Anhänglichkeit der Bürgerschaft, sondern nur Erwägungen des Eigennutzes hielten die Entscheidung noch hin. So sendete man noch nach der Schlacht an den Consul C. Terentius Varro, der mit wenigen Trümmern seines Heeres sich nach Venusia geworfen hatte, Abgeordnete, welche das Beileid Capuas aussprechen und die Weisungen des Consuln entgegennehmen sollten.

Nun finden wir bei Livius die Antwort aufgezeichnet, welche der Consul gegeben haben soll. Wir wollen zunächst einen Überblick über sie nehmen. Der Consul spricht es geradezu aus, daß Roms Macht gebrochen sei, daß es nicht im Stande sei mit der eigenen Kraft sich aufrecht zu erhalten; die Campaner müßten, um Rom zu retten, die Last des Krieges

tragen. Um ihre Opferwilligkeit zu wecken, erinnert er sie an die Dankbarkeit, die sie Rom schulden, andererseits an das Los, das ihrer warte, wenn die Punier die Herrschaft in Italien gewinnen, endlich an den Ruhm, den Capua ernten müsse.

Über diese Rede urteilt Livius selbst: „Es erhöhte die Geringschätzung gegen ihn und seine Macht der Consul selbst, dadurch daß er seine schlimme Lage allzusehr sehen ließ". Wir wollen selbst zusehen, welches Urteil wir über dieselbe fällen müssen.

Das Erste, was uns auffällt, ist die starke Übertreibung, deren Varro sich schuldig macht. Sehen wir noch ab von dem Zerrbilde, das er von den Puniern entwirft, die als Kannibalen dargestellt werden, so darf nicht übersehen werden, daß Rom in der Rede noch hilfloser erscheint, als es wohl in der That war. In dieser Beziehung zeigt Hanno in Carthago tiefere Einsicht, der gegenüber dem Triumphgeschrei der Anhänger des Hannibal unter Hinweis darauf, daß die Latiner noch treu zu Rom stehen und daß die Römer sich selbst nicht aufgegeben haben, den Krieg noch völlig unentschieden nennt. Hatten ja die Römer noch ihre wohlbefestigte Stadt und ihre Colonien an allen wichtigen Punkten Italiens und in ihnen noch manchen tapferen Bürger, hatten sie noch die Latiner und manchen anderen Bundesgenossen in Italien. Erfahren wir doch, daß nicht viel später Marcellus es mit Erfolg wagen konnte, bei Nola dem Hannibal entgegenzutreten.

Doch schwerer ist der Vorwurf, daß Varro den Stolz des Römers verleugnet. Das Volk, das bis jezt gewohnt war, zu gebieten, wirft sich hier in der Person seines höchsten Beamten flehend einem unterthänigen Volke zu Füßen. Anders der Senat. Als Hannibal einen Unterhändler nach Rom gehen ließ, um über die Loskaufung von Gefangenen zu unterhandeln — vielleicht auch, um gelegentlich den Frieden zur Sprache zu bringen —, wies dieser den fremden Unterhändler an, un-

gesäumt das römische Gebiet zu räumen, und selbst den eigenen Mitbürgern verweigerten sie die Loskaufung.

Diese stolze Haltung des Senates entsprach aber nicht nur dem würdevollen Charakter Roms, sie war vielleicht noch mehr von der Klugheit eingegeben. Denn nur indem man Vertrauen in die eigne Kraft an den Tag legte, konnte man den andern Vertrauen einflößen; nur wenn man selbst die letzte Kraft einsetzte, konnte man von den Bundesgenossen kräftige Beihilfe erwarten. Gegen dieses Gebot der Klugheit verfehlte sich Varro, wenn er die Hilflosigkeit der Römer ärger darstellte, als sie war, und von den Bundesgenossen verlangte, daß sie Rom retten sollten.

Der Hinweis auf die Gründe, welche die Campaner zu treuem Ausharren und kräftigem Eintreten bestimmen sollten, kann nicht mehr gut machen, was Varro gefehlt hat. Es ist ja nicht zu bestreiten, daß Capua Rom zu einigem Danke verpflichtet war für den Beistand Roms im Samnitenkriege; aber jenen Krieg hatte Rom doch nicht minder im eigenen Interesse unternommen, als in dem der Capuaner, und hatte auch die Frucht des Krieges geerntet in der Unterwerfung Samniums und in dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welches Capua zu Rom treten mußte. Weiter mag zugegeben werden, daß Capua, seit es sich Rom angeschlossen, sich im allgemeinen nicht zu beklagen hatte; doch das hatten die Capuaner nicht vergessen, daß Rom seine Schutzherrschaft benützt hatte, ihnen einen Landstrich abzunehmen. Und endlich ist nicht zu vergessen: die Berufung auf die Pflicht der Dankbarkeit mochte vielleicht geachtet werden bei einem weise geleiteten und wohlgesinnten Volke, konnte aber nicht verfangen bei einer übermütigen und demagogisch aufgewühlten Bevölkerung, wie die von Capua war.

Das Gleiche ist zu sagen von dem Schreckbilde, das Varro von den Puniern und ihrer drohenden Herrschaft entwirft. Nicht als ob Varro Unrecht hätte, wenn er den Capuanern ein schwereres Joch in Aussicht stellt, als sie bisher getragen

haben; aber die Übertreibungen in seiner Schilderung sind doch zu handgreiflich, und außerdem konnten sich die Capuaner gerade mit der Hoffnung schmeicheln, daß nach dem Untergange Roms gerade ihnen das Übergewicht in Italien zufallen müsse.

Fassen wir unser Urteil zusammen, so lautet es also: Varro hat erstens selbst verkannt, welche Kraft Rom noch besaß, zweitens den römischen Stolz verleugnet, und endlich die Gebote der Klugheit verletzt. Die Wirkung dieser Rede mußte wirklich die sein, welche Livius angibt: Unterschätzung der römischen Macht und Geringschätzung gegen die Person des Mannes, der im Augenblicke an der Spitze stand; die weitere Folge: der Entschluß sich von Rom loszusagen.

39.

Warum gewinnen die Gallier bei ihrem Kampfe unter Vercingetorix unsere Teilnahme in höherem Grade als sonst?

(Caes. bell. Gall. VII.)

Jeder edel Denkende ist geneigt, absehend von dem, was man politische Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit nennt, bei einem Kampfe, den ein Volk gegen einen fremden Eroberer führt, sich auf Seite des Angegriffenen zu stellen. Wir nehmen Partei für die Griechen in dem Kampfe gegen die Perser, aus welchem sie siegreich hervorgehen, wie in dem Kriege gegen Philipp, der mit dem Untergange ihrer Selbständigkeit endet; wir beklagen das Schicksal Karthagos, obwohl die römische Geschichtschreibung das Ihrige gethan hat, um uns gegen diesen Staat einzunehmen; selbst für die Perser, denen wir bei unserer Vorliebe für die Griechen als deren alten Feinden nicht zu-

gethan sind, erwacht unser Mitgefühl bei Alexanders Eroberungszuge.

Ein ähnliches Gefühl der Teilnahme empfinden wir wohl auch bei der Lektüre der Cäsarischen Berichte über die Unterwerfung Galliens. Jedoch — gestehen wir es uns — nicht überall macht sich dieses in gleichem Grade geltend. Die Tapferkeit der Nervier, welche den gewissen Tod der Flucht vorziehen, mag unsere Bewunderung hervorrufen, die Berufung des Dumnorix, den Cäsar als Rebellen niederhauen läßt, auf die Freiheit Galliens uns erinnern, daß er für diese stirbt: aber die Teilnahme für die Gallier bleibt nur eine vorübergehende Aufwallung, unser Herz ist meistens bei Cäsar und dessen Heere. Erst bei der Lektüre des siebenten Buches ändert sich unsere Stimmung. Wir erwärmen uns für das Volk und seinen Führer: die Opfer, die sie bringen, rühren uns, ihre Siege erfreuen, ihre entscheidende Niederlage betrübt uns.

Wie kommt das? so fragen wir uns. Sind doch die Kriegführenden dieselben wie bisher: auf der einen Seite Cäsar, der schon durch seine bisherige Kriegsführung wenn nicht unsere Parteinahme, doch unsere Bewunderung errungen hat und eben in dem in Rede stehenden Kriege wo möglich in noch höherem Grade erringt, und sein Heer, das alle Eigenschaften entwickelt, die des Sieges würdig machen, auf der andern Seite dieselben Gallier, welche wir sechs Jahre lang haben untergehen sehen, ohne wärmeren oder nachhaltigen Anteil an ihnen zu nehmen.

Nicht unwesentlichen Einfluß auf die Erhöhung unseres Interesses mag wohl der Umstand haben, daß, während früher eine Völkerschaft nach der andern unterworfen wurde, diesmal fast ganz Gallien geeint dem Eroberer entgegen tritt und die Entscheidung über das Schicksal des ganzen Volkes sich in einem einzigen Ereignis, der Überwältigung des in Alesia eingeschlossenen Vercingetorix und der zu seiner Entsetzung herbeigeströmten Scharen, vollzieht. Es wird uns klar, daß über

das Schicksal Galliens unwiderruflich das Los geworfen wird. Diese Erkenntnis von der Bedeutung der Entscheidung ist an und für sich geeignet, den Eindruck derselben zu verstärken und das Gefühl des Mitleides für das geknechtete Volk vollkräftig wirken zu lassen.

Mehr jedoch trägt vielleicht das Betragen der Gallier bei. Denn sie entwickeln Eigenschaften, welche wir vorher nicht oder nicht in gleichem Maße an ihnen wahrnahmen. Zunächst erfreut uns die Einmütigkeit, mit der sie gegen den fremden Eroberer zusammenstehen. Zwar wird uns auch diesmal nicht ganz erspart die Wahrnehmung von Stammeseifersüchteleien und Rangstreitigkeiten, wie sie die Hädauer gegenüber dem Arverner Vercingetorix üben, von selbstsüchtiger und dünkelhafter Absonderung, wie die Bellovaken sich zu Schulden kommen lassen; aber diese trüben Flecken verschwinden in dem hellen Lichte, welches auf die Unternehmung fällt von der Einmütigkeit, mit der sich Völker und Fürsten der Führung des Vercingetorix unterstellen, und von der Selbstverleugnung einzelner Völker, welche wissend, daß die Furie des Krieges zuerst gegen sie wüten wird, doch um des gemeinsamen Wohles willen sich zum Opfer bieten.

Ferner erscheint auch sonst der Volkscharakter in günstigerem Lichte. Wir haben die Gallier sonst kennen gelernt als ein leichtbewegliches Volk, bereit zwar zu kühnem Wagen, aber nach einem Mißerfolge sofort gebrochenen Mutes, tapfer zwar in heißem Streite, aber nicht geneigt, die Mühsale und Entbehrungen eines Feldzuges zu ertragen und in Geduld die Frucht des Sieges reifen zu lassen. In dem jezigen Kampfe verleugnen sie das frühere Feuer nicht — Beweis dessen jene Probe von Todesmut, welche die in Avarikum Eingeschlossenen ablegten, die selbst Cäsar Bewunderung abzwang, und die Selbstaufopferung, mit der sie die Schanzen Cäsars bei Alesia stürmten —; zugleich aber beweisen sie anerkennenswerte Ausdauer und Selbstüberwindung. Sie opfern Hab und Gut,

indem sie ihre Fluren verwüsten, ihre Städte den Flammen preisgeben; sie lernen Schanzen bauen und regelmäßigen Wachdienst üben, Dinge, die dem heißblütigen, ungeduldigen Temperamente schwerer ankommen, als die Entscheidung mit Gefahr des Lebens zu suchen; sie lassen es sich gefallen, daß Vercingetorix die ersehnte Entscheidung hinausschiebt. Einmal zwar fehlt wenig, daß ihr Erbfehler, der Wankelmut, über sie die Herrschaft gewinne: sie beschuldigen den Vercingetorix ohne zureichenden Grund des Verrates. Aber da dieser den Vorwurf gebührend zurückweist, schenken sie ihm nicht blos ihr Vertrauen wieder, sondern sie lassen es sich auch gefallen, daß Vercingetorix ihre Charakterfehler ihnen vorhält, und von da an lesen wir nichts mehr von dergleichen Vorgängen. Wir sind berechtigt zu dem Urteile, daß die Gallier ihre alten Tugenden, anstürmenden Mut und Opferwilligkeit, bewähren, ihre Fehler, Mangel an Disciplin und an Ausdauer, fast ganz überwinden.

Wenden wir den Blick vom Volke auf den Feldherrn. Welcher von den früheren Führern darf sich Vercingetorix an die Seite stellen? Einsicht, was not thut, Energie in der Durchführung des als notwendig Erkannten, nur der unerläßlichen Rücksicht auf die Stimmung seiner Landsleute weichend, die Kunst, seine Landsleute zu beherrschen, und endlich, als alle Mittel zur Rettung seines Volkes erschöpft scheinen, der Edelsinn, mit dem er sich freiwillig hinopfert nicht zum Schlachtentode, den der Held nicht fürchtet, sondern zur Schmach, im Triumphe aufgeführt und darnach abgeschlachtet zu werden, diese Eigenschaften gewinnen ihm mehr als unsere Teilnahme, sie erfüllen uns mit Bewunderung.

Ein Volk, dessen Stämme, aufgebend die nationalen Eifersüchteleien und Sonderinteressen, einig zusammenstehen, um den fremden Eroberer zu vertreiben, dessen Krieger stürmischen Mut und ausdauernde Beharrlichkeit vereinigen, ihrem Führer Gehorsam und Vertrauen beweisen, ein solches Volk, geführt von

einem Vercingetorix, unwiderruflich unterliegen zu sehen, das muß die lebhafteste Teilnahme wecken. Denn dies Volk, mag es auch in früheren Kämpfen schwere Fehler begangen und damit sein Schicksal herbeigerufen haben: in diesem Kampfe hat es das Mögliche gethan, und wir urteilen: Die Gallier unter Vercingetorix und ihr Führer hätten ein besseres Schicksal verdient.

Charakteristiken.

40.

Welche Charakterzüge hat Schiller in seiner Ballade „Der Graf von Habsburg“ dem König Rudolf gegeben?

In seiner Ballade „Der Graf von Habsburg“ führt uns Schiller zu dem festlichen Mahle, das zur Feier der Krönung des Grafen Rudolf von Habsburg als deutschen Königs in Aachen gehalten wird. Allgemeiner Jubel herrscht; besonders das Volk jauchzt; denn es hofft an dem neugekrönten Könige einen gerechten Richter, einen kräftigen Beschützer zu haben. Ist diese freudige Hoffnung des Volkes berechtigt? Eine Betrachtung der Charakterzüge, welche der Dichter dem Könige gegeben hat, wird es uns ermöglichen, auf diese Frage zu antworten.

Daß er nicht ohne Macht und Kraft ist, läßt uns schon die Hoffnung vermuten, die das Volk in ihn setzt; wir erfahren aber außerdem noch aus der Erzählung des Sängers, daß er

wenigstens früher gerne dem Waidwerke oblag, dürfen also annehmen, daß er körperlich rüstig ist; zudem können wir auf eine gewisse Macht und auf einen energischen Charakter schließen aus den Bezeichnungen: „ein edler Held“, „ein mächtiger Graf“, „bekannt durch ritterlich Walten“.

Aus den ersten Worten, die wir aus seinem Munde vernehmen, erkennen wir, daß er auch andere, höhere Freuden zu schätzen weiß:

„Den Sänger miss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren“.

Außer der Lust an des Gesanges Wohllaut, einem an sich reinen Vergnügen, ist noch besonders zu beachten, was er weiter darin sucht: „die göttlich erhabenen Lehren“.

Die Gesinnung, die aus solchen Worten spricht, erkennen wir wieder in seiner That. Denn als das, was des Kaisers wert sei an seinem herrlichsten Feste, berichtet der auftretende Sänger eine Handlung, welche der jetzige König vor langen Jahren vollbracht, eine Handlung, in welcher demütige Frömmigkeit und opferwillige Nächstenliebe zugleich sich kundgeben. Und daß dem Könige solche Handlungsweise nichts Außerordentliches, sondern gleichsam natürlich und selbstverständlich ist, schließen wir daraus, daß er selbst die That beinahe vergessen hat; muß er sie sich doch erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen.

Kraft des Körpers und des Geistes, Sinn für edlere Freuden, dienstbereite Nächstenliebe und tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit: wo solche Eigenschaften sich im Herrscher vereinigen, da darf das Volk wohl den Tag glücklich preisen, an welchem dieser den Thron besteigt.

41.

Charakter des Tell, soweit derselbe aus der ersten Szene von Schillers „Wilhelm Tell" zu erkennen ist.

In der ersten Szene des Schillerischen Dramas, das die Gründung der schweizerischen Freiheit zum Gegenstande hat, des „Wilhelm Tell", tritt der Held des Stückes durch die Rettung des von den Schergen des Landvogtes verfolgten Baumgarten so bedeutsam in den Vordergrund der Handlung, daß schon durch diese That allein der Zuschauer auf die Rolle, die er später als Retter des Landes spielt, vorbereitet wird.

Zugleich hat der Dichter es verstanden, uns durch dieses erste Auftreten ein ziemlich bestimmtes Bild seines Charakters zu geben. Ich will versuchen, die wesentlichsten Züge hervorzuheben.

Schon die Kürze seiner Reden, in denen er knapp das Notwendige spricht, zusammengehalten mit der Raschheit und Kühnheit, mit der er handelnd eingreift, läßt uns in ihm den Mann der That erkennen, der nicht lange zaudert, wo es gilt zu handeln.

Gegenüber dem Fährmanne, der sich auf sein Zeugnis beruft, wie gefährlich bei dem Sturme die Fahrt über den See sei, spricht er, alles sei zu wagen, wo es Not thue. Diese Worte kennzeichnen den Mann, der einerseits keines Wagnisses sich weigert, andererseits die Gefahr nicht freventlich aufsucht, da er wohl unterscheidet, ob es Not thue.

Da der Fährmann seine Weigerung, Baumgarten zu retten, mit der Gefahr begründet, die er selbst laufe, entgegnet Tell:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Diese Worte, die er durch die That bekräftigt, bezeugen uns die Selbstlosigkeit des Mannes, der seine Pflicht den an-

dern beizustehen anerkennt bis zur Gefährdung des eigenen Lebens.

Da der Fährmann noch immer Ausflüchte sucht, um sich dem Rettungswerke zu entziehen, verlangt Tell, da die Stunde dränge, eine runde Erklärung von diesem, ob er fahren wolle oder nicht. Auf dessen Weigerung erklärt er sich sofort bereit, das Wagnis zu unternehmen. Wenn Tell nicht gleich von Anfang eintritt, sondern erst den Fährmann drängt, so verbietet seine Raschheit im Übrigen, dies so zu deuten, als ob er erst lieber einen anderen vorschieben möchte; vielmehr müssen wir den Grund dieses Betragens in dem richtigen Gefühl suchen, daß in erster Linie der Fährmann durch sein Gewerbe und seine Übung berufen wäre zu helfen, daß er sich also nicht vordrängen dürfe, wo an einen anderen der erste Ruf ergangen sei. Aber so wie dieser dem Rufe Folge zu leisten sich weigert, tritt für Tell der Fall ein, daß es „Not thut". Dem Manne muß Hilfe werden; vom Fährmann wird sie ihm nicht: also dran ans Werk.

Hiebei ist er weit entfernt auf seine Kraft zu pochen. „Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen." Das Gelingen legt er in Gottes Hand. „In Gottes Namen denn!" — „Aus Sturmes Nöten muß ein anderer helfen!"

Ein Mann des raschen Handelns, ohne sich vorzudrängen, bereit zum Wagnis, ohne die Gefahr zu suchen, bereit dem Nächsten beizustehen ohne Rücksicht auf sich, doch vertrauend auf höheren Beistand, so erscheint uns der Held, der berufen ist zu großer That. Doch noch kennen wir ihn nicht ganz: ein Wort erschließt uns noch die Tiefen seines Gemütes.

„Landsmann, tröstet Ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte".

An sich selbst denkt der Brave nicht, aber an seine Lieben, an deren Trauer, an ihre Verlassenheit; um ihretwillen würde

er die Gefahr vermeiden, wenn er könnte. Aber er kann's nicht lassen; des Herzens gebieterischer Drang zwingt ihn des Bedrängten Rettung zu versuchen, was auch daraus folgen möge. Die Größe des Opfers und der Adel seiner Natur, beides offenbart sich in diesen Worten.

Nun kennen wir den Mann: wir bewundern seine Kraft, wir lieben sein edles Herz. Und wenn wir gleich nach Tells Abfahrt das Wüten der fremden Waffenknechte sehen und den Angstruf der gequälten Landsleute vernehmen:

Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

so ruft es in uns: Eben haben wir ihn gesehen; es ist Tell, der starke, kühne, fromme, edelherzige Tell.

42.

Charakterskizze Xenophons, entworfen nach den in Xen. An. III, 1 gegebenen Anhaltspunkten.

Bekannt ist die Geschichte des Rückzuges der zehntausend Griechen, welche, unter des jungen Cyrus Führung siegreich bis ins Herz des Perserreiches eingedrungen, nach dessen Falle von ihren bisherigen Mitstreitern verlassen sich den Heimweg durch die zahllosen Scharen der Perser, die Schrecknisse der Gebirge und des armenischen Winters und streitbare Völkerschaften bahnten. Die Seele dieses Rückzuges, der unter den Ruhmesthaten der Griechen leuchtet, war der Athener Xenophon. Anfangs unbekannt und nicht sonderlich beachtet, wußte er seine Gefährten durch die Macht seiner Persönlichkeit zu leiten, daß sie seiner Führung sich hingaben und die gesuchte Rettung fanden.

Xenophon hat in einem Berichte, welcher durchaus den Stempel der Wahrhaftigkeit trägt, die Geschichte des merkwürdigen Zuges geschrieben und besonders den Anteil, den er selbst daran hatte, dargestellt. Ein eigentümliches Interesse weckt die Partie, in welcher sein erstes Eingreifen in die Angelegenheiten des Heeres dargestellt wird. Sie ist in den ersten Kapiteln des dritten Buches enthalten. Hier treten an dem Manne, der von nun an eine so entscheidende Rolle zu spielen berufen ist, wesentliche Charakterzüge so bestimmt hervor, daß die Vorstellung von seinem Charakter im weiteren Verlaufe der Erzählung zwar noch ergänzt, aber nicht mehr verändert werden kann.

Da ich Xenophons Bericht als bekannt voraussetzen darf, brauche ich nur allgemein an die Ereignisse zu erinnern, um dann die Punkte hervorzuheben, die für die Gewinnung der Charakterzüge besonders wertvoll sind.

Das Heer des Cyrus war nach dem Falle seines Kriegsherren von den Bevollmächtigten des Perserkönigs unter täuschenden Versprechungen noch tiefer in das Land geführt und, als die Perser ihre Zeit gekommen glaubten, von diesen auf heimtückische Weise seiner Generale beraubt worden. In der Schreckensnacht, die auf dieses Ereignis folgte, begann Xenophon, der, ohne eine bestimmte Stellung im Heere einzunehmen, den Zug mitgemacht hatte, unmittelbar in die Begebenheiten einzugreifen. Der Xenophontische Bericht belehrt uns erst rückblickend, wie Xenophon überhaupt zu dem Entschlusse kam, sich dem Zuge anzuschließen, dann, wie in der entscheidenden Stunde der Entschluß hervorzutreten in ihm reifte, endlich wie er durch eine Anrede die Officiere des Heeres des Proxenus, dann die des ganzen Heeres, zuletzt die gesamte Mannschaft zu kräftigem Handeln zu bestimmen suchte.

Thatendrang und Streben nach Auszeichnung ist das erste, was wir an Xenophon bemerken. Von Proxenus aufgefordert, sich ihm anzuschließen, befragt er nach Sokrates' Rat das Orakel, aber nicht, wie der besonnene Lehrer gemeint hatte, ob er ziehen

solle, sondern welchen Göttern er opfern solle, um mit Ehren den Zug zu machen.

Dieser Drang, dessen Lebhaftigkeit der bezeichnende Vorgang uns erkennen läßt, wird noch zurückgehalten durch maßvolle Bescheidenheit. Denn wenn er bei sich überlegt: „auf welches Alter soll ich denn noch warten? werde ich doch nicht älter sein, wenn ich mich morgen zum Tode hingeben soll“, so fühlt man, daß bisher die Rücksicht auf seine Jugend ihm Zurückhaltung auferlegt hat. Sobald jedoch die erste Scheu überwunden ist, sehen wir ihn kräftig auftreten, den Älteren ihre Ehre erweisend, im Handeln sich den schwierigsten Posten auswählend. Überhaupt sind Kraftgefühl und Zurückhaltung gut gegen einander abgewogen: er fragt Sokrates um Rat und die Götter, aber sein eigener Entschluß ist doch im Grunde entscheidend; er teilt dem Cheirisophos den Ehrenplatz unter den Feldherren zu, wie die Bescheidenheit gebietet, aber eine nicht minder wichtige, wenn auch nicht so viel Ehre als Mühsal bringende Aufgabe, die Führung der Nachhut, übernimmt er.

Die Ansprachen, die er hält, werfen in doppelter Richtung Licht auf ihn; Xenophon erkennt die Lage richtig und findet die geeigneten Maßregeln; was aber eben so viel wert ist, er weiß die Leute zu behandeln und in ihnen die richtige Stimmung zu erwecken. Für die letzte Behauptung führe ich blos an die Geistesgegenwart, mit der er das Niesen eines Soldaten während seiner Rede benützt, um die Stimmung zu heben, die Härte, mit der er gegen Apollonides auftritt, weil er nur so verhüten kann, daß dieser Entmutigung verbreite, die volkstümliche Klarheit und Kraft seiner Sprache und selbst die Sophistik, die nicht ganz geleugnet werden kann — wenn er z. B. den Fußsoldaten den Vorzug vor den Reitern zuspricht, weil sie festeren Boden unter den Füßen haben —, endlich noch die schon oben erwähnte Bescheidenheit des Auftretens, die nun freilich insoferne in einem etwas anderen Lichte erscheint, als wir sie jezt als Ausfluß taktvoller Klugheit erkennen. Was die erste

Behauptung betrifft, so ist es gar nicht möglich, auf das Einzelne des Nachweises einzugehen, die Reden zeugen für sich — und der Erfolg bestätigt das Zeugnis.

Den innersten sittlichen Kern des Mannes zu erkennen, gibt das öffentliche Auftreten weniger Stunden allerdings nicht viel Gelegenheit. Indessen ganz ohne Ausbeute bleiben wir auch in dieser Beziehung nicht. Wenn Xenophon in seinen Ansprachen so viel Nachdruck auf die sittlichen Faktoren legt, so muß er doch selbst von dem Werte derselben durchdrungen sein. Und in einer Richtung zeichnet er sein Wesen sogar ziemlich bestimmt. Xenophon glaubt an eine Lenkung der menschlichen Dinge durch die Götter. An jene Befragung des delphischen Gottes will ich nur erinnern: aber die Deutung eines Traumes, den er in der folgenreichen Nacht hatte, beschäftigt ihn lebhaft; er ist ihm ein Zeichen von Zeus, dem höchsten der Götter. Diese stehen nach seiner Überzeugung dem bei, der sie ehrt und die bei ihnen geschworenen Eide hält. Vertrauen zu den Göttern und Scheu, sie durch Überhebung zu verletzen, offenbart sich ganz besonders in den Fällen, wo er von den Siegeshoffnungen spricht. Wo ein etwas stolzes Wort erklingt, mäßigt er es durch den Zusatz: „mit dem Beistande der Götter“.

So finden wir treffliche Eigenschaften zu einer glücklichen Mischung vereinigt; Thatenlust und Bereitwilligkeit auch das Schwere zu leisten, gemäßigt durch Bescheidenheit und kluge Zurückhaltung, wo andere verletzt werden könnten, aber kräftig genug, um wo das Handeln unerläßlich, nicht zu zaudern; Erkenntnis der Lage und dessen, was sie fordert, und die Fähigkeit andere zu überzeugen und fortzureißen; dazu eine religiöse Gesinnung, die seinem Geiste Schwung verleiht und seinem Verhalten Maß gibt. Bräche der Bericht Xenophons hier ab, wüßten wir von dem Verlaufe nichts Genaueres: wir würden nach diesem ersten Auftreten des Mannes uns sagen: Die Griechen können wieder hoffen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun. Denn sie haben einen Führer gefunden, der die Eigenschaften hat,

um sie aus den Fährlichkeiten, die sie umdrohen, glücklich hinauszuführen.

43.

Philopömen als Kriegsmann.

(Nach Plutarch Philop. 1—13.)

Noch einmal, ehe Griechenlands Freiheit unwiderruflich untergieng und die Geschicke des edelsten Volkes in den immer unwiderstehlicher flutenden Strudel der römischen Eroberungen gezogen wurden, sollte ein letzter Schimmer des alten Glanzes über ihm leuchten, eine letzte Entfaltung der alten Heldengröße einen wenn auch kurzen Traum der alten Macht und Selbständigkeit heraufzaubern. Im achäischen Bunde entwickelte sich noch einmal eine Bildung, welche, ohne die von den Griechen fast im Übermaße geliebte Freiheit zu unterdrücken, doch einen nennenswerten Teil des Volkes zu einheitlichem Handeln verband; an Philopömen fand der Bund einen Kriegsmann, der die geeinten Kräfte zum Siege zu führen verstand.

Der große Biograph Plutarch hat auch diesem Manne eine Lebensbeschreibung gewidmet. Wenn wir nach derselben auch nicht alle verwickelten Verhältnisse jener Zeit übersehen können, so ist doch das Charakterbild des Mannes bestimmt und sicher gezeichnet; insbesondere genügt schon die erste Hälfte der Lebensbeschreibung (c. 1—13), um alle die Eigenschaften zu erkennen, die für seine kriegerische Thätigkeit wesentlich sind. Ich will versuchen, die bei der Lektüre empfangenen Eindrücke kurz zusammenfassend darzustellen.

Schon in seiner Jugend sprach sich eine entschiedene und bewußte Neigung zum Kriegswesen aus. Den Künsten, die dem Soldaten zweckdienlich sind, widmete er sich mit Eifer, als

Fechten, Reiten; dagegen wendete er sich, obwohl er Geschick zum Ringkampfe bewies, mit Entschiedenheit von der Athletik ab, weil er sich hatte sagen lassen, daß die Lebensweise des Athleten in mancher Beziehung zum Soldatenberuf untauglich mache. Als dann die Zeit kam, da er in den Reihen seiner Mitbürger ausziehen durfte — wozu Streifzüge ins Lakonische manchen Anlaß boten —, da setzte er etwas darein, der Vorderste beim Auszug, der Hinterste bei der Heimkehr zu sein. War er wieder zu Hause, so hielt er durch Anstrengungen und einfache Lebensweise seinen Körper stark und gewandt. Ebenso bekundeten alle seine Studien die Richtung auf das Militärische. Selbst bei der Lektüre Homers hielt er sich wesentlich an die Stellen, welche die Tapferkeit zu wecken und zu steigern geeignet wären. Besonders studierte er des Euangelus Taktik, die Berichte über Alexander hatte er tüchtig inne. Charakteristisch ist bei diesen Studien die Abneigung gegen alles blos Theoretische, die er ausdrücklich aussprach und durch sein Verfahren bekundete. Denn mit besonderer Vorliebe studierte er die taktischen Aufgaben an Ort und Stelle, indem er auf Reisen auf den verschiedenen Bodenformen überlegte, welche Einwirkung dieselben auf die Bewegungen eines Heeres üben müßten, wie er auch solche Fragen seinen Begleitern aufwarf. Wie mächtig der Drang zu kriegerischer Thätigkeit in ihm war, davon zeugt auch, daß er noch als Mann und selbst in vorgerückten Jahren sich nach Kreta begab, das eine Mal auf eigne Hand, gewissermaßen zu seiner militärischen Schulung, das andere Mal einer Berufung der Gortynier Folge leistend, um seine Gabe nicht rosten zu lassen.

Philopömen hatte seinen Beruf richtig erkannt. Zunächst zeigte er das durch seine Tapferkeit und Gewandtheit im Kampfe. Als der König von Sparta Kleomenes Megalopolis durch Überrumpelung einnahm, da war es unser junger Held, der mutig sein Leben in die Schanze schlagend dem Kleomenes so lange zu schaffen machte, bis seine Mitbürger sich wenigstens

aus der Stadt gerettet hatten. In der Schlacht bei Sellasia, wo die Achäer im Bunde mit Antigonos die Macht des Kleomenes brachen, zeichnete er sich durch ungestümen Kampfesmut aus, einen Mut, der nicht einmal durch eine nicht unbedeutende Verwundung sich dämpfen ließ. In der Schlacht am Larissos nahm er als Reiterbefehlshaber den Kampf mit dem Befehlshaber der gegnerischen Ätoler und Eleer Damophantos auf und stach diesen vom Pferde. Die sprechendste Probe seines persönlichen Kampfesmutes und seiner Geschicklichkeit legte er jedoch ab in der Schlacht bei Mantinea gegen den Tyrannen von Sparta Machanidas, wo er gegen den Genannten mit eingelegter Lanze ansprengend, da eben der hochgehobene Kopf des Rosses seinen Gegner deckte, rasch sein Pferd anhaltend und die Lanze in der freien Hand schwingend, diesen niederstach.

Neben diesen Thaten, die den kühnen und geübten Streiter kennzeichnen, bewies er in früher Zeit schon den scharfen Feldherrnblick, der ihn zum Führer im Kriege bestimmte. Schon sein oben berührtes Eingreifen bei der Überrumpelung von Megalopolis läßt schließen, daß er den richtigen Moment und die richtige Stelle zu finden wußte, um dem Feind den errungenen Vorteil wenigstens nach Möglichkeit zu verkümmern: doch das hervorragendste in dieser Beziehung hat er wohl bei Sellasia geleistet. Dort erkannte er, der unbekannte Jüngling und gemeine Reiter, die Blöse, die sich der Feind gab, und gegen den Einspruch der im Kriege alt gewordenen makedonischen Generäle, riß er durch seinen Vorgang die anderen mit sich fort und zwang sie, die Schlacht zu gewinnen. Der König Antigonos konnte nicht umhin, die That anzuerkennen. „Dieses Bürschchen", so entgegnete er denen, die unwillig über Philopömens Keckheit ihn also bezeichnet hatten, „hat die That eines großen Feldherrn gethan". Nicht minder bewährte Philopömen seine Führergabe in der ebenfalls schon berührten Schlacht bei Mantinea. Entwickelte er bei Sellasia ungestümen, durch das eigne Feuer die anderen fortreißenden Mut, so bewährte er

hier auch die unerschütterliche Kälte, die den Führer am meisten von dem gewöhnlichen Krieger unterscheiden muß. Machanidas hatte die achäischen Speerschützen zu Fuß und zu Pferde geworfen und verfolgte diese an der Phalanx der Achäer vorbei. Nicht als wäre er fühllos gewesen gegen den Schlag, welchen die Achäer erlitten, sondern weil er den größern Vorteil erkannte, welchen Machanidas ihm in die Hand zu spielen im Begriffe war, gab unser Schlachtenlenker seine Speerschützen preis und benützte dafür den Augenblick, wo Machanidas in der Hitze der Verfolgung sich von der Aufstellung der Seinigen entfernt und deren Flanke entblößt gelassen hatte, um die Hauptstellung der Feinde anzugreifen und dieselben in die Flucht zu werfen. Als Machanidas siegreich, wie er wähnte, von der Verfolgung der Speerschützen zurückkam, sah er, daß ihm nichts übrig bleibe als ebenfalls zu fliehen.

Doch nicht blos durch die Eigenschaften des tapferen Streiters und des Führers in der Schlacht bewährte Philopömen seinen Beruf als Kriegsmann: wir müssen noch eine andere Seite seiner Thätigkeit hervorheben, indem wir auf seine Leistungen als Organisator des Heeres hinweisen. Ist das Heer die Waffe des Feldherrn, so dürfen wir von ihm rühmen, daß unser Held die Waffe nicht blos trefflich gebrauchte, sondern daß er sie selbst schmiedete und schärfte. Wir wollen nicht alle Einzelheiten anführen, die wir bei Plutarch finden, und uns begnügen, zusammenfassend zu sagen, daß er zuerst als Befehlshaber der Reiterei, dann als Strateg der Achäer die tiefstgreifende Einwirkung geübt hat. Es gelang ihm, eine neue zweckmäßigere Bewaffnung des Fußvolkes einzuführen und in Verbindung damit eine neue Taktik einzuüben; bei der Reiterei eine Reihe von Mißständen abzustellen — durch gute Worte und nötigenfalls durch Zwang — und dieselbe in einem Grade einzuüben, daß sowohl der Einzelne seine Bewegungen sicher ausführte, als die geschlossene Schaar wie ein Leib dem Befehle des Führers folgte. Ebenso wichtig aber, wie die getroffenen

Einrichtungen und Exercitien, war es, daß es ihm gelang, seinen Leuten militärischen Geist einzuflößen. Auch in dieser Beziehung wollen wir uns nicht auf die Einzelheiten einlassen, die wir bei Plutarch finden; nur erinnert muß daran werden, daß ein achäischer Bundesfeldherr nur das Wenigere durch Zwang durchsetzen konnte, das Mehrere durch die Macht der Überredung, durch kluge Benützung oder Schonung von Schwächen und wohl durch die Kraft und das Ansehen seiner Persönlichkeit und seines Beispieles erreichen mußte.

War es eine besondere Eigenschaft oder eine Folge seiner Eigenschaften und Leistungen, daß man in seine Führung das unbedingte Vertrauen setzte? Die Achäer, so berichtet wieder unser Biograph, waren mutlos, wenn er nicht der Feldherr war; ließ er sich nur blicken, fürchteten sie keine Gefahr. Der König von Macedonien Philipp machte einen Anschlag auf sein Leben in der Berechnung, daß nach dem Falle dieses Mannes die Achäer sich wieder vor ihm beugen würden, die Böoter gaben auf die blose — übrigens falsche — Nachricht, Philopömen komme den Belagerten zu Hilfe, den Sturm auf Megara auf, endlich — der lautredende Beweis von seinem Rufe bei Freund und Feind —, als der Tyrann von Sparta Messene eingenommen hatte, folgten die Mitbürger unseres Helden, da der Bundesfeldherr der Achäer die Sache von Messene verloren gab, der Aufforderung ihres bewährten Führers, der damals keine öffentliche Stellung einnahm, ohne weiteres, um Messene zu Hilfe zu eilen, und Nabis hatte, sobald er vom Nahen des gefürchteten Gegners vernahm, nichts Eiligeres zu thun, als die eingenommene Stadt zu räumen und das Weite zu suchen. Messene aber war befreit. Wahrlich, wenn Philopömens Streben von Jugend auf war, ein großer Kriegsmann zu werden, an diesem Tage konnte er sich sagen, daß das Ziel erreicht sei.

44.

Ist in Goethes „Hermann und Dorothea" Dorothea die gewünschte Schwiegertochter für Hermanns Vater? *)

Unser gefeierter Dichter Goethe hat neben seinen dramatischen Meisterwerken und dem reichen Blütenkranze seiner lyrischen Dichtungen in seinem „Hermann und Dorothea" dem deutschen Volke ein Epos geschenkt, klein an Umfang, aber reich an Inhalt, unbedeutend dem ersten Anscheine nach in Bezug auf den behandelten Gegenstand, aber die tiefsten Blicke öffnend in die Zeit, in der es spielt, in die wechselnden Bestrebungen und die dauernden Aufgaben der Völker, Stände und Einzelnen und ein helles Licht werfend auf den Beruf des deutschen Volkes und die Lebenssphäre des deutschen Mannes. Die Fülle der geistigen Anregungen, die aus der Dichtung hervorquillt, drängt sich dabei dem Leser nicht etwa so auf, daß das gemütliche Interesse an der Handlung und die Teilnahme für die auftretenden Personen dadurch beeinträchtigt würde. Im Gegenteile mit jedem Fortschritte der so einfachen Handlung erwärmt sich unser Herz, und der für die Geschöpfe des Dichters befriedigende Ausgang befriedigt uns, als stünden sie uns persönlich nahe. So freuen wir uns, daß Hermann in seiner Dorothea die Lebensgefährtin erhält, die er sich ersehnt und von der auch wir überzeugt sind, daß ihr Besitz ihm das Haus zum wahren Heim machen, ihm zur Erfüllung der Aufgaben, die ihm das Leben stellen wird, den frohen Mut geben wird. Und des gestifteten Bundes freuen wir uns doppelt, weil auch das hochherzige Mädchen Dorothea durch ihn findet, die Ver-

*) Der Anfang der Einleitung mag etwas an die laus auctoris der Chrie erinnern; doch hoffe ich das Maß des auch sonst Zulässigen noch immer eingehalten zu haben.

triebene eine Heimat, die Vielgeprüfte, die kaum mehr auf ein dauerndes Glück zu hoffen wagt, den Gatten, in dessen treuer Liebe und gefaßtem Mute sie sicher ruhen kann.

Nur in Bezug auf Einen könnten sich Zweifel erheben, ob er von dem Ausgange so recht befriedigt sei: ich meine Hermanns Vater. Er umarmt zwar zuletzt seine Schwiegertochter unter Zeichen der Rührung — „die Thränen verbergend" —, aber diese Rührung könnte vorübergehen und die Unzufriedenheit beim Erwachen am nächsten Morgen ebenfalls erwachen. Denn eigentlich ist die Sache doch nicht nach seinem Willen gegangen; er hat nur nachgegeben, wie er selbst sagt:

„Aber ich will euch zusammen nicht widerstehen; was hülf' es?
Denn ich sehe doch schon hier Trotz und Thränen im voraus."

Wird es ihn nicht hinterdrein reuen, seine Zustimmung gegeben zu haben? Denn das ist doch wohl nicht die Schwiegertochter, die er sich gewünscht hat?

Wenn es zur Beantwortung dieser Frage blos darauf ankommt, ob Dorothea dem Bilde, das der Löwenwirt sich von seiner künftigen Schwiegertochter im voraus gemacht hat, genau entspricht, so ist die Antwort leicht gegeben. Es genügt, auf Weniges hinzuweisen.

Von den Anforderungen, die er stellt, ist die eine, daß sie vermögend sei.

„Daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst." —
— „Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn."

Ferner soll sie feine Manieren, überhaupt wohl modische Bildung besitzen.

„Aber denke nur nicht, du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!" —
— „Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wieder begegnen und so mir die viele Mühe versüßen,
Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars."

Ja es schwebt ihm schon ein bestimmteres Bild der Person vor, welche die hier ausgesprochenen Wünsche verwirkliche: eine der Töchter des reichen Kaufmannes nebenan wäre ihm recht.

Halten wir nun das Bild Dorotheens an diese Forderungen, so müssen wir gestehen, daß es schwer ist, in ihr die gewünschte Schwiegertochter zu erkennen. Sie bringt kein Vermögen mit, sie spielt nicht Klavier — wir erfahren zwar hierüber nichts ausdrückliches, aber es will uns bedünken, als habe sie bisher gar nicht Zeit zu dergleichen gehabt —, ihr Anzug ist, wenn auch kleidsam, doch der eines Landmädchens: sie wird also wohl von der modischen Bildung, wie sie etwa im Hause des Kaufmanns gepflegt wird, wenig besitzen. Wir stimmen dem Pfarrer bei, wenn er sagt:

Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.

Aber trotzdem erkennt der weise Pfarrer in dem heimatlosen Mädchen die gewünschte Braut. Hören wir die ganze Stelle:

„Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eigenn Gestalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat“.

Vielleicht geben diese Worte auch uns die Lösung unserer Frage an die Hand. Der lebhafte, seinen Eingebungen sich leicht überlassende Mann hat sich die gewünschte Schwiegertochter, vielleicht selbst die Feierlichkeit der Werbung und den Glanz der Hochzeit, mit so bestimmten, individuellen Zügen ausgemalt, daß nun freilich das fremde Mädchen und die überrumpelnde Plötzlichkeit der Entscheidung nicht zu seinen Vorstellungen passen will. Von jenen Ausmalungen muß er nun

freilich absehen und blos darauf sein Augenmerk richten, ob die Kernpunkte seines Wunsches in der Liebe Hermanns zu Dorothea ihre Erfüllung finden. In diesem Sinne wollen wir nunmehr die Frage prüfen.

In erster Linie hat der Vater, der, wenn er auch zuweilen gegen seinen Sohn poltert und dessen Wert herabsetzt, ihn doch liebt und schätzt, gewünscht, daß sein Sohn sich entschließe eine Gattin zu nehmen, die Glück und Freude in das Haus bringe.

„Möge mein Sohn vor euch am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest — — — — — — — — —
Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrtag."

Der Sohn hat sich entschlossen, er fühlt sich beglückt in dem Besitze der geliebten Braut, und wir können, wie wir sie kennen gelernt haben, nur annehmen, daß sie ihn dauernd beglücken wird. Der wichtigste Wunsch des Vaters ist also in ihr erfüllt. Ja die Erfüllung ist sogar reicher als der Wunsch. Denn die blose Erscheinung des Mädchens hat den Sohn zum Manne gereift, das Schüchterne, Unsichere im äußeren Auftreten, das den Vater oft zu ungünstigen Urteilen über den Sohn gebracht hat, ist unter dem mächtigen Eindrucke der ihn erfüllenden Leidenschaft überwunden, daß der Vater selber sagen muß:

Wie ist, o Sohn, dir die Zunge gelöst, die schon dir im Munde
Lange Jahre gestockt und nur sich dürftig bewegte?

Doch hören wir den Sohn selbst sprechen:

Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft.

Wir sehen, daß der Jüngling, der bisher, wenn auch innerlich bestimmt, doch nach außen unsicher war, nun im Besitze der Geliebten freudige Zuversicht und stolzes Selbstvertrauen gewonnen hat.

In Bezug auf den Sohn erfüllt also Dorothea alle Forderungen, welche ein wohlmeinender Vater an dessen Braut stellen kann. Blicken wir nun noch einmal auf die früher angedeuteten Wünsche des Vaters. Wenn er wünschte, daß die Schwiegertochter eigenes Vermögen mitbringe, so hielt er es ja selbst mehr im Interesse der Braut für wünschenswert.

„Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die nur mit dem Bündel hereinkam".

Da mag Dorothea selbst zusehen, ob sie von ihrem Hermann dergleichen zu befürchten hat: wir vertrauen mit ihr auf Hermanns Charakter und Einsicht. Denn Hermann weiß, daß sie Eigenschaften besitzt, die eine andere Mitgift entbehrlich machen.

„Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an."

So wird denn der Vater auch in Bezug auf die modische Bildung, die ihr abgeht, mit sich handeln lassen. Denn ungebildet ist sie nicht: ihr geistiger Horizont ist weit, ihr Verstand klar, und dazu besitzt sie ein edel empfindendes Herz. Zudem hat sie sich die gefälligen Umgangsformen der fränkischen Nachbarn angeeignet, und so kann sie wohl hoffen den Vater zu befriedigen, der „einige Zierde verlangt im Leben, wünschet äußere Zeichen der Liebe, sowie der Verehrung". Und insoweit bei den Wünschen des Vaters die Eitelkeit in Betracht kommt, so findet auch diese sofort ihre Befriedigung wenigstens insoferne, als sein Sohn „die Schönste in sein Haus als Braut sich geholt".

Vielleicht wird er einmal nicht mit Eitelkeit, sondern mit väterlichem Stolz auf seine treffliche Schwiegertochter schauen und den Tag segnen, an dem ihm wie seinem Sohne des Wunsches reiche Erfüllung ward, an dem die Tochter ins Haus kam, nicht reich an äußerem Gute, aber reich ausgestattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, nicht modisch

gebildet, aber freundlichen Wesens und edler Gesinnung, mit einem Worte das Mädchen, das geeignet war, den Sohn zu beglücken und mit ihm Vater und Mutter in Ehren zu halten.

45.

Die Prinzessin in Goethes „Torquato Tasso".

Charakterbild.

Goethes Schauspiel „Torquato Tasso" bietet uns einen Einblick in die Zustände eines hoch begabten, vom edelsten Streben erfüllten Dichtergeistes, der fortgerissen von überwuchernder Phantasie und schwärmerischem Gefühle nicht nur gegen die Schranken anrennt, welche die realen Verhältnisse ihm setzen, sondern im Sturme der Leidenschaft auch das verletzt, was ihm selbst bei ruhiger Überlegung heilig ist. Es ist ein Vorgang von erschütternder Tragik, der sich vor uns abspielt; einer Tragik, welche nur dadurch gemildert wird, daß uns die Aussicht eröffnet wird, es werde der Dichter, belehrt durch bittere Erfahrungen und der Leitung eines besonnenen Freundes sich hingebend, durch Übung in Selbstbeherrschung und durch ob auch schmerzliche Entsagung noch zu harmonischer Ausbildung seiner reichen Anlagen und zur inneren Ruhe gelangen.

Nehmen die Zustände und Leiden des Trägers der Titelrolle das hauptsächliche Interesse in Anspruch, so ist doch damit der Reichtum des Dramas an ansprechenden Gestalten und Lebensbildern noch lange nicht erschöpft. Insbesondere hat der Dichter in der Prinzessin Eleonore eine Gestalt geschaffen, die durch die Vorzüge ihres Geistes und Gemütes anziehend, durch ihren Schmerz Teilnahme heischend es wohl verdient, daß wir bei ihrer Betrachtung etwas verweilen. Diese Betrachtung bietet überdies noch den Gewinn, daß von ihrem Bilde aus

Licht auf das des Tasso fällt, dessen Wesen und Verhalten durch seinen Einklang mit ihr wie durch den Gegensatz zu ihr leichter verständlich wird.

Reges und vielseitiges geistiges Interesse und Verständnis, insbesondere für Wissenschaft und Poesie, ist es, was wir zuerst an ihr wahrnehmen.

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Wert u. s. w."
I, 1.

Selbst Plato hat sie studiert. Früher pflegte sie selbst den Gesang, bis der Arzt ihr das verbot; jezt lauscht sie den Gesängen der Dichter. Unter den Toten ehrt sie am meisten Virgil, den feierlich ernsten, von den Lebenden erfüllen sie am meisten Tassos, des schwärmerischen Träumers, Phantasiegebilde.

Aber sie prunkt nicht und prahlt nicht mit ihrem Wissen und Können, sie übt bescheidene Zurückhaltung. Sie freut sich, sagt sie in der schon angeführten Stelle, wenn sie „folgen kann". Bescheiden erkennt sie, wie gering ihr Verdienst ist;

„Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man andern schuldig".
I, 1.

„Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter".
Ebenda.

Und neidlos erkennt sie ihrer Schwester Lucretia den Vorzug zu.

Überhaupt mehr noch als ihre geistige Regsamkeit zieht uns an die Tiefe ihres Wesens.

„Du fühlst es besser, fühlst es tief und — schweigst. —
Fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmack,
Dein Urteil grad, stets ist dein Anteil groß
Am Großen, das du wie dich selbst erkennst".
I, 1.

Zwar weist die Prinzessin diesen Ausspruch der Freundin Leonore als eine Schmeichelei zurück, aber wir dürfen ihn doch als zutreffend bezeichnen, da er durch alle ihre Worte und Handlungen bestätigt wird.

Was sie erfaßt, erfaßt sie mit liebendem Gemüte. Um die Mutter trauert sie mit innigem Schmerze, an ihrer Schwester Lucretia hängt sie mit freudiger Bewunderung, der Leonore Sanvitale widmet sie — ohne die bedenklichen Seiten ihres Charakters zu übersehen — aufrichtige Freundschaft, ihrem Bruder Alfons endlich treue Schwesterliebe.

Als Folge ihrer leichten Auffassung einerseits, der gemütvollen Teilnahme andererseits hat sie ein eindringendes Verständnis für die innern Zustände der Personen, die ihr nahe stehen.

„Ich lobe die Bescheidenheit, die Sorge,
Womit er (Tasso) Schritt vor Schritt zum Ziele geht".

„Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergessen,
Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann."

I, 2.

Sie würdigt die Verdienste ihres Bruders, der leider nicht den Lohn finde, dessen er wert sei; sie schätzt an Antonio, der doch ihrem Wesen ferne steht, nicht nur seine Leistungen, sondern auch die Gediegenheit seines Charakters.

„Doch läßt sich ihm vertraun, und das ist viel." —
„Dieser leistet, was er dir verspricht."

II, 1.

Am deutlichsten spricht sich vielleicht ihre Gabe, das Ansprechende eines Charakters zu erfassen, aus in ihren Worten über Leonoren:

So haben wir Leonoren lang besessen,
Die fein und zierlich ist, mit der es leicht
Sich leben läßt. II, 1.

Und besonders Tassos Wert erkennt sie — ohne blind gegen seine Schwächen zu sein.

In dem Augenblicke, da Tasso und Antonio beisammen stehen, fühlt sie den Gegensatz, in welchem diese Männer zu einander stehen, ahnt die Gefahr, wenn sie auf einander treffen.

„Es warnte mich mein Geist, als neben ihn
Sich Tasso stellte u. s. w."

III, 2.

Sie hat eine innere Stimme vernommen, die ihr riet, gleich vermittelnd einzutreten. Und nachdem sie erfahren, daß es zwischen beiden zum Streite gekommen, errät sie sogleich den inneren Zusammenhang.

„Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgestimmten kalt und fremd beleidigt."

III, 2.

Welch' feine Empfindung sie insbesondere für Tassos innere Zustände hat — nur nicht für seine leidenschaftliche Heftigkeit, die ihr gar zu fremd ist —, bezeugt ihr ganzes Auftreten; hier finde nur eine Stelle Platz, wo sie andeutet, daß sie seine versteckten poetischen Intentionen verstehe:

„Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehen;
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und es gewinnt uns dieses Lied zuletzt."

II, 1.

Im Handeln und Streben bethätigt sie wenig Energie. Der warnenden Stimme, die sie gehört (siehe oben), hat sie keine Folge gegeben — aus Scheu; als Leonore Sanvitale Tasso fortnehmen will, da gibt sie nach, ohne voll überzeugt zu sein, daß dies das beste sei, — „Entschlossen bin ich nicht, allein es sei" V, 4 —; sie kann, wie sie selbst von sich aussagt, nicht eingreifen für andere und hat schon manchen Tadel deshalb über sich ergehen lassen:

„Ich laß es gehn
Und muß nun eben diesen Vorwurf tragen“.
V, 4.

Ja man könnte ihr selbst das zum Vorwurfe machen, daß sie versäume, Tassos leidenschaftliches Wesen rechtzeitig in die Schranken zurückzuweisen, die ihr einmal unüberschreitbar sind, oder andererseits, daß sie, wenn sie Tasso liebt, nicht mehr thut, um ihn sich zu erkämpfen.

Nehmen wir an, es sei dieser Mangel an Thatkraft eine Schwäche ihres sonst so vorzüglichen Charakters; aber gedenken wir ihrer eignen Worte: „daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann“. Schon aus dem, was wir bisher an ihr wahrgenommen haben, kann man entnehmen, daß nicht Unempfindlichkeit oder Gleichgiltigkeit Ursache dieser Lässigkeit ist. Will sie doch der Mutter Erbschaft, die ihr eben zugefallen, gleich verwenden, um Tasso draußen weiter zu helfen; und mehr noch spricht sich die Stärke ihres Gefühles gerade bei einer Gelegenheit aus, wo sie wieder aufs Handeln verzichtet:

Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht. V, 4.

Es muß, um diesen Zug zu erklären, beachtet werden, daß überhaupt ihr geistiges Wesen mehr aufnehmend als hervorbringend, ihr Charakter mehr leidend als handelnd ist. Betrachtet man diese Eigenschaften als Züge, die überhaupt beim Weibe sich häufig finden, nimmt man weiter an, daß ihre ursprünglichen Anlagen besonders geeignet waren, diese zu entwickeln, so wird auch ihr Lebensgang noch wesentlich erklären, wie diese Eigenheit sich so stark ausprägen konnte. Wer hörte nicht mit innigem Mitgefühl ihre Klage:

„Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Üben konnt' ich die
Von Jugend auf“. III, 2.

Man lese die Stelle weiter. Leiden und Entbehren! so klang es ihr seit früher Jugend. Eigene Schmerzen tragen und den um andere. Den Freuden entsagen, die rings um sie winkten, und dem Umgang mit den Geliebtesten. In dieser Schule des Lebens hat sie eine Kunst vor allen ausgebildet: die der Ergebung und Entsagung. Und eine Tugend hat sie geübt: Geduld und Nachsicht. Nun verstehen und würdigen wir es ganz, was sie sagt:

Und wenn der Freund, der mit uns wandeln sollte,
Sich einen Fuß beschädigte, wir würden
Doch lieber langsam gehen und unsere Hand
Ihm gern und willig leihen. I, 2.

So finden wir in ihr Eigenschaften harmonisch vereinigt, die geeignet sind, Verehrung und Mitgefühl zugleich für sie zu wecken. Vielseitige geistige Empfänglichkeit, warme Teilnahme für die, die ihr nahe kommen, feines Verständnis ihrer Eigenheiten und Anerkennung des Bedeutenden oder Tüchtigen an ihnen zeichnen sie aus; und zeigt sie auch wenig aktive Energie, so gewinnt dafür eine wohlthuende Milde in Beurteilung, Geduld in Behandlung anderer und ein Anflug leiser Trauer und stiller Ergebung ihr die Herzen.

Haben wir so die hervortretenden Eigenheiten ihres Wesens erkannt, so werden wir auch ihre Beziehungen und ihr Verhalten zu Tasso leichter verstehen. Angeregt durch den phantasiereichen, zartfühlenden Dichter findet sie in seinem Umgange die reinste Quelle geistiger Freuden. Zudem empfindet sie für den der Hilfe und Nachsicht so bedürftigen Mann herzliche Teilnahme. Nicht die leidenschaftliche Liebe des Weibes, die dem Manne ihrer Wahl ganz zu gehören wünscht, beseelt sie: nein, gewöhnt, ihre Wünsche zu beschränken, verlangt sie nicht mehr, als daß er ihr so, wie er ihr jezt gehört, erhalten bleibe. Er darf, so meint sie, wissen, wie sie ihn schätzt, ihm wohl will, seine Huldigungen gern annimmt; aber freilich — weiter soll er nicht denken, weiter seine Wünsche nicht ausdehnen.

„Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andere können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl".

II, 1.

Sie denkt und handelt hierbei nur ihrem Charakter und ihrem inneren Zustande gemäß; aber Tasso, der feurig empfindende, der ungestüme Jüngling, wird der sich in diese Rolle finden? Für den ersten Augenblick ist er entzückt über die leise Andeutung der stillen Neigung der Angebeteten und will alles thun, was sie verlangt, dann niedergeschlagen, weil sie nicht so lebhaft empfinde wie er; endlich in der Aufregung überschreitet er die Grenze, die seinem Verhalten gezogen ist, zerstört dadurch das zarte Verhältnis und macht es selbst unmöglich, daß er länger in dem stillen Asyle verbleibe, das sein sprießendes Talent vor den Stürmen der Welt beschützte. Die Prinzessin verschwindet mit diesem Auftritt aus unseren Augen; aber ihr Wesen hinterläßt in unserer Seele einen so bestimmten Eindruck, daß wir selbst über ihr künftiges Verhalten nicht im Unklaren sind. Entsagung hat sie geübt: sie wird sie wieder üben; die Verirrung Tassos, wenn auch ihrem ruhigen, harmonischen Wesen beinahe unfaßbar, wird sie, die Nachsichtige, verzeihen, wird dem unglücklichen Verbannten die Teilnahme weihen, die der beglückte Gast des Hauses genoß, seine geistige Genesung mit ihren Wünschen begleiten, seine Erfolge mit dankbarer Freude erfahren; ja noch etwas: sie wird mit Überwindung ihrer Scheu, handelnd einzugreifen, durch Vermittelung von Freunden, wie Antonio und Leonore Sanvitale, durch Aufwendung ihrer Geldmittel ihm noch die Wege zu ebnen suchen und darin den schmerzlichen Ersatz finden für das auch für sie verlorene Glück.

Abhandlungen zur Erfassung bestimmter Seiten größerer Werke.

46.

Warum empfinden wir beim Tode Geßlers in Schillers „Tell" kein Mitleid?

Wenn wir in die Lage kommen, einem Kampfe mit verderblichem Ausgange zuzuschauen, so sind wir geneigt für den Unterliegenden Partei zu ergreifen und, wenn wir ihm nicht beizustehen vermögen, ihm doch unser Mitgefühl zu weihen. Dies thun wir auch bei Betrachtung geschichtlicher Vorgänge und bei Anschauung erdichteter Handlungen. So hat wohl jeder für Hannibal die wärmste Teilnahme empfunden, wenn er in seinem Riesenkampfe gegen Rom unterliegt, so für Julius Cäsar, der dem Dolche der Verschworenen zum Opfer fällt, so für Maria Stuart, wenn sie zur Hinrichtung geführt wird, und für Mortimer, den Leicesters Verrat zum Selbstmorde treibt.

Dieses Gefühl, das dem Menschen des Mitmenschen Leiden abzwingt, regt sich nicht beim Falle des Landvogtes Geßler in Schillers Schauspiel „Wilhelm Tell". Im Gegenteil mag wohl, bevor von Tells Armbrust der tödliche Pfeil schwirrt, mancher lebhaft empfindende Zuschauer denken: „Tell, nun ist es Zeit; nun schieße"; und wenn Geßler dahinsinkt, so ist es eher Befriedigung, was uns erfüllt, als Bedauern.

Wie kommt das? fragen wir uns. Warum zollen wir dem Sterbendem in diesem Falle nicht das Mitleid, das wir sonst gewähren? Liegt der Grund in unserer Härte oder in Geßler?

In gewissem Sinne mag der Grund in uns liegen. Die ganze Handlung unseres Schauspieles, des Hochgesanges der echten Volksfreiheit, strebt nach der Befreiung der Schweiz von unberechtigter und ungerecht geübter Herrschaft. Wir sind Zeugen gewesen von den Greueln der eingesetzten Landvögte und wissen, daß noch ein schwereres Joch auferlegt werden soll; wir sind eingeweiht in die Pläne der patriotischen Männer des Landes, die auf Befreiung hinzielen, und teilen ihre Befürchtungen und ihre Hoffnungen. Nun aber liegt die größte Schwierigkeit, die sich der Ausführung der Pläne der Freiheitsmänner entgegenstellt, in Geßler. Wir haben ihn gesehen in Mitten seiner Bewaffneten, gegen welche die wehrlose Menge noch so tapferer Männer den Kampf nicht aufnehmen konnte, wir wissen ihn im Besitz der Festung Küßnacht und des der Vollendung nahen Twing-Uri, dazu kennen wir die rücksichtslose Energie des vor keiner Härte zurückschreckenden Landvogtes; wir begreifen daher wohl, daß die Männer auf dem Rütli ihn als den gefährlichsten ihrer Feinde betrachten. Wie sie mit diesem fertig werden wollen, wissen sie noch nicht; es bleibt ihnen nur die leidige Auskunft, „dem Augenblicke zu vertrauen". Wenn nun dieser gefährlichste, fast unangreifbar scheinende Gegner der Sache, für welche wir eingenommen sind, für welche wir hoffen und fürchten, mit einem Male aus dem Wege geräumt wird, was Wunder, daß wir uns wie von einem Drucke erleichtert fühlen und über der Erfüllung unseres lebhaften Wunsches nicht zu dem Mitgefühle kommen, das wir sonst wohl dem Dahingerafften zollen würden?

Und doch genügt diese Erklärung nicht; sie würde uns auch wenig Ehre machen. Es wäre ein schlimmes Zeugnis über uns, wenn unsere Parteinahme uns verführte, die Menschlichkeit so gänzlich zu verleugnen. Der vielleicht noch wirksamere Grund liegt vielmehr in dem Charakter Geßlers, der uns so vielfach abstößt, daß wir ihm die Teilnahme versagen, die wir anderen gewähren. Sein herrisches Wesen, seine Gewaltthätigkeit und

Rücksichtslosigkeit gewahrt man bei jedem Auftreten desselben; und diese Eigenschaften kehrt er nicht blos wider seine Gegner, sondern auch gegen diejenigen, die auf seiner Seite stehen. Ja, noch schlimmere Eigenschaften entdecken wir. Wir erkennen eine unmenschliche Grausamkeit in seinem Verlangen, daß Tell das Haupt des eigenen Kindes gefährde, eine Grausamkeit, die nicht mehr mit politischen Rücksichten entschuldigt oder bemäntelt werden kann, nein, die aus teuflischer Freude an den Qualen der Mitmenschen sich erklärt oder — aus tückischem Hasse gegen Tell. Und woher dieser Haß? Weil Tell einmal die unschuldige Ursache gewesen ist, daß Geßler sich fürchtete; weil er den hochfahrenden Tyrannen schwach gesehen hat. Eine Begegnung, die ihn hätte überzeugen können, daß von dem Harmlosen nichts zu fürchten sei, die einen edler Denkenden zur Versöhnung gestimmt hätte: ihn, der eben so rachsüchtig, als feige ist, reizt sie zu grimmigem Hasse. Indessen ist es wenigstens begreiflich, daß Geßler die Blöse, die er seinem ritterlichen Mute gegeben hat, schmerzlich empfindet; aber er verleugnet sogar die Ritterehre, auf die er sich nicht wenig zu Gute thut. Hinterlistig entlockt er Tell das unvorsichtige Wort, das dem Tyrannen den Vorwand gibt zur Einkerkerung, und scheut sich nicht sein Ritterwort zu brechen — denn besser als ein Bruch ist seine Deutung desselben nicht. Dazu verstockt er sich hartnäckig gegen alle Mahnungen; er wird gemahnt, in den letzten Ereignissen Gottes Finger zu sehen, bei ihm macht das keinen Eindruck; kaum aus Sturmesnot gerettet, verfolgt er seine Pläne wie vorher.

Einen so bösartigen, jeder edleren Regung unzugänglichen Charakter haben wir im Verlaufe der Handlung in ihm kennen gelernt, und der letzte Auftritt kann den bisherigen Eindruck nur verstärken oder auffrischen. Ein armes, unglückliches Weib bittet um — Gnade? nein, nur um Gerechtigkeit, um einen Richterspruch für ihren seit sechs Monaten eingekerkerten Gatten: auch hier kein Erbarmen. Neue Vorsätze, noch härter zu werden, hören wir aus seinem Munde.

Wenn hier keine Regung von Bedauern in uns aufsteigt, wenn das Mitleid, das wir dem Unterliegenden sonst zollen, auch wenn er unseren Wünschen im Wege stand, auch wenn er nicht schuldlos ist an seinem Geschicke, hier seine Stimme nicht erhebt, so liegt der Grund hauptsächlich in dem Charakter des Mannes: wie sollte der, der selber fühllos ist gegen alles Menschliche, unser Mitgefühl erwecken?

47.

Beurteilung der Handlungsweise von Porzias Vater in Shakespeares „Kaufmann von Venedig".

In Shakespeares Schauspiel „Der Kaufmann von Venedig" ist es nächst der ernsten, bedeutungsvollen Haupthandlung, in welcher die Gefährdung und Rettung des „Kaufmannes" durch das Recht sich vollzieht, noch die anmutende Nebenhandlung, die Werbung um die so edle wie schöne Porzia, welche die Zuschauer fesselt. Das Lebensschicksal von zwei Personen, die mit ihrem ersten Auftreten uns für sich eingenommen haben, wird hier entschieden, unwiderruflich entschieden durch die Wahl eines von drei Kästchen. Nur eines derselben birgt in sich das Zeichen, daß der Wählende das richtige getroffen; verfehlt der Werbende dieses richtige, so muß nach den Bestimmungen, die Porzias Vater vor seinem Tode verfügt und denen Porzia sich unterworfen hat, er abziehen; trifft er es, so muß Porzia, ob gerne, ob ungerne, seine Gattin werden. Die Entscheidung fällt, wie wir sie wünschen: der hochgesinnte Bassanio gewinnt die viel umworbene Braut, ihr wird der Gatte, den sie sich wünscht; die andern Werber ziehen mit einer Abfertigung, die wir ihnen gönnen, ab. Verlauf und Ergebnis dieser Handlung regen unsere Phantasie an und befriedigen das Herz; nur unser

nüchterner Verstand findet vielleicht Grund zu Bedenken. Wir fragen bei uns: Spielt der Vater nicht ein gewagtes Spiel mit dem Glücke seines Kindes, wenn er zwar nicht geradezu dem Lose, aber doch dem vom Zufalle nicht ganz unabhängigen, jedenfalls für die Hauptfrage nicht wesentlichen Erraten die wichtigste Entscheidung überläßt? In der That ist auch Porzia mit den von ihrem Vater getroffenen Bestimmungen nicht ganz einverstanden. „So wird der Wille einer lebenden Tochter durch den letzten Willen eines toten Vaters gefesselt. Ist es nicht hart, Nerissa, daß ich nicht einen wählen und doch keinen ausschlagen darf?“ klagt sie gegen ihre Vertraute, und wir sind geneigt, ihr recht zu geben.

Wollen wir ein sicheres Urteil gewinnen, so werden wir gut thun, die Gesamtheit der Bestimmungen zu überschauen und deren notwendige oder wahrscheinliche Wirkungen ins Auge zu fassen.

Zunächst ist eine Vorbedingung der Zulassung zur Bewerbung anzuführen, die wir nicht ausdrücklich gestellt finden, aber wohl voraussetzen dürfen, nämlich, daß der Bewerber um Porzias Hand von edler Geburt, jedenfalls im Vollbesitz seiner Ehre sei. Wenigstens sind alle auftretenden Freier von Adel, auch Bassanio ist, wie er selbst sagt, Edelmann. Andererseits fehlt unter den Vorbedingungen die des Reichtums. Der Vater scheint der Meinung gewesen zu sein, daß Porzias Reichtum genüge.

Betrachten wir nun eine Bestimmung, die zwar nicht tief einschneidend, aber doch als Ausführungsbestimmung nicht wertlos ist. Wer zu der bedeutungsvollen Wahl schreiten will, muß sich vorher eidlich verpflichten, falls er unglücklich wähle, sofort abzureisen und niemand zu offenbaren, welches Kästchen er gewählt. Die eine Absicht ist leicht zu erkennen: nur so kann das Geheimnis gewahrt bleiben. Aber auch eine andere Wirkung darf nicht übersehen werden, welche durch die Veranstaltung bezweckt wird: daß die junge, schöne, reiche Erbin

nicht zum Gegenstande und Kampfpreise blutigen Streites zudringlicher und gewaltthätiger Bewerber werde.

Größere Bedeutung hat die Verpflichtung, die der Bewerber eidlich auf sich nehmen muß, im Falle unglücklicher Wahl nie sich zu vermählen. Hart für den Mann, enthält sie eine wesentliche Sicherung für Porzia. Denn nur ein Mann, der den größten Wert auf ihren Besitz legt, der entschlossen ist, sie oder keine zur Frau zu nehmen, wird diese Bedingung annehmen. Porzia aber ist sicher, falle die Entscheidung wie immer, nur einem Manne die Hand zu reichen, der in ihrem Besitze sein Lebensglück sieht.

Und nun zur Hauptbestimmung! Drei Kästchen, jedes von anderem Metall, von Gold, von Silber, von Blei, stehen zur Wahl. Wer das Kästchen wählt, in welchem das Bild Porzias sich befindet, hat die Braut gewonnen — wir wissen: im bleiernen Kästchen ist das glückbedeutende Bild verborgen. Wer sich vom Glanze des Metalles blenden läßt, wird falsch wählen; zum unscheinbaren bleiernen muß wohl etwas anderes führen, als was gewöhnlich den Menschen lockt. Nun sind auf den Kästchen Sprüche angebracht.

„Wer mich erwählt, gewinnt, was mancher Mann begehrt"

lautet die Inschrift des goldenen. Wie schon das gleißende Gold den, der schätzt, was die Menge schätzt, am meisten anzieht, so muß auch noch der Spruch wirken auf den, welcher der Meinung der Welt folgt, den Urteilslosen, Prahlerischen.

„Wer mich erwählt, bekommt soviel als er verdient"

verkündet das zweite Kästchen. Eine andere Untugend wird von dieser Aufschrift verlockt werden: die hochmütige Selbstgefälligkeit.

Endlich, wer nicht der Meinung der Welt huldigt, nicht in Eigendünkel befangen ist, in wessen Art es ist, mutig sein Dasein zu setzen an das, was ihn erfaßt, und der lebhaft em-

pfindet, wie ein wirklich Liebender empfinden soll, auf den muß der Spruch Eindruck machen, den das bleierne Kästchen trägt:

Wer mich erwählt, der gibt und wagt sein alles dran.

Ja, den muß er packen, der ein ganzer Mann ist; so muß es dem zu Mute sein, der den Bund für das Leben schließen will: er gibt und wagt sein alles dran. Das todbrohende Metall, der ernst warnende Spruch, beide müssen den Mann von Herz und Mut anziehen. Wie die Unrechten falsch gelenkt werden, so wird — so dachte wohl Porzias Vater — der Rechte recht wählen. Vielleicht hoffte er auf noch mehr. Vielleicht auf einen geheimen Zug des Herzens, vielleicht auf die Lenkung durch eine höhere Hand. Porzia spricht: „wenn ihr mich liebt, so findet Ihr es aus". Und Nerissa äußert sich: „Euer Vater war allzeit tugendhaft, und fromme Männer haben im Tode gute Eingebungen u. s. w.".

Gibt sich der Verstand nunmehr zufrieden? Kluge Vorsorge, weise Überlegung haben die Bestimmungen getroffen, frommes Vertrauen die letzte Entscheidung der höheren Macht anheimgestellt. Oder sollte noch der Vorwurf möglich sein, daß die Laune eines Augenblickes das Testament eingegeben habe? „Allerdings, entgegnet der Verstand, ist die Anordnung sinnreich; aber etwas Absonderliches hat sie doch immer". Unbestreitbar; aber nun der Verstand sein Recht gefunden hat, lasse er auch der Phantasie, lasse er dem Spiele des Dichters die gebührende Freiheit. Geben wir zu, daß der ganze Vorgang etwas Märchenhaftes, etwas Romantisches, etwas Phantastisches habe; geben wir zu, daß in unseres Lebens Wirklichkeit ein Vater kaum in solcher Weise über das künftige Geschick einer geliebten Tochter verfügen würde: so haben wir damit noch immer dem Dichter nichts vergeben, dessen Recht es ist, das Nichtwirkliche als wirklich darzustellen, wenn nur hinter den Gaukeleien der Phantasie ein tieferer Sinn zu entdecken ist.

48.

Welche Gründe bestimmen in H. v. Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" das Verfahren des Kurfürsten von Brandenburg gegenüber dem Prinzen von Homburg?

Das vaterländische Schauspiel des zu früh dahin gegangenen H. v. Kleist „Prinz Friedrich von Homburg" fesselt, um von anderen Vorzügen abzusehen, besonders durch eine lebhaft bewegte Handlung. Besondere Teilnahme weckt natürlich das wechselvolle Geschick des Helden des Stückes, des jugendlichen Reiterobersten Friedrich von Homburg, des Siegers von Fehrbellin. Kein Zuschauer ist wohl, der nicht den hochstrebenden Jüngling mit warmen Wünschen begleitete, seinen obzwar nicht unverschuldeten Sturz schmerzlich bedauerte, ihm ein um so tieferes Mitgefühl widmete, je mehr in dem Gestürzten der Adel der Seele zur Geltung kommt, und endlich erleichtert aufatmete, wenn dem Geläuterten Begnadigung, Ehre und Glück zu teil wird.

Unser Herz wird durch den Verlauf befriedigt; aber sollte am Ende dabei die Wahrheit zu kurz kommen? Denn wie sollen wir uns das Verhalten des Kurfürsten erklären? Erst befiehlt er, daß der Prinz vor ein Kriegsgericht gestellt werde, und ist entschlossen, das Todesurteil vollziehen zu lassen; mit Ausnahme eines einzigen Males, wo er schwankend wird, setzt er allen Fürbitten und Vorstellungen seine ernsten Gründe, der anscheinend drohenden Meuterei seinen unerschütterlichen Mut entgegen: und in dem Augenblicke, da niemand mehr für den Aufgegebenen einzutreten wagt, überschüttet er ihn mit allen Zeichen seiner Huld. Ein wirksamer Theaterstreich, fürwahr; aber, so fragen wir, ist diese That auch der Vorstellung würdig, welche wir uns von dem Charakter des Kurfürsten im Verlaufe der

Handlung gebildet haben? Gibt er nicht die Grundsätze, die er standhaft und siegreich vertreten hat, nunmehr selbst preis, indem er Leben und Stellung, Myrthe und Lorbeer dem reicht, den er eben des Todes würdig gefunden? Ist nicht, um es kurz zu sagen, der Vorwurf begründet, daß das Verhalten des Kurfürsten in einer Weise sich widerspricht, die aus seinem Charakter sich nicht erklären läßt?

Ein schwer wiegender Vorwurf. Doch mag ihn der Leser erheben, der das Drama, dessen vorwärts drängende Handlung gegen das Ende zu eingehender Aussprache über die leitenden Motive keine Zeit mehr läßt, eilig durchfliegt, oder der Zuschauer, wenn der Darsteller der Rolle des Kurfürsten, was ihm der Dichter angedeutet hat, nicht genügend zum Ausdrucke bringt. Der Vorwurf wird zurückgewiesen werden, wenn man den Gründen, welche das Verhalten des Kurfürsten bestimmen, nachgeht. Sie sind hinreichend kenntlich gemacht: wir wollen sie nachzuweisen suchen.

Man könnte bei den ersten Maßregeln des Kurfürsten einen persönlichen Groll desselben gegen den Prinzen vermuten. Der Kurfürst hat noch vor der Schlacht den Prinzen vor Überstürzung gewarnt:

> Herr Prinz von Homburg, dir empfehl' ich Ruhe!
> Du hast am Ufer, weißt du, mir des Rheins
> Zwei Siege jüngst verscherzt; regier dich wohl
> Und laß mich heut' den dritten nicht entbehren,
> Der Mindres nicht als Thron und Reich mir gilt.

Man könnte nun annehmen, der Kurfürst sei gerade dadurch besonders gereizt, daß der Gewarnte die nachdrückliche Warnung nicht beachtet habe. Aber dieser Annahme widerstreitet das ausdrückliche Wort des Kurfürsten:

> Wer immer auch die Reiterei geführt,
> Der ist des Todes schuldig.

Und wollten wir, seinen Charakter und seine wahre Gesinnung gegen den Prinzen mißkennend, hinter diesen allgemein gehaltenen Worten eine versteckte Absicht gegen diesen argwöhnen, so müssen wir bald diesen Verdacht fallen lassen. Denn, als er die unrichtige Mitteilung vernimmt, der Prinz habe, weil schwer verwundet, die Reiterei nicht geführt, wiederholt er unter grundsätzlicher Motivierung seines Ausspruches denselben. Und als sich dann herausstellt, daß jene Mitteilung unrichtig war, daß der Prinz es war, der die Reiterei führte, da ist er „betroffen". Freilich faßt er sich gleich und erklärt den Prinzen als Gefangenen. Aber wir lassen uns durch die anscheinende Härte seines Auftretens nicht mehr täuschen; soviel sehen wir sicher: persönlicher Groll ist es nicht, was den Kurfürsten bestimmt.

Graf Hohenzollern und, von ihm auf diese Spur geführt, der Prinz selbst vermuten bald einen anderen Grund, der den Kurfürsten zu feindseligem Vorgehen bestimme: Die von der Prinzessin Natalie angenommene Werbung des Prinzen könnte den Plänen des Kurfürsten hinderlich, die Beseitigung des unbequemen Werbers von der Staatsklugheit eingegeben sein. Aber man höre wenig Worte des Kurfürsten, so wird man die Vermutung, daß derselbe solchen Einflüsterungen gewissenloser Politik zugänglich sei, sofort zurückweisen. Denn als die Prinzessin ihn um des Prinzen Leben bittet und zur Unterstützung ihrer Bitte sich erbietet, ihre Hoffnung auf ihn zu opfern, da kann er nur staunen, daß sein Liebling solche Rücksichten als für ihn maßgebend betrachten kann:

„Mein Töchterchen! Was für ein Wort entfiel dir?"

Doch ich habe mich schon zu lange bei haltlosen Vermutungen aufgehalten, die bei der Prüfung sofort in nichts zerfallen: das Motiv, das einzig den Kurfürsten bestimmt, liegt so deutlich am Tage, wird von ihm selbst so bestimmt ausgesprochen und mehrfach erörtert, daß wir nicht nach einem anderen zu suchen brauchen.

„Weißt du, was Vetter Homburg jüngst verbrach?“ so fragt er in der eben beregten Scene seine Nichte. Lassen wir die Frage hier ganz bei Seite, ob der Prinz durch sein Eingreifen in die Schlacht den Sieg gewonnen oder verkümmert hat: jedenfalls steht die Thatsache fest, daß der Prinz entgegen der ausdrücklichen Weisung eigenmächtig eingegriffen hat. Rufen wir uns nur die Worte des Kurfürsten vor seinen Generälen zurück:

Der Sieg ist glänzend dieses Tages,
Und vor dem Altar dank' ich morgen Gott;
Doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt
Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt.
Mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen
Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei.

Ohne Gehorsam kein dauernder Sieg; also werde der Gehorsam aufrecht erhalten durch Bestrafung des Ungehorsamen. Und der feste Wille, den er kund gibt, wird aufrecht erhalten durch das Bewußtsein, daß er verpflichtet sei.

Darf ich den Spruch,
Den das Gericht gefällt, wohl unterdrücken?
Was würde doch davon die Folge sein?

fragt er die Prinzessin. Das formelle Recht, zu begnadigen, hat er freilich —

„Wie das Urteil frei ihm stellt,
Dich zu begnadigen“ —;

aber dem Lande fühlt er, dessen höchster Diener, sich vor seinem Gewissen verpflichtet.

„Kennst du nichts Höheres, Jungfrau, als nur mich?
Ist dir ein Heiligtum ganz unbekannt,
Das, in dem Lager, Vaterland sich nennt?“

Pflichtgefühl, welches geleitet wird von der Überzeugung, daß die Begnadigung des Schuldigen ernste Gefahr für das Vaterland bringen müsse, ist also das sein Handeln bestimmende Motiv.

Dieses Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, macht ihn fest gegen weichere Regungen des Herzens und unzugänglich der Furcht. So widersteht er den Fürbitten der Kurfürstin, Nataliens — ihrer Fürbitte, sage ich —, der Offiziere, nicht zu vergessen seiner alten Zuneigung zu dem Prinzen und seines Herzens Milde —

„Und Gott schuf noch nichts Milderes als dich"

sagt Natalie zu ihm —, so bestärkt ihn die blose Vermutung, die Armee wolle Homburgs Befreiung ertrotzen, in seinem Entschlusse.

„Das Todesurteil bring mir her!"

V, 3.

„Dem Oberst Homburg, dem das Recht gesprochen", so spricht er zu Kottwitz, bei dem er meuterische Absichten argwöhnt,

„Bist du bestimmt, mit deinen zwölf Schwadronen,
Die letzten Ehren morgen zu erweisen".

„Aber wenn Pflicht dem Fürsten gebietet, das Todesurteil vollstrecken zu lassen, so handelt er pflichtwidrig und launenhaft, wenn er seinen Entschluß ändert, obendrein so plötzlich ändert." So plötzlich? Ob die Sinnesänderung wirklich so überraschend schnell eintritt, wird sich gelegentlich der Betrachtung finden; suchen wir vor allem den Grund, der ihn anscheinend der Pflicht untreu macht. Erwägen wir zuerst die Haltung des Kurfürsten in der Scene, in welcher Natalie die — allerdings bedingte — Begnadigung Homburgs erfleht. „Erfleht" sollte ich nicht sagen; denn nicht ihrem Flehen gibt jener Gewähr, sondern einem durch der Prinzessin Bericht über die Haltung des Prinzen angeregten Bedenken.

„Wie werd' ich
Mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen?
Die höchste Achtung, wie dir wohl bekannt,
Trag' ich im Innersten für sein Gefühl:
Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
Kassier ich die Artikel: er ist frei."

Bisher hat er keinen Zweifel gehegt, daß die Verurteilung des Prinzen gerecht sei; jetzt stellt sich ihm die Möglichkeit vor die Seele, daß eben doch eine andere Auffassung der Rechtsfrage möglich sei und diese Auffassung vom Prinzen geteilt werde. Diese Vorstellung verwirrt ihn: wie er entschlossen war, dem Rechte seinen Lauf zu lassen, so ist er sofort bereit, das Urteil zu kassieren, sobald nur ein Zweifel an dessen Gerechtigkeit möglich sei. Und als Richter darüber ruft er den Prinzen selbst an. Nun weist freilich der edle Prinz die Zumutung, sein Leben durch eine Unehrenhaftigkeit zu erkaufen, zurück, er erkennt an, daß das Urteil gerecht — d. h. im Gesetze begründet — ist, und so bleibt es wieder bei dem ersten Entschlusse des Kurfürsten.

Aber der Zweifel ist doch einmal in der Seele des Kurfürsten aufgestiegen: wir können sicher sein, daß derselbe fortwirken wird, und daß der edle Fürst seinen Spruch zurücknehmen wird, sobald er sich überzeugt, daß auch ein milderes Verfahren mit der Pflicht des Regenten vereinbar ist.

Diese Überzeugung gewinnt er von verschiedenen Seiten. Der Prinz zeigt sich so durchdrungen von der Pflicht des Gehorsams, daß er selbst verlangt, als freies Opfer für denselben zu fallen. Damit ist ein Teil der Gefahr beseitigt, welche aus der Straflosigkeit des von ihm gegebenen Beispieles folgen könnte, ist eine Gewähr geleistet für sein eigenes künftiges Verhalten. Weiter folgt der große Angriff von Seite des Obersten Kottwitz. Mit welcher Entschiedenheit der Kurfürst kundgibt, daß er sich nichts abtrotzen lasse, wurde schon früher erwähnt; aber seine Geneigtheit, geziemender Vorstellung Gehör zu geben, tritt ebenso deutlich zu Tage.

Kottw. Das Wort, das deiner Lipp' entfiel,
Schlägt alle meine Hoffnungen zu Boden.
Kurf. So hebt ein Wort auch wiederum sie auf.

Wir sehen: Kottwitzens Vorstellungen finden den Boden vorbereitet. Und nun vertritt der treue, im Dienste ergraute

Diener mit treuherziger Dialektik seinem Fürsten gegenüber den Grundsatz, daß unter Umständen gerade der treue Unterthan der „Ordre des Herzens" mehr gehorchen müsse, als der des Gesetzes. Zudem weist er nach, daß der Fall des Prinzen ein solcher gewesen sei:

„Die Schweden wankten auf dem linken Flügel,
Und auf dem rechten wirkten sie Succurs;
Hätt' er auf deine Ordre warten wollen,
Sie faßten Posten wieder in den Schluchten,
Und nimmermehr hätt'st du den Sieg erkämpft."

Die Entgegnung des Kurfürsten auf diese Argumente läßt, insbesondere in der grundsätzlichen Frage, erkennen, daß er nicht umhin kann, denselben Wert beizulegen.

„Mit dir, du alter, wunderlicher Herr,
Werd' ich nicht fertig! Es besticht dein Wort
Mich, mit arglistiger Rednerkunst gesetzt".

Wir dürfen uns nicht mehr über seine Absicht täuschen lassen. Es ist anzunehmen, daß jezt schon, nachdem auch die objektiven Gründe für Begnadigung gegeben sind, er entschlossen ist, das Todesurteil zu kassieren. Um diesen Entschluß hervorzurufen, bedürfte es nicht mehr der Darlegung des Grafen Hohenzollern, daß an der Sinnesverwirrung Homburgs der Kurfürst selbst einen Teil der Schuld trage. Dieser Vorhalt hat wohl mehr die Wirkung, den Kurfürsten zu erinnern, was der Prinz im Leben erstrebte, und wenn am Schlusse die Prinzessin es ist, die dem Prinzen den Lorbeerkranz aufsetzt, so müssen wir in dem beregten Gespräch den letzten Anlaß suchen. Wenn der Kurfürst aber noch nicht zu erkennen gibt, wie er gesonnen sei, so bestimmt ihn einerseits die Absicht, auch nicht den Schein zu gestatten, als gebe er fremder Einwirkung nach, andererseits denkt er bereits daran, dem Prinzen mehr als das Leben zu schenken, wenn er noch eine Probe bestehe. Und diese Probe besteht er. Er verlangt selbst, „das heilige Gesetz des

Krieges, das er verletzt im Angesicht des Herrn, durch einen freien Tod zu verherrlichen". Hier verbirgt auch der Kurfürst seine tiefe Rührung nicht; doch was er vorhat, kann er noch nicht offenbaren, ehe noch eine Frage erledigt ist. Fordert der kräftige Fürst auch unbedingten Gehorsam von seiner Armee, so weiß der kluge auch, was er der Meinung derselben schuldig ist. Daher noch die Frage, ob die Generalität einverstanden sei, daß der Prinz seinen Platz in der Armee wieder einnehme. Und mit dem freudigen Ja, das dieser Frage folgt, ist das letzte Bedenken beseitigt. Der Prinz wird überrascht durch die Gnadenerweise seines Fürsten, wir, die wir die Vorgänge in seiner Seele beobachtet haben, nicht mehr.

Hat ihn das Pflichtgefühl gezwungen, das Todesurteil aufrecht zu erhalten, so schwankt sein Entschluß, sobald er nur einen leisen Zweifel an dessen Gerechtigkeit verspürt, und folgt er den Eingebungen seines Herzens, sobald er zur Erkenntnis kommt, daß die Pflicht des Regenten das Opfer nicht fordert.

49.

Mit welchem Rechte darf der Goethe'sche Egmont als Märtyrer der niederländischen Freiheit angesehen werden?

Dem Helden des Goethe'schen Trauerspieles Egmont erscheint, dem Zuschauer sichtbar, unmittelbar ehe er zum Tode abgeführt wird, ein Traumbild, in welchem die Freiheit in seines Klärchens Gestalt ihm einen Lorbeerkranz reicht. Sie erkennt ihn damit als ihren Kämpen an, seinen Tod auf dem Schaffot als einen Sieg im Kampfe für die Freiheit. Daß der Dichter mit dieser Erscheinung, die bekanntlich von seinem großen Kunstgenossen wegen des „Salto mortale, durch den wir mitten

in die Opernwelt versetzt werden", ernstlich beanstandet wird, mehr bezwecke, als uns „einen Traum", d. h. eine blos subjektive Vorstellung sehen zu lassen, dürfte man schon aus dem Außerordentlichen der Scene selbst schließen und annehmen, daß er, indem er den Zuschauer zum unmittelbaren Zeugen der Vision macht, auch diesen zu einer ähnlichen Auffassung hinleiten, daß er die subjektive Vorstellung Egmonts als objektiv begründet erscheinen lassen will.

Für das Verständnis der Tragödie überhaupt und für die Würdigung des Helden insbesondere ist es von großer Bedeutung, ob wir die Auffassung, daß Egmont als Kämpfer für die Freiheit der Niederländer sterbe, auch zu der unsrigen machen dürfen oder nicht. Um in dieser Frage ein sicheres Urteil zu gewinnen, werden wir gänzlich absehend von allen historischen Vorgängen, die nicht in unserer Tragödie selbst dargestellt oder angedeutet sind, nur innerhalb der Dichtung selbst die Anhaltspunkte der Beurteilung suchen.

In der ersten Unterredung mit dem vertrauten Macchiavell äußert die Regentin sich gereizt über Egmont, beklagt sich über manches in seinem Benehmen: Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Stolz werden ihm zur Last gelegt, die Gefahr, die er gegen sich herauf beschwöre, wird hervorgehoben; aber eine weitergehende, der spanischen Herrschaft ernstlich feindselige Absicht schreibt sie ihm nicht zu, das höchste in dieser Beziehung ist: „er hat sich vielleicht heimlich gefreut, daß wir etwas zu schaffen haben".

Bei dem ersten Auflaufe in Brüssel, zu dessen Zeugen uns der Dichter macht, tritt Egmont beruhigend auf. Kein Wort, das man als illoyal bezeichnen könnte.

In der Unterredung mit seinem Sekretär läßt sich Egmont ganz vertraulich aus: wir erfahren von manchem, was bei dem spanischen Hofe Anstoß erregen kann; von planmäßiger Thätigkeit zur Brechung der spanischen Herrschaft aber erfahren wir nicht das Mindeste. Eine einzige Äußerung könnte auf stolzere, gefährlichere Pläne schließen lassen: „Ich stehe hoch und kann

12*

und muß noch höher steigen u. s. w.“. Wie gefährlich diese Worte für den Sprechenden sein können, deutet uns der Ausruf des Sekretärs an: „O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte ihr sprecht! Gott erhalt' euch“; zugleich aber, daß der Sekretär sie nur als Ausdruck momentaner Aufwallung stolzer Hoffnung, nicht als verräterisches Zeichen eines geheimen Planes auffaßt. Jedenfalls erfahren wir in dem ganzen Drama von keiner That, die in Zusammenhang mit dieser Äußerung gebracht werden könnte; wir dürfen ihr also wohl nicht die Bedeutung beimessen, als ob Egmont etwas wie Abfall von Spanien plane.

Jeden Zweifel daran, daß er im Grunde seines Herzens dem Könige treu ergeben ist, nehmen seine eignen Worte. In der Unterredung mit Oranien, in welcher die Freunde die geheimsten Gedanken tauschen, ruft er aus: „Und hat der König treuere Diener als wir?“

Wo ist, so mag man fragen, der Kämpe der Freiheit?

Dieser „Kämpe der Freiheit“ geht von der ernsten Unterredung, die Sorgen, die ihm Oraniens Worte eingeflößt, „den fremden Tropfen in seinem Blute“, wegzubaden, — zum Liebchen. Wir brauchten nicht mehr aus seinem Munde zu hören, wie verdrießlich ihm die Geschäfte sind, oder seine Urteile über das Volk, das nicht wisse, was es wolle, über die Menge, mit der nichts anzufangen sei, zu vernehmen, um abermals zu fragen: das soll der Kämpfer für die Freiheit sein? Möchte es ihm hingehen, daß er, um in seiner Lebenslust nicht gestört zu werden, sich die Sorge um sein Leben aus dem Sinne schlägt; aber versäumt er nicht damit eine Pflicht, die ihm Oranien entgegengehalten: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen“? Welches Verdienst hat es, wenn Egmont Alba gegenüber in stolzen Worten seiner Freiheitsliebe Luft macht? Egmont *spricht* für die Freiheit, Oranien *handelt*: nicht Egmont, Oranien ist der Held, der die Freiheit rettet.

So etwa möchte eine Ausführung der aus der Betrachtung

des Stückes selbst sich ergebenden Gründe gegen die Anerkennung Egmonts als Helden der Freiheit lauten. Aber nicht lange dürften wir uns durch dieselbe irre machen lassen; denn gewichtige Gründe für eine andere Auffassung liegen nahe, entweder in unserer unmittelbaren Einsicht oder in Andeutungen des Dichters, die dieser selbst oft dicht neben die Stellen gelegt hat, aus welchen obige Argumente geholt sind.

Zunächst beruht der Einwand, den man von der Loyalität Egmonts herleitet, auf einer Begriffsverwechselung. Denn um für die Freiheit zu streiten, braucht man nicht ein illoyaler Unterthan oder gar ein Empörer zu sein. Mancherlei hat Egmont in der Überzeugung, damit in echter Treue gegen den König zu handeln, gethan, was dem Despoten Philipp anstößig, der Freiheit förderlich war. Seine Tischreden, seine offenen Verbindungen mit dem Adel, sein freies, frankes Wesen haben den Geist der Freiheit in weiten Kreisen erhalten; daher der Groll der spanischen Partei, welche despotisch regieren will, daher Margarethens Worte: „haben uns mehr geschadet u. s. w.".

Seine Thätigkeit als Statthalter ist von freisinnigem Geiste geleitet und, ohne daß er eine Pflicht gegen Philipp verletzte, geeignet, den Spaniern ihre Übergriffe zu erschweren.

Auf die oben angezogene Frage Egmonts: „Hat der König treuere Diener als uns?" antwortete Oranien: „Wir dienen ihm auf unsere Art; und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen". Egmont erkennt dies als richtig an: „Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig in dem, was ihm zukommt". Die in diesen Worten liegende Einschränkung der Rechte des Königs ermöglicht es ihm, bei aller Treue gegen diesen für die Rechte und die Wohlfahrt seines Landes einzutreten.

Doch wozu alle Einzelheiten anführen, in denen Egmont als Streiter für das Recht der Niederländer erscheint: die Unterredung mit Alba allein genügt. Denn nicht leere Worte

spricht Egmont, obwohl er am Ende unmutig sich äußert: „Die Luft hab ich erschüttert, weiter nichts gewonnen". Denn seine Worte sind Thaten. Erstens wird der Despotismus, da seine Gründe widerlegt sind, genötigt, auf die ultima ratio des Despotismus: „Der König will's" zu rekurrieren. Zweitens enthalten sie die mutige Weigerung Egmonts, zum Werke der Knechtung mitzuwirken. „Fordere unsere Häupter, so ist es auf einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche beugen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edlen Seele gleich sein".

So viel ergibt sich aus dem Bisherigen schon mit Sicherheit, daß Egmont den freiheitsfeindlichen Bestrebungen Philipps im Wege steht, nicht blos durch unüberlegte Handlungen, die keinen sittlichen Wert hätten, sondern bewußt der Aufgabe und mit Nichtachtung der persönlichen Gefahr. Es bleibt nur noch der Vorwurf, den man aus seiner Sorglosigkeit und Unlust an ängstlicher Überlegung erheben kann. Man gibt zu, daß in Momenten, wo Feuer und Kühnheit entscheidet, er seine Schuldigkeit thut, betont aber, daß er seinem Temperamente keinen Zwang anthun mag, um mit Beharrlichkeit und der durch die Umstände zur Pflicht gemachten Vorsicht seine Aufgabe zu erfüllen. Aber dieser Vorwurf ist in mehrfacher Hinsicht nicht gerechtfertigt. „Es kann der Mensch sich von selbst nicht scheiden." Das ist einmal Charaktereigenheit des Mannes, kühn zu handeln und nicht ängstlich zu überlegen; diese Eigenschaft wird für Egmont freilich verderblich, aber sie darf nicht als eine sittliche Schuld betrachtet werden, die seinem wirklichen Verdienste den Wert nehmen könnte.*)

Denn sie hängt mit seinem edlen, ritterlichen Wesen innig zusammen. Das offene freie Herz ohne Hinterhalt sucht auch in anderen kein Falsch, am wenigsten glaubt er seinen Monarchen unehrenhafter Thaten fähig. Wenn ihm sein Vertrauen in die

---

*) „Tragische Schuld"? Immerhin.

Ehre des Königs den Untergang bereitet, wer mag ihn schuldig sprechen und nicht den, der dies Vertrauen täuscht?

Und dieses Vertrauen, so schlecht gegründet es ist, dem Könige nicht zu verweigern, bevor dieser es offenbar enttäuscht, hat er noch einen Grund, der wieder auf eine edle Seele weist. „Wenn wir dem Könige uns entziehen", so ungefähr spricht er zu Oranien, „so sind wir es, die den Krieg anfangen; um unsertwillen müssen Tausende leiden".

„Aber der Ausgang entscheidet eben doch für Oranien". Nur mit Einschränkung kann ich das gelten lassen. Oranien hat allerdings richtig vorausgesehen; aber ohne den Verrat, den der König an dem arglos vertrauenden Egmont begeht, wäre die Berechtigung zum Widerstande gegen Philipp nicht so unwidersprechlich aller Welt dargethan. So aber sanktioniert Egmonts Tod, indem der Absolutismus sich unverhüllt zeigt, das Recht der Niederlande bei der Mit- wie bei der Nachwelt; er erst führt dem Oranien die Arme zu, die ihm den Sieg erkämpfen helfen. Und in diesem Sinne erscheint Egmont nicht als Opfer eigener Schuld, sondern als Märtyrer der Freiheit, der durch seinen Tod dieser zum Siege hilft.

50.

Welchen Platz nimmt in der Ökonomie von Goethes „Hermann und Dorothea" der Pfarrer ein?

In Goethes Dichtung „Hermann und Dorothea" nehmen den ersten Platz ein der treffliche Jüngling Hermann und das edle Mädchen Dorothea, die mit einander den Bund für das Leben schließen. Wie in einem klaren Spiegel schauen wir die bestimmt gezeichneten Gestalten, mit steigender Teilnahme folgen wir der Handlung des Gedichtes bis zur glücklichen Vereinig-

ung der für einander geschaffenen Liebenden. Doch ein so reiches Seelenleben wir auch schon bei Betrachtung dieses Paares beobachten, so dürfen wir über ihnen nicht die andern Personen übersehen, welche der Dichter in die Handlung verflochten hat: Hermanns Vater und Mutter, den Apotheker und den Pfarrer. Besonders lohnend an sich und für das Verständnis der Dichtung fördernd mag es sein, die Stellung ins Auge zu fassen, welche der Pfarrer in der Composition einnimmt.

Zunächst betrachten wir seine Einwirkung auf die äußere Handlung. Hermann, dessen Eltern schon länger gewünscht haben, daß er sich eine geliebte Gattin, ihnen die freundliche Tochter heimführe, findet in einer durch Aufruhr und Krieg aus ihrer Heimat Vertriebenen das Mädchen, das ihn zu vertrauender Liebe bewegt, und nachdem er die Einwilligung seiner Eltern errungen hat, wirbt er um ihre Hand; seine Neigung wird erwidert und seine Werbung angenommen. In diese Handlung greift der Pfarrer mehrfach ein; besondere Anführung verdienen folgende Fälle.

Wie die Mutter hoffte —

„Besonders wird uns der würdige Geistliche helfen" —,

so beredet er durch seine weisen, zugleich auf Kenntnis von Hermanns innerstem Wesen gegründeten Worte den unwillig zögernden Vater, seine Zustimmung zu geben, daß Hermann das fremde Mädchen als Braut heimführe. Nachdem er sodann von dem Richter der flüchtigen Gemeinde, der Dorothea angehört, über diese Näheres erfahren und sie selbst gesehen hat, ermutigt er den harrenden Jüngling durch die Billigung seiner Wahl:

Heil dir, junger Mann! dein treues Auge, dein treues
Herz hat richtig gewählt, Glück dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner ist sie wert.

Ebenso trägt er im weiteren Verlaufe zur Lösung des Knotens bei, indem er, ein peinliches Mißverständnis geschickt benützend,

Dorothea dazu bringt, dem schüchternen Jüngling ihre Neigung frei zu bekennen. Endlich führt er noch die letzte Aufklärung dadurch herbei, daß er, den Ring an Dorotheens Finger erblickend, diese durch seine Frage veranlaßt, ihre früheren Schicksale und zugleich ihr inneres Leben zu eröffnen.

Aber auch in anderen Fällen, wo sein Eintreten den Fortschritt der Handlung nicht so sichtlich beeinflußt, ist dasselbe nicht ohne Bedeutung. Seine allseitige Bildung, sein reifes Urteil und sein milder Charakter machen ihn geeignet, einseitige Anschauungen zu berichtigen, die Dinge unter einem höhern Gesichtspunkte aufzufassen und erregte Stimmungen zu mäßigen. So nimmt er mehrmals den Sohn in Schutz gegen den Vater, der dessen mehr nach innen gekehrtes Wesen nicht zu würdigen weiß. Ich erinnere hier nur an die Stelle, wo gegenüber dem Grolle des Vaters, weil Hermann nicht „vorwärts strebe“, er das stille, gleichmäßige Wirken des Landmannes, zu welchem Hermann hinneigt, preist und schließt:

Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen.

Als alles in gespannter Ungeduld auf das Erscheinen des Brautpaares wartet — am ungeduldigsten der Vater —, da berichtet der Apotheker von einem Mittel gegen die Ungeduld, das sein Vater ihm gegenüber angewendet habe: die Hinweisung auf den Tod. Doch der Pfarrer beseitigt das Peinliche, das in solcher Erwähnung liegt:

„Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen“.

Daß er das Vertrauen der Familie genießt, ist eine notwendige Folge seiner Eigenschaften, und eben dieses Vertrauen erhöht seinen Einfluß. Schon oben wurde ein Fall angeführt, wo die Mutter auf seinen Beistand rechnete; wiederum, als der Apotheker geschäftig sich erbietet, Erkundigungen einzuziehen, hat Hermann nichts dagegen, aber der Pfarrer soll auch mit.

„Aber ich wünsche,
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eurer Gesellschaft
befinde".

Wir empfinden, wie schon die Beteiligung des erprobten Beraters des Zöglings erregte Seele beruhigt und mit Zuversicht erfüllt.

Wir sahen, wie wichtig der Pfarrer für die äußere und innere Handlung unseres Gedichtes ist; jezt soll eine andere Seite hervorgekehrt werden, welche ihn noch bedeutsamer erscheinen läßt. Während er nemlich aufklärend und beruhigend, fördernd und erhebend auf die handelnden Personen einwirkt, dient er zugleich dem Dichter noch zu einem andern wichtigen Zwecke. Wir Leser sollen aufgeklärt werden, wir sollen veranlaßt werden, die Dinge von einem höhern Standpunkte anzusehen, den Blick zu vertiefen und zu erweitern. Was die unmittelbar beteiligten Personen, sei es wegen ihres Bildungsgrades, sei es wegen ihrer Befangenheit, nicht aussprechen können, das faßt der hochgebildete und leidenschaftslose Mann in körnige Worte, die, ein helles Licht auf die augenblickliche Lage werfend, zugleich uns zur Höhe einer allgemeinen Anschauung erheben.

Schon an mehreren der früher in anderem Zusammenhange angeführten Reden konnte man das beobachten: ich erinnere nur an die schönen Worte, die er, dem Vater zuredend, die Wahl seines Sohnes zu billigen, spricht:

Unsere Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte:
die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.

Goldne Worte! Und solche sind viele seinen Reden eingestreut. Erinnern wir uns ferner an ein Wort des seelenkundigen, das anscheinend von den Beteiligten gar nicht beachtet wird. Gleich im Beginn der Erzählung, als Hermann, nachdem er die Fremde zum ersten Male gesehen, eintritt, spricht er diesen an:

Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe
noch niemals
Euch so munter gesehen und Eure Blicke so lebhaft.

Uns, wenn wir aufmerksam lesen, können die Worte ein Fingerzeig sein für das Verständnis dessen, was in Hermanns Seele vorgeht. Doch möge es genügen, noch eine Stelle des Gedichtes hervorzuheben. Die Unterredung des Pfarrers mit dem Richter der flüchtigen Gemeinde hängt freilich zusammen mit der engeren Handlung, da sie zu dem Zwecke begonnen wird, über Dorothea Auskunft zu erlangen, und in der That dazu führt. Aber der Auftritt dient noch einem höheren Zwecke. Wenn der Dichter hier einen Zeugen jener Begebenheiten reden läßt, welche die Welt bewegten, und von denen, wie von einem fernen Gewitter, das Grollen und Wetterleuchten öfter wahrnehmbar ist, so war das, weil er nicht blos ein häusliches Stillleben uns zeichnen wollte, sondern ein Bild der Zeit; in Hermann sollten wir nicht blos den braven Sohn und liebenden Jüngling kennen lernen, sondern den ganzen deutschen Mann, der, ob auch zunächst friedlich am häuslichen Herde waltend, doch bereit ist zum Schutze der Seinen, zum Schutze des Vaterlandes mit Mut und Kraft einzutreten. Darum mußten jene Weltbegebenheiten in den Gesichtskreis treten, und dies geschieht in der angeführten Unterredung. Den Bericht erstattet naturgemäß der fremde Richter, aber der es durch seine Worte herbeiführt und, was hier ganz besonders in Betracht kommt, das besonnene ungetrübte Urteil darüber spricht, ist wieder unser Pfarrer.

„Wenn ihr die Menschen verkennt, so kann ich Euch darum nicht schelten;
Habt Ihr doch Böses genug erlitten vom wüsten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibet im Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Not nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott".

Doch genug. Wir dürfen nun wohl das Urteil aussprechen, daß eine der wichtigsten Personen in Hermann und Dorothea der Pfarrer ist. Wichtig für die Handlung, äußere und innere, wichtig für unser Verständnis derselben und dabei derjenige, der aus der Enge der nächsten Interessen hinaus und hinauf führt zur Betrachtung des Großen und Allgemeinen.

51.

Die Rede des Antonius in Shakespeares „Julius Cäsar".

Zu den bedeutendsten Tragödien des großen dramatischen Dichters W. Shakespeare wird übereinstimmend sein „Julius Cäsar" gerechnet, das gewaltige Drama, in welchem der blutige Tod des mächtigen Usurpators und dessen nächste Folge, der Untergang seiner Mörder durch seine Rächer und Nachfolger, so ergreifend wie anschaulich dargestellt wird. Und am lautesten wird gerühmt die Scene, in welcher nach Cäsars Ermordung Marcus Antonius auftritt, um — zu diesem Zwecke ist ihm das Reden gestattet — zum ehrenden Gedächtnis des Gefallenen zum Volke zu sprechen. In der That ist der Eindruck der Scene mächtig, sie packt den Hörer und setzt alle Regungen seiner Seele in Bewegung.

Doch eben weil so viele Saiten zugleich klingen, weil der Sturm, der uns fortreißt, so gewaltig ist, so könnte uns leicht die Klarheit der Auffassung getrübt, die Herrschaft über den Stoff geraubt werden. Deshalb will ich wenigstens versuchen, die einzelnen Momente deutlich zu machen, durch welche eine so gewaltige Gesamtwirkung erzielt wird.

Zuvörderst zieht die Rede des Antonius als Meisterstück gewandter, wohlberechneter Beredsamkeit an. Es kann — wenn

ich nicht die gesetzten Grenzen überschreiten soll — meine Aufgabe nicht sein, sie eingehend zu zergliedern: nur die hervortretenden Züge derselben sollen in Betracht kommen.

Von den Mördern Cäsars hat Antonius die Erlaubnis erhalten, zu Ehren Cäsars die übliche Leichenrede vor dem Volke zu halten; aber der ausdrückliche Vorbehalt ist gemacht worden, daß er sich der Angriffe auf die Freiheitsmänner enthalte. „Ihr sollt uns nicht in eurer Rede tadeln". Seine Absicht geht aber weiter, als die gesteckte Erlaubnis: nicht Cäsars Andenken zu ehren, seinen Ruhm zu feiern genügt ihm: zur Rache will er entflammen, Aufruhr will er schüren, das Erbe von Cäsars Herrschaft selbst antreten.

Daß er mit einer dahin zielenden Rede die gesetzten Grenzen überschreitet, kümmert ihn nicht; aber eine andere Schwierigkeit muß er mehr beachten. Vor ihm hat Brutus zum Volke gesprochen, die That der Verschworenen zu rechtfertigen: Cäsars ehrsüchtiges Streben habe seinen Tod gefordert, wenn anders Rom frei bleiben sollte; kein anderes Motiv habe gewirkt. Seine Rede ist mit allgemeinem Beifall aufgenommen, seiner Person gehuldigt worden. Die herrschende Stimmung ist also Antonius' Absichten nicht günstig und er selbst macht davon die Probe durch die Gegenäußerungen, die er auf sein erstes Wort: „Um Brutus willen bin ich euch verpflichtet" vernehmen muß. Denn sie lassen ihn genügend erkennen, daß die Hörer nicht geneigt sind, sich gegen Brutus aufhetzen zu lassen oder von Cäsars Tod anders zu denken, als Brutus sie gelehrt hat. „Er thäte wohl, dem Brutus hier nichts Übles nachzureden". „Der Cäsar war ein Tyrann". „Ja, das ist sicher. Es ist ein Glück für uns, daß Rom ihn los ward".

Mit welchen schlagenden Gründen kann nun Antonius des Brutus Ausführungen widerlegen, die Stimmung des Volkes zum Umschlagen bringen? Gegen die Behauptung von Cäsars Ehrsucht führt er dessen treffliche Eigenschaften, seine Weigerung, die angebotene Krone anzunehmen, große Verdienste Cäsars ins

Feld, als das gewichtigste sein Testament, durch welches dem Römischen Volke reiche Spenden und Annehmlichkeiten zugewendet werden. Der Hinweis auf die Tiefe des Sturzes aus solcher Höhe, auf die Unmenschlichkeit der Abschlachtung, besonders den Undank, den Cäsars geliebter Brutus geübt, nebst der wiederkehrenden Erinnerung an Cäsars Verdienste, besonders an das Testament muß die Stimmung zum lebhaften Mitleid umschlagen lassen und zum Abscheu gegen die Mörder, besonders den undankbaren Brutus, zum leidenschaftlichen Verlangen nach Rache entflammen.

Freilich finden wir bei Prüfung von Antonius Argumenten, daß ein Beweis — und der wichtigste — ihm eigentlich nicht gelungen ist: denn die andern noch so trefflichen Eigenschaften des Usurpators schließen die Herrschsucht nicht aus, und von jener Weigerung die Krone anzunehmen wissen wir von anderer Stelle her, wie wenig sie ihm vom Herzen kam. Doch das weiß Antonius so gut, wie wir; er rechnet aber wohl darauf, daß seine weniger kritischen Hörer diesen schwachen Punkt seiner Darlegungen übersehen werden, und das um so leichter, da sie zugleich — bestochen werden. Denn was anderes als Bestechung ist es, wenn der Eigennutz der Menge in einer Frage, wo es sich um die Freiheit des Staates handelt, geködert wird durch Geldspenden und Gartenanlagen? Wenn also des Antonius Ausführungen in diesem Punkte nicht beweiskräftig sind, so sind sie doch wirksam bei oberflächlichen, befangenen Menschen.

Es liegt ja überhaupt die Stärke der Rede nicht so sehr in der Bedeutung der Argumente als in der Geschicklichkeit der Anordnung und in der Kunst des Vortrages.

„Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen“,

so hebt er an, demütig, nur die dem Tode geschuldete Rücksicht in Anspruch nehmend. Er stellt des Brutus Behauptung von Cäsars Herrschsucht zunächst gar nicht in Abrede — freilich gibt er sie auch nicht zu —, räumt ein, daß das ein großes

Vergehen wäre, aber weist auf die Schwere der Strafe, die Cäsar dafür erlitten. So sucht er wenigstens Geneigtheit zu erwirken, ihn zu hören, Cäsar die letzte Ehre mit zu erweisen. Nun folgen die schon oben angedeuteten Ausführungen; vorsichtig abgemessen zuerst, als ob er kaum selbst zu urteilen wage, allmählich bestimmter ausgedrückt und kühner folgernd, bis er seinen leidenschaftlichen Schmerz kann ausbrechen lassen. Als geradezu dämonisch kann man die Hinweisungen auf Brutus und die Verschworenen überhaupt betrachten, die in diesem ersten Teile vorkommen. Erst ein Zugeständnis: „Brutus ist ein ehrenwerter Mann; das sind sie alle, alle ehrenwert"; von diesem Zugeständnis wird nur der erste Satz später wiederholt; aber auch dieser — in wie andrem Zusammenhang, mit wie anderer Absicht! Zuerst, als ob des Brutus Autorität den Antonius selbst vermöchte, sein eignes Gefühl der Ansicht dieses Mannes unterzuordnen. Dann aber, bei den folgenden Wiederholungen, wird der Widerstreit der von Antonius angeführten Thatsachen und der Behauptung des Brutus so schneidend betont, daß gerade die wiederholte Wertanerkennung des Brutus den Hörer stacheln und ihn zum Widerspruche, zur Empörung gegen sie reizt.

Nennen wir noch einige andere Kunstgriffe: die Kunstpausen, die einerseits dem Volke Zeit lassen, die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und einander mitzuteilen, andererseits dem Antonius ermöglichen, die Wirkung des bisher Gesagten zu beobachten und darnach sein weiteres Vorgehen zu regeln; die Verstellung, mit der er sich den Schein gibt, als entfahre ihm wider seinen eigenen Willen, was gerade am meisten reizen muß; die Klage, daß er eben des Wortes nicht so mächtig sei, wie der redegewaltige Brutus, während doch gerade seine Worte bei scheinbarer Kunstlosigkeit und Treuherzigkeit der Sprache wohlgesetzt und schlau berechnet sind; dazu das Hinhalten mit dem Testament, dessen Wirkung er dadurch gerade verdoppelt; endlich den leidenschaftlichen Vortrag, zu welchem seine wahre Leidenschaft und arglistig erkünsteltes

Pathos ununterscheidbar in fortwährender Steigerung zusammenwirken: so ist zwar nicht alles erschöpft, was zur Charakteristik der Rede zu sagen wäre, aber immerhin genug angeführt, um das Urteil zu begründen: Die Beweiskraft der gebrauchten Argumente ist zum Teil anfechtbar; arglistige Täuschung und der Appell an niedrige und eigennützige Instinkte der Masse, an ihre brutale Leidenschaft muß ersetzen, was der Rede an innerem Werte abgeht. Aber alle Mittel, welche sonst die Kunst der Rede und gewissenlose Verschlagenheit aufbieten kann, um eine urteilslose, befangene und leichtgläubige Menge zu bethören und zu übereiltem, leidenschaftlichem Handeln anzutreiben, sind aufgeboten: ein Meisterstück demagogischer Beredsamkeit liegt vor uns.

Indessen alle die angeführten Eigenschaften der Rede möchten zwar genügen, um dieselbe als ein Prunkstück erkennen zu lassen, aber ihre Bedeutung für das Drama ist damit noch lange nicht gewürdigt. Sie ist zugleich Handlung. Durch sie und während sie gehalten wird, vollzieht sich der Umschwung der Lage. Bis hieher ist den Verschworenen alles gelungen, Cäsar ist tot, die Anhänger Cäsars sind geflohen, Antonius hat sich ihnen unterworfen und ihre Gnade angenommen, das Volk hat der Rechtfertigung des Brutus Beifall gezollt: als Antonius seine Ansprache endet, tobt der helle Aufruhr gegen jene.

„Nun wirk' es fort. Unheil du bist im Zuge;
Nimm welchen Lauf du willst“

kann Antonius frohlocken, und wenige kurze Nachrichten, die gebracht werden, lassen weiter hinaus schauen:

„Herr, Oktavius ist schon nach Rom gekommen.“ —
„Er und Lepidus sind in Cäsars Hause.“ —
„Ich hört' ihn sagen, Cassius und Brutus
Sei'n durch die Thore Roms wie toll geritten.“ —

Welch gewaltiger Umschlag! Und alles dies als Folge der Rede. Und diese Änderung sieht man Schritt für Schritt eintreten während der Rede, beinahe bei jedem Satze ein Fort-

schritt. Jeder neue Satz ein neuer, verstärkter, weiter vordringender Anlauf; der zaghafte Ton wird bald sicher, bis der Sprecher seiner Leidenschaft freien Lauf läßt, die Unterwerfung unter die Verschworenen wird bald Schonung, endlich stürmischer Angriff. Am greifbarsten gibt sich der allmähliche Stimmungswechsel an den Äußerungen der Bürger kund: sie alle anzuführen, kann ich wohl unterlassen. Es ist, mit einem Worte, alles Bewegung, alles Leben, leidenschaftliches Leben, das zu einer schicksalsschweren Entscheidung drängt.

Und welchen Einblick in die Herzen der Handelnden erhalten wir. Nicht erfreulich, aber belehrend. Antonius' Charakter enthüllt sich uns: schlau, der Rede mächtig; leidenschaftlich und unbedenklich in den Mitteln. Und sein Streben? Rache für seines Gönners Tod das zunächst sich kundgebende, Eintreten in seine Erbschaft das fernere Ziel, die Triebfedern seines Handelns wohl weniger die Liebe zu Cäsar, als der eigne Ehrgeiz. Und nun das Volk, für dessen „Befreiung" die Verschworenen so edles Blut vergossen haben. Eben hat es dem Befreier Beifall gezollt, einen Beifall, der freilich schon einen seltsamen Beigeschmack hatte, wenn wir Einen aus der Menge rufen hörten: „Er (Brutus) werde Cäsar!" — und nun genügen die Wiegelungen eines Demagogen, um sie so umzustimmen! Das ist nicht mehr das Volk, das in schweren Kämpfen, unentwegt an seinen Rechten, aber auch am Rechte haltend, sich seine Freiheit errungen: wir glauben einen Ruf zu vernehmen, der das kaiserliche Rom charakterisierte: Panem et Circenses! Dieses Volk muß die Beute der Ehrgeizigen werden, die es bethören und kaufen.

So dient die Scene auch noch dadurch den Zwecken des Dichters, daß sie unser Urteil leitet. Die That des Brutus ist durch sie verurteilt. Ein Volk, das so sich bestimmen läßt, ist unfähig sich selbst zu regieren; Cäsar töten heißt nicht das Volk befreien, sondern es des Lenkers berauben, dessen es bedarf, heißt es dem grimmen Parteikampfe Ehrsüchtiger preisgeben,

bis wieder ein Einzelner die Herrschaft an sich reißt — und sollte dieser Einzelne Antonius sein? dann wehe dem Volke, das einen solchen Tausch des Herrschers gemacht, wehe dem wohlmeinenden Idealisten, der wähnend, durch ein Verbrechen das Wohl des Volkes zu fördern und es zu befreien, ein Blutmeer hat aufquellen lassen und eine Herrschaft, die sich auf Trug und Gewalt gründet, mit Mißtrauen sich erhält, heraufbeschworen hat.

52.

Welche Erwartungen werden durch den „Prolog" der Euripideischen „Iphigenie in Taurien" gewirkt?

(Anweisung: Kunstausdrücke, wie „Exposition" sind zu vermeiden und, wenn auch der Verlauf des Stückes bekannt ist, die Vermutungen nur auf das im „Prolog" Gegebene zu gründen.)

Wenig über hundert Zeilen umfassen in der Iphigenie in Taurien des Euripides die beiden Scenen, welche dem ersten Auftreten des Chores vorausgehen, oder um mit den Alten zu reden, den Prolog des Dramas; aber wie vielfache Anregung bietet die kurze Handlung! Rückwärts schauend übersehen wir die bisherigen Schicksale der jungfräulichen Tochter Agamemnons, die, einst von ihrem Vater als Opfer hingegeben, von der Göttin Artemis, der sie bestimmt war, nach Taurien entführt, nun als Priesterin derselben Göttin des traurigen Amtes waltet, die Griechen, welche ihr böser Stern an diese Gestade führt, zum Opfertode zu weihen. Wir erfahren von der blutigen That, die Agamemnons Sohn Orestes, um seinen Vater zu rächen, Apollos Weisung befolgend, an seiner eignen Mutter Klytämnestra

vollzogen hat, und von der grausigen Verfolgung des Mörders durch die Erinyen, die ihn rastlos umhertreiben. Tiefes Mitgefühl ergreift uns für die beiden schwer geprüften Geschwister, um so tiefer, weil auch die Eigenschaften, die wir an ihnen wahrnehmen, sie unserer Teilnahme würdig erscheinen lassen. Iphigenie, die ihr eignes Leid vergißt ob der Sorge für ihr Haus, ob der Trauer um den Bruder, den sie tot glaubt; Orestes, der dem Gotte gehorsam hieher gekommen ist und der, wenn auch unter dem Drucke seines schweren Geschickes und bei der anscheinenden Aussichtslosigkeit seiner neuen Unternehmung augenblicklich entmutigt, sich sofort wieder zu kühnem Handeln und zu Vertrauen auf die Gottheit aufrafft, sind ja ganz geeignet, uns für sich zu erwärmen. Und auch Pylades, des Orestes treuer Gefährte, zieht uns durch jugendliche Kühnheit und anschlägige Klugheit an.

Doch nicht blos unsere Teilnahme weckt der Dichter in den kurzen Scenen: er weiß uns vielmehr in dem Augenblicke, da er uns für die handelnden Personen und ihr Schicksal erwärmt, zugleich so viel Andeutungen zu geben, daß uns ein Ausblick auf die weitere Entwickelung ermöglicht wird. Wir fragen nicht blos ängstlich: wie wird es den Beteiligten ergehen? sondern es werden Erwartungen der kommenden Ereignisse in uns geweckt, zwar nicht so bestimmt, daß wir den Gang der Handlung im Einzelnen übersehen könnten, aber doch begründet genug, um wenigstens durch keine Entwickelung überrascht oder irre gemacht zu werden. Diese Erwartungen, zu welchen der angeführte Prolog anregt, will ich im Folgenden darlegen.

Wenn Iphigenie bei ihrem ersten Auftreten einen Traum, den sie in der letzten Nacht gehabt, dahin deutet, daß ihr Bruder Orestes tot sei, so ist der Zuschauer bald belehrt, daß diese Deutung falsch ist. Denn Orestes tritt in der zweiten Scene des Prologs lebend auf. Freilich tritt nun der Phantasie des Zuschauers eine andere Möglichkeit einer noch unglücklicheren Erfüllung des Traumes entgegen.

Wir haben nämlich aus Iphigeniens Munde schon vernommen, daß das Landesgesetz gebietet, den Griechen, der dieses Land betrete, der Göttin zu opfern. Und nun ist Orestes mit seinem Freunde Pylades hier gelandet und obendrein in Verfolgung eines Planes, bei dessen Ausführung sie notwendig die größte Gefahr laufen müssen, ergriffen zu werden. Sie wollen das Bild der Göttin, das vom Himmel gefallene, das in diesem Tempel die höchste Verehrung genießt, entführen, um es in Attika aufzustellen. Wenn die beiden nicht schon früher in dem Verstecke, das sie birgt, aufgespürt werden, so muß ja doch fast unausbleiblich der Versuch, sich der Bilder zu bemächtigen, zu ihrer Entdeckung und Ergreifung führen. Und dann werden sie geführt werden vor die Priesterin; wie lautete doch Iphigeniens Bericht über ihren Traum? „Und ich in Ausübung meines todbringenden Amtes besprengte ihn mit Wasser zum Tode, unter Thränen". Welch gräßliches Licht erleuchtet die Zukunft! Iphigenie, die zärtliche Schwester, sie wird den geliebten Bruder zum Tode weihen; ihr Traum wird sich noch entsetzlicher erfüllen, als sie es ahnt.

Doch nein! Zwar die Gefahr einer solchen Wendung ist nicht zu verkennen; aber auch die Möglichkeit einer glücklicheren Lösung thut sich auf. Auf den Mut und die Kraft der beiden Heldenjünglinge wollen wir zwar nicht zu viele Hoffnungen setzen; denn was vermögen die zwei im fremden Lande gegen ein ganzes Volk? Aber von Iphigenie könnte ein Weg zur Rettung gefunden werden. Sie empfindet — ihre Worte haben es uns verraten — Grauen vor ihrem Amte. Wenn nun wirklich die beiden Fremdlinge vor sie geführt werden, so wird sie wenigstens nicht übereilt an das grausige Werk gehen; ein mitleidvoller Zuspruch an die Landsleute kann zur gegenseitigen Erkennung der sich so nahe Stehenden führen; und ist es einmal so weit gekommen, so wird Iphigenie, die dem totgeglaubten Bruder die Grabesspende zu bringen als ihre erste Pflicht erachtete, alles aufbieten, um den lebenden zu retten. Vielleicht

kann sie, die Priesterin, ihm sogar behilflich sein, das Götterbild, Apollos Weisung entsprechend, nach Griechenland zu bringen und mit der Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe die von dem Gott verheißene Erlösung von dem über ihn verhängten Fluche zu erlangen.

Freilich sind auch das nur Möglichkeiten, durch welche eine Wendung zu Schlimmerem noch nicht ausgeschlossen ist. Angenommen, Iphigenie erkenne ihren Bruder, so ist noch nicht sicher, daß sie ihn zu retten vermag. Es ist sogar denkbar, daß das fürchterlichste über sie verhängt sei, daß sie den kaum wieder gefundenen Bruder wissentlich zum Tode zu weihen gezwungen werde. Doch wir wollen nicht verweilen bei der Ausmalung dieses Falles; wir haben doch noch Anhaltspunkte, auf die gestützt wir eine glücklichere Lösung erwarten dürfen. Sollte Artemis, als sie das schuldlose Opfer von Aulis' Strande an ihren Altar in Taurien rettete, das gethan haben, um die Ärmste für solchen Jammer aufzusparen? Und Apollo, dem gehorsam Orestes die frühere That gethan, dem vertrauend er die neue gefahrvolle Unternehmung begonnen hat, sollte er, der weise, der hilfreiche Gott, seinen Schützling in dieses Todesnetz schleudern? Eine trübsinnige Anschauung könnte allerdings in einem solchen Ausgange die versprochene Erlösung von seinen Leiden finden; aber der natürliche Sinn sträubt sich gegen eine solche Auslegung, und das lebensfreudige Wesen der Alten hätte sich nicht hineingefunden. Und was würde aus dem Auftrage, das Bild der Artemis nach Attika zu bringen? Kein Zweifel mehr: die Gottheit, welche bisher über den Geschwistern gewacht und ihre Schritte gelenkt hat, wird auch in dieser gefährlichen Lage den Weg zur Rettung öffnen.

53.

Der erste Akt von Schillers „Maria Stuart" als Exposition gewürdigt.

Diejenige Handlung, welche den Mittelpunkt aller äußeren Vorgänge in Schillers Trauerspiele „Maria Stuart" bildet, ist die Entscheidung, oder wenn man lieber will, die Vollendung des Schicksals der aus ihrem Reiche Schottland geflüchteten, in englischer Gefangenschaft gehaltenen und von einem englischen Gerichtshofe zum Tode verurteilten Königin Maria Stuart. Entschieden wird ihr Schicksal in der Unterredung mit der Königin Elisabeth, in welcher diese an ihrer empfindlichsten Stelle gereizt wird; die weiteren Ereignisse sind nur die notwendige Entwicklung der geschaffenen Lage.

Mit dieser Handlung und durch sie herbeigeführt verläuft ein psychologischer Proceß, welcher unserer Teilnahme an dem Schicksale der Heldin des Stückes eine tiefere Begründung gibt: es ist die Läuterung der schuldbeladenen, im Unglücke sich entsühnenden Königin.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, das in Rede stehende Drama nach seinem ganzen Reichtum und Werte zu betrachten und zu würdigen: meine Aufgabe beschränkt sich darauf, darzuthun, wie der Dichter schon im ersten Akte alle Grundlagen des dramatischen Baues gegeben hat, so daß alle folgenden Vorgänge als mit einer gewissen Notwendigkeit sich ergebende Entwicklung der Situation, als Erfüllung und Vollendung des Erstrebten und Begonnenen erscheinen.

Sehen wir zunächst, was sich auf die äußere Handlung bezieht: die Situation bei Beginn des Dramas und die sich geltend machenden Tendenzen.

Maria, welche noch als Gemahlin des Dauphins von Frankreich nach dem Tode der Maria Tudor, das Erbrecht

Elisabeths bestreitend, den Titel einer Königin von England angenommen, ist im Verlaufe der Wirren, die der Ermordung ihres Gemahls Darnley folgten, aus Schottland geflüchtet und in England hilfesuchend angekommen, wird aber von Elisabeth in Haft gehalten, weil sie ihren Ansprüchen auf die englische Krone nicht entsagt. Es sind Verschwörungen angezettelt worden, um sie zu befreien und auf den englischen Thron zu setzen, ein Gesetz ist erlassen worden, welches, ohne sie zu nennen, jedoch thatsächlich eigens für sie gemacht, für den Fall, daß Unruhen zu ihren Gunsten eintreten sollten, sie selbst des Todes schuldig erklärt. Als eine neue Verschwörung entdeckt wurde, ist sie von einem Gerichtshofe englischer Peers zum Tode verurteilt worden. Die Häuser der Lords und der Gemeinen dringen auf Vollstreckung des Urteils. Die Frage ist nun: Wird das Urteil von der Königin vollzogen werden, oder kann sich ein anderer Ausweg öffnen?

Die Aussichten sind der Gefangenen nicht günstig. Hören wir Burleigh:

> Nicht auf der Stärke schrecklich Recht beruft Euch,
> Mylady! Es ist der Gefangenen nicht günstig.

Und Ritter Paulet:

> Englands Herrscher brauchen nichts zu scheuen,
> Als ihr Gewissen und ihr Parlament.

Endlich Marias Wechselrede mit Mortimer:

> Mar. Und fürchtet sie die Rache Frankreichs nicht?
> Mort. Sie schließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden:
> Dem Duc von Anjou schenkt sie Thron und Hand.
> Mar. Wird sich der König Spaniens nicht waffnen?
> Mort. Nicht eine Welt von Waffen fürchtet sie,
> So lang sie Frieden hat mit ihrem Volke.
> Mar. Den Briten wollte sie dies Schauspiel geben?
> Mort. Dies Land, Mylady, hat in letzten Zeiten
> Der königlichen Frauen mehr vom Thron
> Herab auf's Blutgerüste steigen seh'n.

Die Macht, um ungescheut die Hinrichtung vollziehen zu lassen, das sehen wir, hat Elisabeth; sie hat auch Grund, den Tod der Gegnerin zu wünschen.

Mortimer belehrt Maria:

So lang Ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königin von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben:
Nur Euer Tod versichert ihren Thron.

Die mächtige Königin Elisabeth fürchtet ihre Gefangene — und nicht ganz mit Unrecht. Der eine Grund ihrer Furcht wird in derselben Unterredung von Mortimer dargelegt, daß nämlich Marias Erbrecht an den englischen Thron — wenigstens in den Augen der Katholiken — besser begründet sei als das Elisabeths, die in ungiltiger Ehe erzeugt sei.

Mort. Ich weiß nunmehr, daß Euer gutes Recht
An England Euer ganzes Unrecht ist.
Mar. O dieses unglücksvolle Recht! Es ist
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mehr im Hintergrunde, aber doch genügend angedeutet ist der Umstand, daß für die Katholiken die katholische Maria das Panier ist, um das sie sich scharen, weil die Glaubensgenossin auf dem Throne ihnen den Sieg der katholischen Sache bedeutet, sowie daß die persönliche Anmut Marias ihr viele Anhänger gewinnt. Wir wissen, wie entscheidend dieser Umstand später wird, weil nicht blos Elisabeths Furcht, sondern ihre Eifersucht und ihr Haß dadurch geweckt werden.

Demnach hat Elisabeth Grund genug, ihre Macht gegen die gefährliche Nebenbuhlerin zu gebrauchen. Nur Eines läßt sie noch zaudern: nicht ihr Gewissen, sondern die Rücksicht auf das Urteil der Welt. „Sie säumt noch“, berichtet Mortimer,

Aus arger List, daß man sie nötige,
Nicht aus Gefühl der Menschlichkeit und Schonung.

Darum fürchtet auch Maria nicht den Tod durch Hinrichtung, sondern den schleichenden Mord. „Nie", spricht sie,

> Setz ich des Bechers Rand an meine Lippen,
> Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
> Kredenzt sein von der Liebe meiner Schwester.

Und daß diese Besorgnis nicht ungerechtfertigt ist, ersehen wir bald aus dem schnöden Antrage, den Burleigh an Ritter Paulet, den Wächter der Gefangenen, stellt; denn wir glauben leicht, daß der vertraute Minister der Königin ihren stillen Wunsch richtig deute. Daß der ehrenhafte Ritter den Antrag mit Entrüstung zurückweist und ausdrücklich das Leben der ihm anvertrauten Gefangenen gegen jeden unberechtigten Angriff hüten zu wollen erklärt, kann uns nur teilweise beruhigen: der uneingestandene Wunsch der Königin, die ausgesprochene Absicht Burleighs, Maria zu verderben, ist eben doch aus der Unterredung ersichtlich geworden.

Allerdings wollen andere Einflüsse sich zu Marias Gunsten geltend machen. Zwar vor Spanien fürchtet sich Elisabeth nicht, und Frankreich scheint durch die geplante Verbindung gebunden. Indessen scheint es nur; denn unter dem schützenden Dache des französischen Gesandten Aubespine werden Pläne geschmiedet zur gewaltsamen Befreiung der Gefangenen. Die Verschwörung, als deren thätigstes Mitglied der feurige Mortimer erscheint, stellt die Möglichkeit eines günstigen Ausganges in Aussicht. Wie aber, wenn sie mißglückt? wie schon viele andere gescheitert sind? Maria erwartet nichts Gutes davon. Sie zittert, sich selbst vergessend, nur für die Edlen, die das Leben an ihre Rettung setzen; wir aber müssen auch für sie fürchten. Denn wird die Verschwörung entdeckt, so ist ihren Gegnern ein neuer Vorwand gegeben, sie zu verderben; es ist der, von dem sie später wirklich erfolgreich Gebrauch machen.

Maria selbst setzt ihre Hoffnung auf Lester. Mortimers Befremden bei Nennung dieses Mannes, den er als den blu-

tigsten Verfolger Marias, als Elisabeths Günstling bezeichnet, bereitet uns genügend vor auf die zweideutige Rolle, die er spielt, Marias Worte: „Bin ich zu retten, ists allein durch ihn" auf die wichtige Entscheidung, die durch ihn, freilich anders als Maria erwartet, herbeigeführt wird. Zugleich mit Lesters Nennung übergibt Maria dem Mortimer einen Brief an denselben mit ihrem Bildnis. Das mitgegebene Bildnis läßt uns über ihre Beziehungen zu dem Empfänger des Bildes Vermutungen schöpfen. So wird hier das Motiv vorbereitet, das später Elisabeth über die Bedenken sich hinwegsetzen läßt, die bisher sie hemmten: die Eifersucht; hier jene tragische Ironie des Schicksals, die wir am Ausgange des Stückes erschüttert empfinden, wenn die zur Richtstätte Gehende spricht:

Ihr haltet Wort, Graf Lester — Ihr verspracht
Mir Euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und Ihr leihet mir ihn jezt.

Von sämtlichen Personen, welche eine wesentliche Rolle spielen, werden nur zwei im ersten Akte uns nicht bekannt gegeben. Der eine ist Talbot. Dieser steht aber auch außerhalb der Parteien, deren Ringen im Eröffnungsakte uns angekündigt wird; er verleiht, indem er für Maria spricht, nur den edleren Gefühlen Ausdruck, welche in Elisabeths Brust sprechen sollten, es aber nicht thun. „Man soll nicht sagen," erklärt er, „daß in deinem Staatsrat die Leidenschaft, die Selbstsucht eine Stimme gehabt, nur die Barmherzigkeit geschwiegen". So beeinflußt er nicht sowohl die Handlung, als er unser Urteil leitet. Daher durfte er in der Exposition fehlen. Von dem andern, Melvil, wird zugleich mit Hanna Kennedy an einem andern Orte zu sprechen sein.

Haben wir bisher die Situation ins Auge gefaßt und die Bestrebungen beleuchtet, welche sich zur Lösung der durch jene gestellten Frage geltend machen, auch die Einleitungen zu den später entscheidenden Handlungen wahrgenommen, so wollen wir

jezt untersuchen, was der Dichter gethan hat, um unsere tiefere Teilnahme für die Heldin des Stückes anzuregen und besonders für die oben angedeuteten Seelenvorgänge die Voraussetzungen zu geben.

Maria hat sich schwer verschuldet, als sie die Ermordung ihres ob auch unwürdigen Gatten geschehen ließ, als sie dem Mörder desselben die Hand reichte. Diese Verschuldung, welche sie selbst zugesteht, macht uns ihr trauriges Schicksal erklärlich.

Aber englischen Richtern ist sie für diese That nicht verantwortlich. Was ihr von England aus zur Last gelegt wird, ist zwar genügend, um Elisabeths eifersüchtige Furcht, das Drängen ihrer Staatsmänner zur Hinrichtung der Gegnerin, den aufgeregten Haß des protestantischen Volkes zu erklären, nicht aber, um den unbefangenen Zuschauer gegen sie Partei ergreifen zu lassen. Man lese die eingehende Auseinandersetzung zwischen Maria und Burleigh im siebenten Auftritte unseres ersten Aktes nach, so kann man nur den Eindruck erhalten, daß das Verfahren, das man gegen sie eingeschlagen, ungesetzlich, das Gesetz selbst, nach welchem man sie verurteilt hat, nichtig, die Verurteilung ungerecht ist. Unsere Teilnahme ist trotz ihrer früheren Schuld dem Opfer unedler Staatskunst geweckt; sie wird um so kräftiger sein, als sie durch ihr Betragen sich derselben würdig macht.

Und dies thut sie. Denn, wenn ihr bei Beginn des Dramas noch eine Schuld, noch ein Fehler anhaftet, so sind wir Zeugen, wie sie sich entsühnt und läutert, von den Schlacken des Irdischen sich befreit. Den Höhepunkt dieses Vorganges offenbaren uns die Worte, welche die Dulderin in ihrer letzten Beichte spricht:

> Zerrissen ist das letzte ird'sche Band.

und:

> Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
> Die frühe, schwere Blutschuld abzubüßen.

Auf die Frage, ob diese innere Entwicklung schon im ersten Akte vorbereitet ist, werden wir ebenfalls bejahende Antwort finden.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung muß auffallen, daß die Unterredung Marias mit Hanna Kennedy im ersten Akte (Scene 4) ihr Seiten- und Gegenstück in dem Auftritte des fünften Aktes hat, in welchem Maria ihrem ehemaligen Diener, dem zum Priester geweihten Melvil, ihre Beichte ablegt. Ich muß hier der Versuchung widerstehen im Einzelnen nachzuweisen, welch gewaltigen Fortschritt in der Seelenläuterung der büßenden Königin die letztere Scene gegen die erstere kundgibt; nur soweit zur Lösung meiner Aufgabe unumgänglich ist, will ich den Vergleich anstellen. Treue Dienerin, treuer Diener; Trostworte von beiden: freilich wie verschieden! Oberflächlich und leichtherzig von der Amme, ernst und eindringend von Seite des zum Priester geweihten Dieners. Aber selbst, daß ein würdevollerer Gewissensberater auftritt, ist insofern schon im ersten Akte vorbereitet, als in diesem Maria um Zulassung eines Priesters bittet, der ihr der Kirche Trost, der Sakramente Wohlthat bringe.

Nun zu Marias Seelenzustand, wie er sich im ersten Akte offenbart. Sir Paulet spricht, da er sie kommen sieht — Maria betritt zum ersten Male die Bühne —:

> Den Christus in der Hand,
> Die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen.

Der strenge Mann mag wohl zu herb urteilen; indessen Augenblicke, in welcher die Rüge der genannten Fehler nicht ganz grundlos ist, scheint Maria doch gehabt zu haben: sagt doch auch Hanna zu ihr:

> Wart ihr doch sonst so froh, Ihr pflegtet mich zu trösten,
> Und eher mußt' ich Euren Flattersinn,
> Als Eure Schwermut schelten.

Daß sie auch jezt noch nicht zu einer Anschauung gelangt ist, wie sie aus den oben angeführten Worten ihrer Beichte hervor-

geht, ist jedenfalls daraus zu ersehen, daß sie noch immer auf ihre Befreiung sinnt, auf Vermählung mit einem neuen Gatten denkt. Ja wenn sie in der Unterredung mit Mortimer ihr Recht ihr unglückseliges Recht, die einz'ge Quelle aller ihrer Leiden nennt, so übersieht sie den tiefern Zusammenhang ihrer schottischen Verschuldung und ihres Leidens in England. Von jener Auffassung ihres Leidens, die sie am Ende des Dramas ausspricht, ist sie also noch weit entfernt.

Aber sie befindet sich doch auf dem Wege dazu. Zeugnis legt besonders ihr Gespräch mit Hanna ab. Mit würdiger Fassung erträgt sie die harte Behandlung, die ihr von dem neuen Kerkermeister Paulet zu Teil wird; als Hanna rauhe Worte desselben empörend findet, sagt sie:

> Wir haben in den Tagen unseres Glanzes
> Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehen:
> Gerecht ist's, gute Kennedy, daß wir
> Des Vorwurfs ernste Stimme jezt vernehmen.

Die Schwere ihrer Schuld erkennt sie, sucht sie durch Buße und Fasten zu sühnen. Hannas Zureden, das ihre Selbstvorwürfe entkräften soll, kann ihr erwachtes Gewissen nicht beruhigen. Wenn sie, wie schon berührt, bei anderer Gelegenheit nach einem Priester verlangt, so will sie sicher nicht in äußerlicher Weise sich entlasten: dafür zeugen ihre Worte:

> Des Gatten racheforderndes Gespenst
> Schickt keines Messedieners Glocke, kein
> Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Und wieder:

> Und blutig wird sie (die blutige That) auch an mir sich
> rächen.

Es ist wahr: der Tag dieses Gespräches — der Todestag ihres gemordeten Gatten — ist besonders geeignet, solche Gedanken in ihr zu wecken; bald geht ihr Sinnen wieder auf Befreiung,

auf einen neuen Ehebund; aber jene Gedanken sind doch in ihr erwacht: ihr Leiden, das sie Elisabeth gegenüber nicht verdient hat, als Buße für das frühere Vergehen hinzunehmen hat sie bereits angefangen: der erste Schritt zu jener Auffassung, vermöge deren sie in solcher Strafe eine göttliche Gnade, das Mittel zur Läuterung ihres Herzens erkennt, ist gethan.

Doch ich breche ab. Für die gemachten Aufstellungen ließen sich noch weitere Belege beibringen; manches, was hieher gezogen werden könnte, ist übergangen oder nur gestreift worden. Es läge auch noch nahe, auf die Kunst aufmerksam zu machen, mit welcher der Dichter es verstanden hat, den Stoff so flüssig zu machen, daß wir vom ersten Momente lebendig fortschreitende Handlung anzuschauen glauben; doch ich unterlasse das, weil es nicht einen unerläßlichen Bestandteil meiner Aufgabe bildet.

Schon die bisherigen Ergebnisse unserer Betrachtung geben uns ein Recht zu behaupten: Als Exposition erfüllt der erste Akt unseres Meisterdramas seine Aufgabe im vollsten Maße. Er legt die Situation so dar, daß alle Faktoren der ferneren Handlung gegeben sind, weckt die Teilnahme für die tragische Heldin und legt, wie für die Entwickelung der äußeren Handlung, so auch für die tieferen seelischen Vorgänge wenigstens alle Grundlagen. Im ganzen Drama geschieht nichts, worauf wir nicht durch den ersten Akt vorbereitet wären, im ersten Akte fällt kein Wort, das nicht für das Ganze Folge oder Bedeutung hätte. Und wenn „Maria Stuart" unbestritten als ein Kunstwerk ersten Ranges gilt, wenn es seine Wirkung auf jeden Leser, jeden Zuschauer, hochgebildet oder naiv, wenn nur überhaupt empfänglich, übt, so darf ein Teil des Verdienstes wohl dem kunstvollen Aufbau des ersten Aktes zugeschrieben werden.

54.

Ist in Goethes „Torquato Tasso" Tasso dem Untergange unwiderruflich verfallen?

Der heitere Sonnenblick, der bei Beginn des Goethischen Dramas „Torquato Tasso" über dem Dichter, nach welchem das Stück benannt ist, lächelte, ist im Verlaufe der Handlung erloschen, düster wird es um ihn — und in ihm; verzweifelnd sieht er keinen Halt mehr außer sich, keinen in sich; in seiner letzten Rede vergleicht er sich mit einem Schiffbrüchigen:

„Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf".

Immer lebhafter ist unsere Teilnahme für den Dichter geworden, dessen zartes, edles Gemüt uns für ihn gewonnen hat, dessen hohes Talent ihm die schönste Zukunft und den glänzendsten Ruhm in Aussicht stellte, ja in der Gunst des Fürstenhauses und in dem verliehenen Lorbeerkranz schon gesichert zu haben schien, und wir fragen uns bange: Wie? sollte dieser Mann dem Untergange unwiderruflich verfallen sein? ist keine Rettung möglich? soll die Nacht, die jezt über seinem Geschicke und über seinem Geiste liegt, keinem neuen Tage weichen?

Wir wollen durch eingehendere Betrachtung der Lage des Dichters und seiner Gemütsverfassung, wie sich dieselbe aus der Dichtung ergeben, Antwort auf die vorstehenden Fragen zu gewinnen suchen; kann uns doch der große Dichter nicht wirklich über einen so entscheidenden Punkt im Unklaren lassen. Finden wir Tasso dem Untergang verfallen, so mögen wir denselben hinnehmen, wie ein anderes tragisches Geschick, mit resignierter Trauer über die Blüte, die der Reif getötet hat; finden wir eine andere Lösung, wie wir sie wünschen möchten, so werden

wir freier atmen: in beiden Fällen werden wir an Verständnis des Herz und Geist gleich mächtig erfassenden Werkes gewinnen.

Es ist wahr: der heftige, in seiner Leidenschaft alles Maß vergessende Jüngling hat alles gethan, um sich am Hofe von Ferrara, der ihm Schutz und Förderung bot, unmöglich zu machen. Er hat selbst den Abschied verlangt, er hat den Fürsten erzürnt, die Prinzessin beleidigt, Antonio herausgefordert, ja er hat die Schranken der Sitte in einer Weise durchbrochen, daß schon Rücksicht auf die Welt es verbietet, ihn wieder aufzunehmen. Wo wird er eine ähnliche Aufnahme finden? Er selbst ist mittellos und aus seiner Heimat verbannt, ohne andere Freunde, als die er eben von sich gestoßen hat.

Dazu kommt noch, daß er nicht gelernt hat, seine äußeren Verhältnisse zu regeln. Wir haben erfahren von seiner Nachlässigkeit und Unordnung in dieser Beziehung, während er zugleich Ansprüche zu machen gewöhnt ist, sich nichts versagen mag. Einen solchen Menschen muß die Not doppelt schwer drücken: ist da nicht zu fürchten, daß sie ihn niederdrücke, daß sie seinen Geist lähme, sein Talent verkümmern lasse?

Berücksichtige man noch die andern Schwächen seines Charakters, die ihm überall im Wege sein werden. Er ist mißtrauisch, geneigt in allem Widrigen, was ihm zustößt, Absicht und Plan zu sehen, ist unfähig Widerspruch zu ertragen, der ihm als Gegnerschaft erscheint, gleich abgestoßen von denen, deren Wesen mit seiner Art zu fühlen nicht übereinstimmt, und zu stolz, um seine Abneigung hintanzuhalten. Muß ein solcher Charakter nicht sich Feinde schaffen, wo er sie noch nicht hat, gewonnene Freunde sich entfremden?

Und nun bedenke man noch den Gemütszustand des unglücklichen Jünglings. Eine Liebe, die ihn beglückte, die ihn zum höchsten Streben spornte, seiner Leier die zartesten Töne einhauchte, ist ihm entrissen: er darf die Prinzessin nicht mehr sehen, nicht mehr die tiefsten Empfindungen mit ihr tauschen; er weiß sie zürnend, ihm entfremdet — und das durch eigne

Schuld. Denn er hat sie beleidigt, indem er die Schranke der Sitte freventlich durchbrach, er hat das geistige Band, das die beiden verknüpfte, zerrissen, indem er es in die Sphäre der Sinnlichkeit herabzog; ja noch mehr, er hat selbst ihr Bild in seinem Herzen entweiht, als er in sinnlosem Toben Schmähungen über sie ausstieß. Der tief empfindende Jüngling kann sich, zur Besinnung gekommen, das nicht vergeben, er wird sich in Selbstvorwürfen aufreiben.

Ja, eine traurige Aussicht öffnet sich für ihn, und wohlberechtigt ist der Zweifel, ob sich seine Lage wieder freundlicher gestalten, ob er sich wieder sammeln, Ruhe des Herzens und Fähigkeit zu poetischem Schaffen gewinnen wird; ob nicht seine äußeren Verhältnisse unwiderruflich zerstört, sein Inneres unheilbar zerrüttet ist.

Und doch finden sich Anhaltspunkte für eine hoffnungsvollere Auffassung. Überblicken wir zunächst die äußeren Verhältnisse. Der Fürst hat Antonio gegenüber die Besorgnis ausgesprochen, daß Scipio Gonzaga, daß der kluge Medici ihm Tasso „entwenden“ möchte.

„Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Die Bessern zu besitzen, zu benutzen“.

Sollte da nicht Aussicht für den Dichter des „befreiten Jerusalem“ sein, an einem andern Hofe eine ähnliche Aufnahme zu finden, wie er sie in Ferrara gefunden? Aber von solcher Möglichkeit abgesehen, ist es doch noch nicht ausgeschlossen, daß Tasso in Bezug auf seine äußere Existenz noch von Ferrara selbst aus Unterstützung erhalte. Alfons zürnt, aber er hat schon früher dem Jünglinge manchen übereilten Schritt nachgesehen: könnte er nicht auch diesmal Verzeihung üben? Und wenn Alfons unerbittlich ist, so dürfen wir von der Prinzessin anderes erwarten. Erinnern wir uns an das Wort, das

Eleonore Sanvitale zu Tasso in Bezug auf die Gesinnung der Prinzessin früher gesagt hat:

„Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt“.

Rufen wir uns zurück, wie tiefe, wenn auch zurückhaltende Liebe zu Tasso sich in der Unterredung der Prinzessin mit Eleonore zu erkennen gibt, so können wir nicht glauben, daß mit einem Male diese Liebe in ihrem Herzen erloschen sei. Sie hat in der angezogenen Unterredung, allerdings vor dem letzten Ausbruche von Tassos Leidenschaft, die Absicht ausgesprochen, von dem ihr zugefallenen Erbteil Tasso zu unterstützen, so lange er ferne vom Hofe sei: da ist wohl zu erwarten, daß sie jezt, wenn alle andern ihn verlassen, ihre Hand nicht abziehen wird. Und Antonio, der freilich vorher dem Tasso schroff entgegengetreten ist, ist sich des Fehlers, den er begangen hat, bewußt und bestrebt, sein Unrecht gut zu machen: er wird Fürsprecher bei den fürstlichen Personen und der richtige Vermittler der Fürsorge der Prinzessin sein.

Hoffnungslos ist also die äußere Lage nicht. Alles kommt darauf an, ob Tasso selbst fähig ist, von dem Schlage, der ihn getroffen hat, sich zu erheben, ob er es über sich gewinnen kann, die Fehler, die ihm anhaften, die sein Verderben vollenden müssen, wie sie sein jetziges Unglück herbeigeführt haben, abzulegen und seinem Charakter die Bildung und Vollendung zu geben, die unerläßlich ist, um den Kampf des Lebens zu bestehen, fest zu sein gegen innere Unruhe, gegen äußere Angriffe. Da findet sich denn, daß gerade in dem anscheinend schlimmen Stande der Dinge die Bedingungen zu gedeihlicher Entwickelung gegeben sind. Am Hofe von Ferrara hat Tasso allerdings manche Förderung seines dichterischen Genius genossen, aber nicht so in Bezug auf seine Charakterbildung. Er ist, um es kurz zu sagen, verhätschelt worden: alle Sorge wurde ihm abgenommen, seinen Launen wurde nachgegeben, den Ausbrüchen seiner Heftigkeit verziehen. Nicht einmal in Bezug auf Genuß

von Speise und Trank hat er gelernt, das ihm Zuträgliche auszuwählen, das Schädliche zu vermeiden; was den Gaumen reizte, genoß er unmäßig, und verdarb sich damit Blut und Stimmung. Nun muß er hinaus, zu magerer Kost und freier Luft, hinaus ins öffentliche Leben, wo er sich zusammennehmen muß: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen“. Hart und ungewohnt mag es ihn ankommen, aber er wird die Arznei nehmen müssen, und wenn sie bitter schmeckt, was schadet das, woferne sie heilsam ist?

Zudem hat er den Freund gefunden, der — aus Freundespflicht — nicht schont, wo Strenge nützlich ist, gefunden in Antonio.

„Ich werde dich in dieser Not nicht lassen,
Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht,
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen“.

Nicht mehr gibt dieser gegen seine bessere Überzeugung nach, wie er früher einmal gethan —

„Weil ich dir doch, o Tasso, schaden soll,
So wähl' ich denn den Weg, den du erwählst“ —,

Nein, er will Tasso nicht gehen lassen, wie dieser, noch fassungslos, verlangt. Und Tasso unterwirft sich dem einsichtsvollen Freunde:

„So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es gethan;
Ich widerstehe nicht, so ist mir wohl“.

Das hat Tasso bisher gefehlt, ein wohlmeinender, aufrichtiger Freund, der ihn leiten, dem er vertrauen und folgen kann.

Aber der Schmerz um das verlorene Glück? Und das Bewußtsein der eigenen Schuld? Wer kann ihn davon befreien? Fürs erste hat Tasso selbst die Hilfe gefunden in der erleichternden Thräne, in dem erlösenden Liede:

„Die Thräne hat uns die Natur verliehn,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen.
Und wenn der Mensch in seiner Qual erstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide".

Und das Bewußtsein seiner Verschuldung, auch das mag schmerzen. Aber wenn überhaupt eine gründliche Besserung eintreten soll, so ist dies eben nur dadurch möglich, daß er einsieht, wohin ihn, den seines Wertes bewußten, auf seines Herzens Stimme allein vertrauenden, die Nachsicht gegen seine krankhaften Regungen, die Mißachtung der äußeren sittlichen Ordnungen geführt hat. Teuer muß er die Lehre bezahlen; aber je höher der Preis ist, um den er sie erkauft, um so höher wird er sie achten, um so sicherer verwerten. Wir haben bisher nur die Schwächen Tassos, nur das Einseitige, Unfertige seines Charakters berücksichtigt; beachten wir jezt auch, daß seine Gesinnung an sich zart und edel ist, daß seine Fehler zum Teil Fehler der Jugend und Unerfahrenheit sind, seine Reizbarkeit teils durch seine ungeeignete Lebensweise, teils durch zu ausschließliche Hingabe an seine poetischen Arbeiten hervorgerufen ist. Solche Gebrechen sind zu heilen, wenn es der Kranke ernst nimmt; und darum dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß das gestörte Gleichgewicht der Seele wieder hergestellt, daß die herrlichen geistigen Anlagen des Dichters durch Entwickelung des Charakters erst zu gedeihlicher Entfaltung, zu voller Reife gelangen werden.

„Er fühle sich gestraft",

hat Antonius früher zum Fürsten gesagt,

„und strafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke".

„Er ist gestraft, ich fürchte, nur zu viel“

hat dort der Fürst geantwortet. Uns hat dieselbe Befürchtung beklemmt, als noch Schwereres über Tasso hereinbrach, wie jene erste „Strafe“, doch jezt hoffen auch wir, daß das Unglück auf ihn seine läuternde Wirkung üben werde. Wir dürfen jezt auch die letzten Worte Tassos selbst für unsere Ansicht anführen, da er sich zwar einem Schiffbrüchigen vergleicht, aber doch einem Geretteten:

„Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“

55.

Mit welchem Rechte nennt Lessing seine „Minna von Barnhelm“ ein Lustspiel?

Exordium.

Der Neuschöpfer des deutschen Schauspiels, der uns in seinem „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“ eine Dichtung von unvergänglicher Frische geschenkt hat, G. E. Lessing, bezeichnet dieses Stück als Lustspiel, und als solches wird es noch heute gegeben und genommen. Und doch weckt der Verlauf so tiefe Teilnahme und hinterläßt so ernste Eindrücke, daß man sich versucht fühlen möchte, die Berechtigung der Bezeichnung als Lustspiel in Zweifel zu ziehen und das Drama lieber einer Gattung zuzuteilen, welche zwischen dem tiefernsten Trauerspiel und dem fröhlich-heiteren Lustspiel in der Mitte stehend gewöhnlich einfach als „Schauspiel“ betitelt wird. Nun könnte man ja den Titel als gleichgiltig betrachten, wenn nur

das Stück gut sei; indessen, wenn ein Mann, der gerade als Kunstrichter, fast möchte ich sagen, als Gesetzgeber im Gebiete der dramatischen Poesie die uneingeschränkte Anerkennung genießt, seine eigne Schöpfung einer bestimmten Gattung zuweist, so liegt für uns darin eine Aufforderung, aufsteigende Zweifel an der Richtigkeit seines Ausspruches nicht etwa einfach zu unterdrücken — das wäre nicht in des kühnen Denkers Sinne gehandelt —, sondern sie durch eingehendere Betrachtung zu lösen oder zur Gewißheit zu führen. Wollen wir auch nicht selbst als Dichter auftreten oder als Kunstrichter Urteile abgeben, so wird doch unser Verständnis vertieft, unser Urteil berichtigt und wir befähigt werden, dieses und andere Werke voller zu genießen und dauernden Gewinn daraus zu ziehen. Demgemäß wollen wir im Folgenden untersuchen, mit welchem Rechte Lessing das angeführte Stück als Lustspiel bezeichnet.

Es ist richtig: unser Mitgefühl für den Helden des Stückes wird in einem Maße in Anspruch genommen, das nahe an das tragische Mitleid reicht. Die Lage, in der wir ihn bei Beginn der Handlung finden, ist drückend, seine Zukunft bedroht; er selbst empfindet sein Unglück schmerzlich bis zur Verbitterung, und die glückliche Lösung tritt erst zu allerletzt ein. Ziehen wir noch in Betracht seinen ehrenhaften, echt adeligen Charakter, von dem wir von seinem ersten Auftreten an Proben sehen und der gerade durch seinen schmerzlichen Verzicht auf das höchste Glück schlagend dargethan wird, so können wir der lebhaftesten Teilnahme an seinem Leid uns nicht entschlagen. Und noch ein Umstand ist es, der, mag er auch sonst den Wert der Dichtung erhöhen, doch den Genuß, den wir von einem Lustspiel erwarten, zu beeinträchtigen droht: es ist der Ideengehalt des Stückes. Was wahre Ehre ist, was sie vom Manne fordert, welches Unglück schon die Schädigung der Ehre vor der Welt bringt, Fragen von solcher Bedeutung werden aufgeworfen und, wo sie nicht direkt beantwortet werden, uns die Beantwortung nahe gelegt oder zugemutet. Bei solchem Ernste der Situation,

solcher Bedeutung der andrängenden Betrachtungen mag einem wohl das Lachen vergehen — und Lachen ist doch der Endzweck des Lustspiels.

Ja, wenn Lachen, nichts als Lachen Endzweck des Lustspiels ist, so hat Lessing gefehlt. Gefehlt auch durch Scenen, welche zwar nicht den schweren Ernst bringen, wie wir ihn oben gekennzeichnet haben, aber eine Rührung des Herzens hervorrufen.

Bemerkungen und Erläuterungen.

Zu 1—7. Ich bezeichne in beabsichtigter Unordnung einige verwandte Themen: Bild des Künstlers und Photographie, Pflug und Feder, Gold und Eisen, Stadtpark und Bergwald, Burg und Villa, Roß und Dampfwagen, Fuß und Dampfwagen, Orangenbaum und Kartoffelstaude, Hauptbuch und Harfe, Kahn (Zugschiff), (Segelschiff) und Dampfer; übrigens was hindert nicht blos Themata, die durch ihren reichen Inhalt sogar verwirrend wirken können, wie Burg und Villa, sondern einmal einfachere zu stellen?

Zu 6 u. 7. Zu der Arbeit, die ich einmal aufgab: „Pflug und Schwert, Vergleichung in Form eines Dialogs“, lauteten die Eingänge zweier Schüler: „In der Ecke einer Schmiede lehnte ein Schwert u. s. w.“ und „Ein Schwert begegnete auf einem Spaziergange einem Pfluge“.

Zu 9. Das Thema ist wohl überreich, aber auch sehr lehrreich, insofern an diesem Aufsatze die zweifache Entwicklung — Ausbreitung und logischer Fortschritt — deutlich gemacht werden kann.

Einmal im Jahre dürften wohl eifrige Jünglinge sich an einem umfangreicheren Thema versuchen. Übrigens gestattet diese Aufgabe noch eine Art der Bearbeitung, daß nämlich der Einzelne einen Teil mache mit Rücksicht auf das Ganze.

Zu 11 u. 12. Wohl zu beachten der Unterschied von erklärender Umschreibung und Erklärung. Schillers Rätsel 6. ist für Schüler zu schwer zu bearbeiten, aber ein sehr dankbarer Stoff zur Besprechung in der Schule. Nach dem gegebenen Muster sind andere leicht zu behandeln, besonders 1, 3, 4, 10, 11, 13. Was von 6, gilt ziemlich von 8.

Zu 13—16. Zu ähnlicher Behandlung eignen sich unter andern: „Boleslaw" von O. F. Gruppe, „Die Fischerhütte" von Ferd. Stolle, „Der blinde König" und „Bertran de Born" von L. Uhland, „Das Bahrrecht" von Fr. v. Schack.

Zu 17. Darnach ließe sich machen: „Sturz des Amulius, Ballade in Prosa". Oder auch: „Sturz des Amulius in einigen dramatischen Scenen". Natürlich nur für einen geweckteren Kopf, der Neigung zu so etwas hätte.

Zu 18—26. Die Schulanalyse kann sich in der Regel nur auf Inhalt, Ordnung und Gedankenverbindung beziehen (Inhalt = sachlicher Inhalt und ideeller Gehalt). Für Schulung in der Auffassung und Aneignung fremder Gedanken, für Erkenntnis des Wertes einer übersichtlich geordneten und durchsichtigen Darstellung, für Übung in Präcision und in der Concentrierung des Ausdruckes kommt an Wert ihr kaum eine andere Schulaufgabe gleich. So nützlich, so wenig beliebt ist sie — wie jeder strenge Zwang. Die unter sich abweichenden

Formulierungen der Aufgabe sind wohl zu beachten, sie involvieren die Forderung einer bestimmten Redeform.

Zu 27—30. Ähnlich: „Der Handschuh" und „Der Taucher", freilich zugleich divergierend, Schillers „Kraniche" und v. Schacks „Bahrrecht", Ciceros Erzählung Tusc. V, 21 und Krummachers „Der Apfel", Plutarchs Erzählung Pyrrhus c. XIV und Castellis „Und dann", „Prinz Friedrich von Homburg" von H. v. Kleist und „Prinz Eugen" von Martin Greif, Beziehungen zu knüpfen zwischen „Des Sängers Fluch" von L. Uhland und dessen „Wiederkehr des Sängers".

Zu 31. Ähnlich „Steht Hor. Serm. I, 3 in Einklang mit seiner Neigung zur Satire?"

Zu 32. Verschiedene Partien der Anabasis gestatten dieselbe Frage zu stellen.

Zu 33. „Wie lernt Achilles sein Herz bezwingen?"

Zu 34. Dieselbe Aufgabe kann an andre Reden des Demosthenes geknüpft werden. Die vorliegende Ausführung fällt gegen das Ende notwendig ab; es handelt sich bei Aufgaben dieser Art nicht sosehr um Abrundung, als um die Übung im Finden und Erschließen. Jedenfalls ist eine Besprechung eines solchen Themas nach der Lektüre eines Stückes für die Schulzwecke fruchtbarer und anregender als die eingehenden „Einleitungen" zu einer Schrift.

Zu 35. Ähnlich „Vergleiche Titurius Sabinus, M. Cicero, Q. Labienus untereinander" oder „zwei derselben". (Caes. bell. Gall. V.)

„Vergleiche das Leben des Aristides mit dem des Themistocles" oder „dem des Pausanias". (Corn. Nepos.)

Zu 43. Für die Mehrzahl freilich entlegen, aber um so besser als Muster zu brauchen. Xen. Anabasis II bietet viele Anhaltspunkte für eine verwandte Charakteristik des Klearchus, auch wenn man die Charakterschilderung, die Xenophon selbst gibt, bei Seite läßt.

Zu 45. Ist freilich nicht jedem Schüler zuzumuten; aber man darf wohl einmal ein höheres Ziel zeigen.

Zu 46, 48-54. Der Schwerpunkt keiner dieser Abhandlungen fällt mit dem der betreffenden Dichtung zusammen, aber sie gravitieren nach demselben. Aufgaben der hier vorliegenden Gattung halte ich für die dankbarsten, insoferne sie gleichzeitig zum Eindringen in das Dichterwerk und zur Bildung des eigenen Urteiles Anlaß geben und nötigen, den Blick streng nach einem bestimmten Punkte zu halten und dabei doch den Überblick über ein Ganzes nicht zu verlieren und seitab Liegendes nicht zu übersehen. Dieser dankbarsten Aufgaben gibt es die reichste Fülle. Auch die Benützung von Commentaren kann hier getrost gestattet werden, wenn auch immer daran festzuhalten ist, daß nur das vorliegende Werk beweiskräftige Quelle ist.

Zu 46. Ich war mir wohl bewußt, daß ich einige Topi ungenützt ließ: sie waren mir für die Verwertung im vorliegenden Falle zu wenig fruchtbar.

Zu 49. Das Absehen von der Geschichte ist eigentlich selbstverständlich, kann aber in der Schule nicht genug betont werden. Die Geschichte — richtiger, die dem Dichter vorliegende Tradition mag wohl unter Umständen subsidiär zur Erklärung eines Dichterwerkes herangezogen werden, aber als positive Ergänzung nur zur Erklärung ein-

zelner Andeutungen und Anspielungen. Widerspruch der historischen Tradition und der Dichtung oder Ignorierung historischer Fakta in der Dichtung kann Fragen anregen, deren Erörterung sehr fruchtbar werden kann für die Erkenntnis der Intention des Dichters, deren Lösung jedoch ausschließlich auf Grund des in der letzteren Gegebenen anzustreben ist. So z. B. mag auf Grund der Ergebnisse obiger Abhandlung mit Benützung einiger Äußerungen Goethes die Rechtfertigung desselben gegen Schillers Ausstellungen versucht werden.

Zu 53. Herrn Fielitz aufrichtigen Dank für seine „Studien“.

Zu 55. Das letzte Stück ein Torso. Sollte die Ergänzung zu schwierig sein? Ohne Mitwirkung des Lehrers wird sie kaum gelingen; aber eine Untersuchung und ein Nachweis, welche Argumente durch dieses Exordium angekündigt oder gefordert sind, möchte wohl anregend und fruchtbar genug sein. Dieser Grund mag einen so auffallenden Buchabschluß erklären, wenn ich auch gestehen will, daß nebenbei mir der Gedanke kam: „Möchte doch wissen, ob einige Leser gerne weiter lesen würden“.

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Themata.

Vergleichungen.

Abhandlungen.

Seite

II. Themata im Anschluß an die Lektüre.

Umformungen.

Analysen und Verwandtes.

Vergleichungen der Dichtungen oder Abschnitte an sich.

Feststellungen von Thatsächlichem.

Beurteilungen von Thatsächlichem.

Charakteristiken.

Abhandlungen zur Erfassung bestimmter Seiten größerer Werke.